<36636687720019

Die

# Sprichwörtlichen Redensarten

## im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

---

Ein Beitrag
zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

**Wilhelm Borchardt.**

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1888.

# Die

# Sprichwörtlichen Redensarten

## im deutschen Volksmund.

Die

# Sprichwörtlichen Redensarten

## im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

---

Ein Beitrag
zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

**Wilhelm Borchardt.**

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1888.

# Vorwort.

Eine Erläuterung sprichwörtlicher Redensarten gehört zu den längst ausgesprochenen Bedürfnissen. Ihre Notwendigkeit ist nicht nur zu den verschiedensten Zeiten anerkannt worden, sondern man ist auch schon mehrfach mit Erklärungsversuchen hervorgetreten. So haben namentlich in den letzten Jahren verschiedene Zeitschriften, ja auch Zeitungen eine Reihe zum Teil recht schätzenswerter Beiträge zur Aufklärung deutscher Redensarten geliefert.

Dem allgemeinen Bedürfnisse ist indes noch immer nicht abgeholfen. Deshalb erschien es mir als eine höchst dankbare Arbeit, die eigene Kraft an der Bearbeitung dieses Stoffes zu versuchen, und so entstand die vorliegende Sammlung. Möge sie der billige Beurteiler mit Nachsicht aufnehmen!

Teterow, im März 1888.

**W. Borchardt.**

# Einleitung.

Seine Muttersprache nicht bloß zu kennen, sondern sie auch zu erkennen und sie zu begreifen in allen ihren Formen und Weisen, sollte für jeden Gebildeten höchstes Ziel sein. Obgleich wir nun in einer Zeit leben, wo man gerade an sprachlich-philologischen Untersuchungen besonderen Anteil nimmt, zeigt sich uns doch, wie sehr zweifelhaft bisher der Erfolg geblieben ist.

So haben wir innerhalb unserer Sprache einen ungezählten Reichtum an stehenden Wendungen und Ausdrucksweisen, die von jedermann gern in Rede und Schrift zur Anwendung gebracht werden, deren eigentlicher Sinn und Ursprung aber außerhalb unseres lebendigen Bewußtseins liegt. Es gab jedoch eine Zeit, wo diese Ausdrücke noch voll und ganz in ihren ursprünglichen, unmittelbaren Beziehungen verstanden und aufgefaßt wurden, wo sie noch nicht zu dem geworden waren, was sie für uns heute sind, nämlich zu bloßen, durch Gebrauch und Überlieferung gewöhnlich gewordenen Formeln.

Wie es nämlich die Tendenz einer jeden Sprache ist, die Gedanken möglichst klar zur Anschauung und dadurch zur lebhafteren und wirksameren Erkenntnis zu bringen, so entlehnt auch der Mensch, über die engen Grenzen des Alltagslebens sich erhebend, gewöhnliche und bekannte Dinge aus der Alltagswelt und überträgt sie, durch die kühne Flugkraft seiner Phantasie getrieben, auf andere ähnliche

Bereiche, um diese durch sie anschaulicher, lebendiger und eindringlicher zu gestalten. So wird das Unsichtbare und Reingeistige durch Bilder aus Natur- und Menschenleben gleichsam verkörpert, die Idee gewissermaßen mit sinnlichen Farben gefärbt.

Andererseits geschieht es auch, daß in den Zeiten der unmittelbaren Ausdrucksweise und der lebendigen Eindrücke der schaffende Sprachgeist allmählich an die Stelle der eigentlichen Bezeichnung die uneigentliche treten läßt; das ursprünglich Konkrete wird abstrakt, zum Begrifflich-Allgemeinen erhoben, wobei wiederum die ursprünglich konkrete Bedeutung als Unterlage die allgemeine und darum höhere Idee leichter faßbar und begreiflich machen soll.

Meist in dem Kopfe geistreicher, witziger und genialer Naturen entsprungen, findet diese Weise des Ausdrucks, diese A r t d e s R e d e n s (Redensart) Anklang und Beifall bei befreundeten Menschen, wird nachgeahmt im Reden und Schreiben und nimmt nun ihren Weg in immer breitere Schichten, bis sie schließlich, zum Teil noch mit mancherlei Modifikationen, als usus loquendi in aller Leute Mund gelangt. Im Laufe der Entwickelung von Sprache und Kultur verdunkelt sich dann die ursprüngliche, eigentliche Bedeutung, was namentlich der Fall ist bei den sogenannten historischen Sprichwörtern und Redensarten wegen ihrer speziellen Beziehungen auf Personen, Zeiten und Vorgänge.

Der Weg nun, den wir als Kommentator sprichwörtlicher Redensarten eingeschlagen haben, mußte, ähnlich dem des Naturforschers, ein sammelnder sein. Wie sich aber dem Geologen bei dem unscheinbarsten Steinchen, das er aufgelesen, oftmals nach genauer Untersuchung die erhabensten Lehren in Bezug auf unsern Erdball ergeben, so zeigt sich auch bei unsern volkstümlichen Redensarten, so gewöhnlich und alltäglich sie uns auch auf den ersten Blick erscheinen, daß sie, voll des köstlichsten Inhalts, oft von

höchster Bedeutung sind, sodaß der Kulturforscher aus ihnen noch reichen Stoff für die Erkenntnis von Sinn und Eigenart seines Volkes schöpfen kann. Denn auch in vielen unter ihnen haben sich Spuren aus alter, ehrwürdiger Zeit zu uns herübergerettet, Spuren denen vergleichbar, die der Geologe in den Abdrücken antediluvianischer Steingebilde findet und betrachtet.

Eine Sammlung sprichwörtlicher Redensarten im deutschen Volksmund würde aber nur dann ein Recht auf Selbständigkeit beanspruchen können, wenn dieselbe für sich als Ganzes besteht und nicht z. B. in das Gebiet der Citate oder der geflügelten Worte übergreift. Wir wollen deshalb versuchen, uns über diese Begriffe Klarheit zu verschaffen.

Das Citat ist ein von einem Schriftsteller entlehnter Gedanke, den wir anwenden mit vollem Bewußtsein, ihn irgendwoher entlehnt zu haben. Da der Urheber als eine Autorität geachtet wird, so gilt das Citat oft als bekräftigend, erhärtend, Beweis unterstützend. Oftmals aber bedient man sich dieser Citate nur zu dem Zwecke, um dadurch seine Belesenheit zu zeigen. Es ist ja eine bekannte Schwäche des Deutschen, daß er vor allem „gebildet" erscheinen will; er prunkt deshalb gern mit Citaten. Diese Lust am Citieren ist uns so eigentümlich, daß schon der jugendliche Langschläfer den Wallenstein citiert: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun." Da nun aber vielfach falsch citiert wird, so ist es ein sehr nützliches Unternehmen gewesen, daß Professor Büchmann die schönsten Gedanken ausgezeichneter Menschen in seinem Buche, betitelt „Geflügelte Worte", zusammengebracht hat.

Diese Citate oder sogenannten geflügelten Worte sind gleichwie Ornamente, von Künstlerhand geschaffen. Von den sprichwörtlichen Redensarten, die gewissermaßen als Bausteine in dem Aufbau der Rede aufgefaßt werden können, unterscheiden sie sich gerade dadurch, daß sie sich auf einen

bestimmten litterarischen oder geschichtlichen Ausgangspunkt zurückführen lassen.

Im Gegensatz zu solcher Urheberschaft zeigt sich der Volksmund nun dadurch als ebenbürtiger Autor, daß er alles Sprichwörtliche als Volkseigentum betrachtet und die Anonymität desselben meist so strenge wahrt, daß er von einem einzelnen Verfasser nichts wissen will.

Deshalb wird es notwendig, die bloß geflügelten Worte von dem, was sprichwörtlich ist, sorgfältig zu unterscheiden. Allerdings ist es nicht immer leicht, die Grenze zwischen beiden Gebieten mit mathematischer Genauigkeit herzustellen; dennoch wird sich ein jeder Ausdruck mehr zu der einen oder zu der andern Kategorie hinneigen.

Unter einem Sprichwort verstehen wir nun allgemein eine bei dem Volke übliche Redensart, wodurch in gedrängter Kürze eine anerkannte Wahrheit auf echt volkstümliche Weise ausgesprochen wird; daher kann nur eine landläufige Redensart als sprichwörtlich angesehen werden, nicht auch eine, die vom Volke nicht angenommen ist. Torquato Tasso (II, 1, 221) sagt z. B.: „So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.“ Dieses Goethesche Wort, das so vielfach Anklang gefunden hat, steht indessen nicht in dem Range eines Sprichworts; höchstens ist es als geflügeltes Wort zu bezeichnen. Ebenso verhält es sich z. B. mit dem viel gehörten Worte: „Das ist der Anfang vom Ende!“ s. v. w. es dauert noch eine Weile, bevor das Ende da ist; ein Wort Talleyrands, das er in dem Augenblicke gesprochen hat, da in Paris die Kunde von der Katastrophe des russischen Feldzuges eintraf.

Die sogenannten sprichwörtlichen Redensarten und die eigentlichen Sprichwörter haben nun das gemein, daß sie zu allgemeiner Anerkennung und zu häufigem Gebrauche gekommen sind. Sie stimmen ferner überein in den Sprachbildern, den Tropen, Metaphern, Hyperbeln und allen den-

jenigen Redefiguren, welche ein charakteristisches Gepräge des volkstümlichen Sprachschatzes sind. Weiter sind sie auch insofern nahe Verwandte, als die Redensarten gleichsam Keime der Sprichwörter sind; denn ohne Zweifel haben sich viele der letztern aus ihnen entwickelt. Beispiele: sich nach der Decke strecken (Redensart); ein jeder strecke sich nach der Decke (Sprichwort); — zwischen Thür und Angel sein (Redensart); zwischen Thür und Angel soll sich niemand legen; u. s. f.

Doch unterscheiden sich beide auch wesentlich. Die eigentlichen Sprichwörter enthalten Vorschriften der Klugheit oder Aussprüche der Lebenserfahrung als abgeschlossenen Gedanken in der Form eines Satzes präcise ausgesprochen. Die sprichwörtlichen Redensarten dagegen sind sinnbildliche Ausdrucksweisen, die eine gleichsam stehend gewordene Einkleidung eines im Leben oft zur Anwendung kommenden Gedankens, oder einer oft zu bezeichnenden Handlung, eines Zustandes u. dgl. enthalten; Beispiele: einen über die Achseln ansehen; etwas auf die lange Bank schieben; Lunte riechen; Haare auf den Zähnen haben u. s. f. Einige treten indessen der Form nach dem Sprichwort sehr nahe, z. B.: es ist noch nicht aller Tage Abend; da stehen die Ochsen am Berge; mitgegangen, mitgehangen; umgekehrt wird ein Schuh daraus u. s. f. Doch so nahe sich beide Gebiete wiederum berühren, so augenscheinlich ist doch ihr Unterschied, daß man im ganzen sie gar wohl auseinander zu halten vermag.

Bisweilen finden sich in den Redensarten gewisse Parallelismen, die in der Nebeneinanderstellung zweier oder mehrerer Begriffe bestehen; diese Wörterpaare sind in der Regel durch die Kopula „und" verbunden, z. B. über Hals und Kopf, Knall und Fall, Kind und Kegel; kurz und bündig, weit und breit, gäng und gäbe u. s. f. Wir haben eine große Zahl derselben unter „Ach und Krach" systematisch zusammengetragen.

Eine viel verbreitete Ansicht ist, daß sich noch täglich neue Redensarten bilden. Wir müssen dies als irrtümlich bezeichnen. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß bisweilen geflügelte Worte zum Gemeingut des Volkes werden können, so ist es im ganzen doch Thatsache, daß unsere Zeit in der angegebenen Beziehung nur sehr wenig schöpferisch ist. Denn wie mit dem Fortschritt der Kultur fast unvermeidlich ein Rückschritt der Poesie verbunden ist, so vollzieht sich auch innerhalb der Sprache, die in ihrem ursprünglichen Zustande dichterisch ist, eine Veränderung von der Anschauung im Bilde zu einer mehr oder minder realistischen Auffassung der Dinge. Bei Nationen wie bei Individuen findet zuerst die sinnliche Wahrnehmung statt; darauf folgt das zergliedernde Unterscheiden durch den Gedanken. Von einzelnen Bildern geht der Fortschritt zu allgemeinen Begriffen über; daher ist das Wörterbuch einer hochgebildeten Gesellschaft philosophisch, das eines halbgebildeten Volkes poetisch.

Wie aber ein Volk überall am Alten hängt, wie es seine Sitten und Gebräuche, seine Sagen und Märchen Jahrhunderte hindurch mit wunderbarer Treue erhält, so hat es auch jene volkstümlichen Ausdrucksweisen, die zum Teil in der ältesten Zeit wurzeln und meist älter sind als die deutschen Schriften selber, in seiner Sprache bewahrt. Am meisten sind sie noch verbreitet unter der ländlichen Bevölkerung, in den Kreisen der Berg-, Forst- und Seeleute, der Handwerker, Soldaten u. s. w. Aber schon manches gute Wort, das unsere Alten im Munde führten, manch trefflicher Ausdruck, der ihre Gedanken und Vorstellungen in ein malerisches Gewand einhüllte, ist erloschen, und von Generation zu Generation wird sich der Schatz derselben verringern! Denn in dem Maße, wie sich in unserer schnelllebigen Zeit die Menschen verfeinern, wie sich ihre Sitten und Gebräuche anders gestalten, in demselben Maße werden auch gewisse Ausdrücke immer unverständlicher

werden, und sie sterben schließlich ab, gleich Pflanzen ohne Wurzeln.

Sehen wir demnach, daß unsere moderne Sprache immer mehr von ihrer alten Volkstümlichkeit verliert, ja daß sie im Grunde schon jetzt zu einer Bücher-, zu einer Gelehrtensprache geworden ist, so ist es erklärlich, warum die Litteratur der Neuzeit eine so geringe Ausbeute an volkstümlichen Ausdrücken und Redensarten gewährt. Die reichste und wichtigste Fundgrube bleibt für uns das Schriftentum der ältern Zeit, wichtig für uns insbesondere deshalb, weil eine Arbeit, welche die Entstehung deutscher Redensarten erklären will, vor allem auch die Forschung nach der Entstehungszeit berücksichtigen muß; denn obschon die Ermittelung derselben oft sehr schwierig, häufig gar nicht zu erreichen ist, so durfte dieser Punkt doch keineswegs vernachlässigt werden.

Von den ältern Denkmälern sind von Wichtigkeit und sind häufig citiert: Freidank, der „Renner" des Hugo von Trimberg, „Welscher Gast" von Thomas von Zickläre, „Tristan" von Gottfried von Straßburg, Winsbeke, Seifried Helbling, „Buch der Rügen", Bonerius, Suchenwirt, „Liedersaal" des Freiherrn von Laßberg; aus dem 15. Jahrhundert Vindlers „Blume der Tugend", die „Fastnachtsspiele", Muskatbluts „Dichtungen", das „Liederbuch" der Clara Hätzlerin; aus dem 16. Jahrhundert: S. Brants „Narrenschiff", Geilers von Kaiserberg „Predigten", Luthers Schriften, H. Sachs (herausg. von Götz 1824—30), Fischart, Th. Murner.

Von ältern Sammlungen sind hervorzuheben und wurden benutzt:

1) „Proverbia Communia" (15. Jahrhundert): von anonymem Verfasser; Sammlung von circa 800 niederländischen Sprichwörtern mit lateinischer Interlinearübersetzung (zuletzt, 1854, von Hoffmann von Fallersleben in seinen „Horae Belgicae", IX, 3—49, abgedruckt). Vgl.

Suringar, „Verhandeling over de Proverbia Communia" (Leiden 1864). — Ferner: H. Jellinghaus, „D. Proverbia communia, mittelniederdeutsch, aus einer Bordesholmer Handschrift vom J. 1486". Programm 1880.

2) „Desid. Erasmi Roterodami opus adagiorum. Lugduni apud Seb. Gryphium, M.D.L." — Sein erster Versuch, die bei den Alten vorkommenden Sprichwörter zu erklären, war ein Büchlein von nur 76 Blättern in Oktav, das im J. 1500 zu Paris erschien. Dieses Werk wurde in den folgenden Jahren wiederholt und jedesmal etwas vermehrt. Größere Ausdehnung gewann die erste Folio-Ausgabe vom J. 1508; später wurde dasselbe Werk noch vermehrt, sodaß es zuletzt 4151 Artikel enthält, Sprichwörter, Redensarten und viel gebrauchte Verse aus Dichtern zusammengenommen.

3) Joh. Fabri de Werdea, „Proverbia metrica". Wahrscheinlich schon vor 1495 in Leipzig herausgegeben.

4) Heinrich Bebel, „Proverbia Germanica". 1508. Bearbeitet von Suringar. — Da die lateinische Sprache früher allgemein gebräuchlich war, so sollte Bebels Arbeit als eine Anweisung gelten, wie einige der im täglichen Leben gebräuchlichsten Sprichwörter in korrektem Latein ausgedrückt werden sollten. Demgemäß nannte Bebel diese Schrift auch einfach: „Proverbia Germanica collecta atque in Latinam traducta", welcher Titel schon andeutet, daß wir hier nicht fortlaufende Erklärungen von Sprichwörtern zu erwarten haben.

5) Tunnicius. Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von Antonius Tunnicius gesammelt und in lateinische Verse übersetzt. Herausgegeben mit hochdeutscher Übersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben (Berlin 1870). — Diese Sammlung erschien zuerst 1514 in Köln; eine zweite Ausgabe 1515. Tunnicius (zu Münster geboren) fügte einem jeden Sprichwort in der

Sprache seiner Heimat eine Übersetzung in lateinischen Hexametern bei. Quellen sind namentlich die „Proverbia Communia“ und der Volksmund.

6) Joh. Agricola 1529. — Die älteste Ausgabe in zwei Teilen: „Drey hundert Gemeyner Sprichwörtter, der wir Deutschen vns gebrauchen, vnd doch nicht wissen, woher sie kommen, durch D. Johann Agricolam von Jßleben. Gedruckt zu Haganaw durch Johannem Setzerium, ym iar nach der gepurt Christi, M. D. vnd XXIX. — Der Ander teyl gemeyner Deutscher Sprichwörtter, mit yhrer außlegung, hat funfft halb hundert newer wortter. Johann Agricola Eißleben 1529.“ Später sind beide Teile in einen Band vereinigt und die Sprichwörter mit durchlaufenden Nummern bis 749 angegeben. Vgl. Latendorf: „Agricolas Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammler“ (Schwerin 1862).

7) Eberh. Tappius: „Germanicorum Adagiorum cum Latinis ac Graecis collatorum, Centuriae septem. Argentoratum 1539.“

8) „Namenlose (1.) Sammlung (Seb. Francks) vom J. 1532.“ Herausgegeben von F. Latendorf (Pösneck 1876). — Ursprünglicher Titel: „Siebenthalbhundert [650] Sprichwörter, Wie vnd wo sie in Teutscher Spraach von zier vnd bekürzung wegen der rede, gebraucht werden. Franc. Chri. Egen.“ — Am Ende: „Zu Franckfurt bei Christian Egenolph. Anno 1532. Im Hewmon.“

Der Verfasser sagt, er habe diese Sprichwörter aus einer vorhergegangenen Sammlung gezogen, welches keine andere als die des Agricola ist, dessen Ordnung auch fast völlig beibehalten ist.

9) Seb. Francks große Sprichwörtersammlung vom J. 1541: „Schöne Weise Herrliche Klugreden und Hoffsprüch“, ist außer durch Agricola noch durch Tunnicius, Tappius u. a. beeinflußt.

Die außerdem noch benutzten Werke der einschlägigen Litteratur sind in solcher Weise citiert, daß die hinweisenden Citate genügend verständlich sind.

Noch wollen wir hervorheben, daß nicht alles, was im deutschen Volksmund sprichwörtlich ist, auch auf heimatlichem Boden entsprossen ist. Obwohl sehr vieles autochthones Erzeugnis unserer Sprache ist und sich teils nur in dieser findet, teils auch in andere Sprachen übergegangen ist, so ist doch auch manches andere auf fremdem Boden gewachsen und in die heimatliche Erde verpflanzt worden. So entlehnten auch die Griechen Parömien (παροιμίαι, lat. proverbia, adagia) aus dem Orient und aus Afrika, die Römer von den Griechen und aller Welt, und in gleicher Weise schöpften die Modernen aus dem Altertum. Die Völker, denen wir Material entlehnten, sind unter den Alten vor allem die Hebräer, die Griechen und Römer, unter den Modernen hauptsächlich die benachbarten Völker, mit denen wir Verkehr unterhielten. Vieles aber gehört mehrern Völkern gleichzeitig an und ist unabhängig voneinander entstanden; noch anderes variiert in dem Bilde, das in den verschiedenen Sprachen zur Veranschaulichung desselben Gedankens dient.

# A.

## 1. Aal.

Dieses Tier verdankt seine sprichwörtliche Berühmtheit dem eigentümlich schlangenartigen Bau seines überall mit schleimig schlüpfriger Haut bedeckten Körpers. Daher figuriert es in folgenden bildlichen Vergleichungen und Redensarten:

Glatt wie ein Aal (aalglatt): von einem schlauen, nicht leicht zu fangenden heuchlerischen Menschen, der keinen Glauben hält, von einer schlüpfrigen Treue ist. Von Dichtern und Schriftstellern vielfach benutzt: „Schlüpfrig wie ein Aal ist ihr Leib." Blumauer; vgl. Sanders, Wörterbuch. Auch im Altertum hieß es sprichwörtlich: anguilla est: elabitur, „es ist ein Aal; er entschlüpft". Plaut. Pseud. 2, 4, 56.

Ebenso ist alt und allgemein verbreitet die Redensart:

Es hieße: den Aal beim Schwanze fassen, wenn... Lat.: anguillam cauda tenes (capessis, ligas), d. h. du darfst ihm nicht trauen; als Sprichwort aufgeführt bei Weismann, Lex. lat. 1758. I, 62. — Frz.: écorcher l'anguille par la queue. — Man sagt:

Wer einen Aal faßt bei dem Schwanz,
Dem bleibt er weder halb, noch ganz.

Zu vergleichen ist das frz.: Qui prend l'anguille par la queue et la femme par la parole, peut dire qu'il ne tient rien; und das engl.: There's as much hold of his word as of a wet eel by the tail, d. i. man kann sich an sein Wort so halten, wie bei einem nassen Aal an dem Schwanze.

Verwandte Redensarten sind: den Stier bei den Hörnern fassen (s. d.), das Pferd beim Schwanz aufzäumen (s. d.)

und lat.: lupum auribus tenere (den Wolf bei den Ohren halten; Ter. Phorm. 3, 2, 21; Suet. vit. Tib. 26), s. v. w. eine Sache verkehrt anfangen.

**2. Abderitenstreiche.**

Die Einwohner des alten Abdera (Abderiten) in Thracien, von welcher Stadt noch Trümmer bei Polystilo in Rumelien vorhanden sein sollen, waren im Altertum wegen ihrer Beschränktheit und Albernheit berüchtigt; daher sprichwörtlich: hic Abdera, d. i. hier herrscht die Dummheit, und bei Martial 10, 25: Abderitanae pectora plebis, s. v. w. grobe, ungeschickte Leute. Abderit war demnach bei den Alten ein Schimpfwort, obwohl Männer wie Demokrit, Protagoras, Anaxarchos und der Geschichtsschreiber Hekatäos aus Abdera hervorgegangen sind. Nach mehrern Stellen bei Cic. ad Att. (4, 16, 6; 7, 7, 4); de nat. deor. (1, 43) scheint der Name Abdera zunächst ein Gemeinwesen zu bezeichnen, in welchem alles nach Privatzwecken, nach den Impulsen des Augenblicks, ohne feste Norm, mit höchster Inkonsequenz entschieden ward. Spätere, u. a. Juv. 10, 48 (patria vervecum) und der Arzt Galenos, führen die Stupidität der Abderiten auf klimatische Verhältnisse zurück.[1] Genug, der Name Abderit war bei den Alten ein Schimpfwort und Lucian in seiner Abhandlung: „Wie man Geschichte schreiben müsse", und Lafontaine in seiner Fabel: „Demokrit und die Abderiten", haben die Albernheiten derselben gegeißelt, und seitdem Wieland sie durch seinen, speziell auf seine Vaterstadt Biberach gemünzten Roman („Die Abderiten") in die deutsche Litteratur eingeführt hat, gilt auch bei uns die Bezeichnung „Abderitismus" als der Inbegriff alles beschränkten, spießbürgerlichen Lebens und Treibens, wie es sich in kleinstädtischen Verhältnissen in der Regel so breit macht.

**3. Das Abendmahl auf etwas nehmen.**

Diese Beteuerungsformel hat ihren Ursprung in den Ordalien (d. i. Urteilen, Gottesurteilen) des Mittelalters.

---

[1] Vgl. K. F. Hermann, „Gesammelte Abhandlungen", S. 90—111; 370.

Nach dem Glauben jener Zeit konnte die Schuld oder Unschuld eines Verdächtigen dadurch erwiesen werden, daß man ihm eine geweihte Hostie, auch einen Schnitt Brot oder Käse in den Mund steckte: konnte der Angeschuldigte den betreffenden Bissen leicht und ohne Schaden hinunterbringen, so galt er für unschuldig, dagegen für schuldig, wenn ihm der Bissen im Halse stecken blieb und wieder herausgenommen werden mußte. Dieses Ordal hieß die Probe des geweihten Bissens, lat. das judicium offae. Es wurde nach Majer, „Geschichte der Ordalien", S. 71, insbesondere für Geistliche im J. 868 unter dem Namen purgatio per sanctam Eucharistiam eingeführt, wobei der Beschuldigte die Worte sprach: corpus Domini sit mihi ad probationem hodie.

Nach Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 936, war indessen diese Sitte bei den Indern und stammverwandten Völkern nicht minder ausgebildet als bei den Germanen; so beweisen z. B. die Verse 266 und 267 in Sophokles' „Antigone", daß die Ordalien auch dem klassischen Altertum bekannt gewesen sein müssen. Endlich bezeugt u. a. Soldan, „Hexenprozesse", I, 399, daß eine Art offa judicialis mit Butterbrot noch im Jahre 1618 bei einer Hexe zu Lincoln auf deren eigenes Verlangen angewendet worden ist; sie soll daran erstickt sein.

Mit diesem Brauche in Zusammenhang stehen folgende Ausdrücke:

Daß mir das Brot im Halse stecken bleibe!

Und von einer argen Schwätzerin:

Der bleibt keine Lüge im Halse stecken! — Oder:

Wenn er an einer Lüge ersticken könnte, so müßte er jetzt erstickt sein; engl.: if a lie could have choked him, that would have done it.

Das Wort erstickte ihm in der Kehle; engl.: that sticks in his throat; und

Er lügt, daß er ersticken möchte, daß ihm der Hals geschwillt. Auch die Redensart:

Ich will den Tod an diesem Bissen essen, und in weiterer Entwickelung:

Du kannst Gift darauf nehmen,

sind auf jene Ordalien zurückzuführen.

**4. Er ist gehörig abgeführt worden.**

Ist eine dem studentischen Idiotikon entlehnte Redensart, welche allgemein so viel bedeutet wie abgefertigt, beseitigt sein. So sagt Tieck: „Ich dachte nicht so abgeführt zu werden!" (Grimm, „Wörterbuch"). — Ursprünglich bezieht sich der Ausdruck jedoch auf denjenigen, welcher bei einer Paukerei vor Erfüllung der festgesetzten Bedingungen (Kugelzahl bei Pistolen, Zahl der sogen. Blutigen oder der Gänge bei Schlägern oder der üblichen 15 Minuten) kampfunfähig wird und vom Platze „abgeführt" werden muß.

**5. Abgemeiert werden.**

Sinn dieser Redensart ist nach heutigem Sprachgebrauch derselbe, wie der der vorigen; Grundbedeutung ist jedoch: den Bauer von Hof und Gut entfernen (colonum dimittere).

Meier (vom lat. major, der Ältere) waren ursprünglich Aufseher, Verwalter (villici) eines Landgutes. Da diese aber sehr oft in ihren eigenen Geldbeutel wirtschafteten, so wurden sie mit dem 11. und 12. Jahrhundert fast überall auf bestimmte Leistungen gesetzt. Es bildete sich bei der Bemeierung eine Art Lehnsverhältnis, wobei der Herr gelobte zu schützen, der Villicus (Meier) treu und hold zu sein. Manche dieser Villici erlangten die Ritterwürde und suchten, besonders mit dem 14. und 15. Jahrhundert, die Besitzungen gegen Pacht zu zerstückeln. Fortan führten die neuen Hofbesitzer den Namen Meier. Anfangs hatten sie die Höfe nur auf bestimmte Zeit inne; später aber wurde das Verhältnis erblich; die Meier wurden Erbzinspächter: d. h. sie wurden dauernde Besitzer, wenn auch nicht Eigentümer der Höfe, mit der Verpflichtung, die auf dem Grundstücke lastenden Auflagen an den Grundherrn zu zahlen. Für den Fall, daß der Meier seinen Verpflichtungen nicht nachkam, besaß der Herr das Recht der Pfändung und Abmeierung.

**6. Ablaß nach Rom tragen.**

S. v. w. etwas Überflüssiges thun. Von einfältigen Menschen, die sich mit einer Angelegenheit an einen möglichst ungünstigen Ort wenden, wo dieselbe voraussichtlich nicht reüssieren wird. Bekanntlich war Rom der Ort, von dem

aus der Verkauf des Ablasses geschäftsmäßig ins Werk gesetzt wurde. — Ital.: portar indulgenze a Roma. Die analoge Redensart des Altertums, durch welche die deutschen und italienischen Redensarten veranlaßt wurden, lautet: noctuas Athenas ferre, d. i. Eulen nach Athen tragen; s. Eulen.

7. **Ab nach Kassel!**

Wahrscheinlich auf die Zeiten Jérômes zurückzuführen, wo die den französischen Polizeispionen Verdächtigen nach Kassel geschickt und hier interniert wurden. — Auch könnte der Ausdruck auf die Zeit des amerikanischen Freiheitskampfes zu beziehen sein, wo Deutsche, von ihren Landesherren an England verkauft, zuerst nach Kassel abgeführt wurden. Das Wort soll schon bei Seume vorkommen.

8. **Etwas ab ovo beginnen.**

Ist eine dem Lateinischen des Horaz entlehnte, vielgebräuchliche Redensart; vgl. das frz.: à partir de l'œuf. Sinn: bei einer Erzählung sehr weit ausholen, allzu gründlich sein.

> Die gute Mutter fängt bei Ei die Sachen an
> Und läßt es nicht am kleinsten Umstand fehlen.
> Wieland, „Oberon", 5, 14.

In seiner Ars poëtica lobt Horaz den Homer, weil dieser aus einer einzigen Scene der Belagerung Trojas (dem Zorne des Achilles) die ganze Ilias zu entwickeln verstanden hat, ohne bis zur Geburt der Helena zurückgehen zu brauchen. Bekanntlich war diese die Veranlassung zum Kriege und nach der Mythologie ebenso wie ihre Schwester Klytämnestra (der andern Tochter Ledas) aus einem Ei geboren; daher lat.: ab ovo Ledae ordiri; vgl. Hor., Ars poëtica 147, desgl. die deutsche Redensart: bei Adam und Eva, bei Erschaffung der Welt anfangen.

9. **Er nimmt Abschied, wie der Teufel mit Gestank!**

Die betreffende Eigenschaft des Teufels stammt offenbar vom Donar. Der Teufel hinterläßt nämlich dem Volksglauben nach, wenn er durch ein heiliges Wort oder ein

heiliges Zeichen verscheucht wird, einen Schwefelgestank, der auf den Blitz deutet. Die Redensart muß alt sein; schon bei Seb. Franck (1541) findet sich das Sprichwort: „Der Teufel läßt stets einen Gestank hinter ihm", mit der Erklärung: „Man nennt ein bösen Geruch ein stinkend Gummi, Teufelsdreck, zum Zeichen, als sei des Teufels Ausfahrt und Abscheiden nicht gut. Es wird auch von unehrlichen Leuten gesagt, die sich übel letzen, und im Abschied Unehr nach sich verlassen, alsdann spricht man: Sie haben einen Gestank hinter ihnen gelassen und sich daraus gemacht."

### 10. Absegeln.

S. v. w. sterben, ist einer von den vielen Ausdrücken unserer Sprache, in denen sich noch Spuren altheidnischer Sitte und Anschauung zeigen. Wir erinnern hierbei an den alten Brauch im Norden, Leichen in Schiffen zu begraben, bezw. sie auf solchen in das Meer hinauszustoßen. So wird uns im altenglischen Beowulfsliede 26 fg. erzählt: Scyld ist gestorben; sie tragen ihn da zu der Wogenflut, wie er selbst befohlen hatte. Und 34 fg. heißt es bei der Bestattung Scylds: Sie legten da ihren lieben Herrn, den Ringbrecher, in den Schoß seines Schiffes, den Berühmten zum Maste. Desgleichen legten die Asen Baldurs Leiche in sein Schiff, darin sie den Scheiterhaufen anzündeten und es der See überließen (Gylfaginning). Ferner heißt es in der alten Inhaltsangabe eines verlorengegangenen eddischen Heldengedichts, daß Siegmund die Leiche seines ältesten Sohnes Sinfiotli an eine schmale, lange Bucht trug: da war ein kleines Schiff und ein Mann (Wodan als Totenschiffer!) darin; der bot Siegmund die Fahrt über die Bucht an. Als aber Siegmund die Leiche in das Schiff getragen hatte, da war das Schiff geladen. Der Mann sagte, Siegmund solle vorangehen durch die Bucht; dabei stieß er das Schiff ab und verschwand alsbald (Sinfiötlalok). Ebenso begrub Gudrun nach der Edda den getöteten Atli in einem Boote. Nach einer schwedischen Sage schiffte Odin selbst die Toten der Bravallaschlacht auf goldenem Schiffe nach Walhalla (Grimm, „Mythologie", S. 791), und das Odinische Gesetz in der Ynglingasage fordert, daß die Asche des Leichenbrandes in

fließendes Wasser geworfen werde, weil dieses sie weiter ins Totenreich führe.

In allen diesen Belegen, die sich noch vermehren ließen, erkennen wir nun jene uralte Totenüberfahrt, die wir schon in Ägypten, dann in Griechenland antreffen, und wofür man den Toten, auch in Deutschland, den Fahrlohn in den Mund legte; vgl. hierzu die Redensart: mit einem Fuß im Grabe stehen.[1]

11. **Sein Absehen auf etwas richten; es auf etwas abgesehen haben**; s. Korn, Anmerkung.

12. **Den Abt reiten lassen.**

S. v. w. sich in Abwesenheit des Abtes lustig machen, unbeaufsichtigt sich gehen lassen. — Abt, ahd. abbat, mhd. abbet, aus dem Syrischen „abbas" in die Kirchensprache aufgenommen und zwar ursprünglich als Bezeichnung für den Vorsteher eines Klosters, den „meister über die münche", dann als Titel für den im Range auf den Bischof folgenden Vorsteher einer Abtei. Da nun die Äbte im Mittelalter eine große Macht besaßen, so waren sie als strenge Aufseher von den Mönchen nicht gern gesehen.

Ein populäres, unserer Redensart ganz analoges Sprichwort sagt: Wenn die Katze aus dem Hause ist, haben die Mäuse Kirchtag! Frz.: Les rats se promènent à l'aise, là où il n'y a point de chats. In diesem Sprichwort fällt dem Abte die Rolle der Katze zu.

Der Grundgedanke des Sprichwortes ist alt; er findet sich zuerst wohl in der Fabel Äsops, wo die Mäuse sich an einen für die Katze unzugänglichen Ort flüchten und nun in Freiheit leben. Die Fabel lehrt, daß Unordnung und Verwirrung überall da herrschend sind, wohin der Arm der Gerechtigkeit nicht reicht, oder wenn es die Obrigkeit an der gehörigen Aufsicht fehlen läßt. Bei Terenz findet sich das Sprichwort in der folgenden Fassung: Perstrepunt, domini ubi absunt; vgl. das frz.: voyage du maître, noce de valet.

Es knüpfen sich außer der obigen Redensart noch ver-

---

[1] Deutet nicht auch die Ähnlichkeit der Särge mit kleinen Schiffen (Kähnen) auf jene Totenüberfahrt?

schiedene andere Sprichwörter und Redensarten an die Persönlichkeit des Abtes, z. B.: Wie der Abt singt, so antworten die Mönche; auch frz.: le moine répond comme l'abbé chante (d. i.: wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen); — Wenn der Abt Würfel auflegt, hat der Konvent Macht zu spielen; — Wie ein Abt bedient werden u. v. a.

**13. Durch seine Abwesenheit glänzen.**

Diese Redensart findet sich schon bei Büchmann erklärt „als ein Taciteischer Edelstein in Chénierscher Fassung". Wir bemerken hierzu, daß nach römischer Sitte bei Leichenbegängnissen zur Verherrlichung der pompa funebris die imagines majorum (die Bilder der Vorfahren) vorangetragen wurden, indem in das historische Kostüm gekleidete Personen die Wachsmasken vor das Gesicht nahmen und die Ahnen repräsentierten. Dazu kamen Tafeln mit den Thaten des Toten, namentlich wenn er sich Kriegsruhm erworben hatte. Nun erzählt Tacitus („Annalen", B. 3, letztes Kapitel), daß unter der Regierung des Tiberius Junia, die Frau des Cassius und Schwester des Brutus, gestorben und sie mit allen Ehren bestattet sei. Hierzu gehörte nun, daß bei dem Leichenzuge die imagines majorum vorangetragen wurden. „Aber Cassius und Brutus leuchteten gerade dadurch hervor, daß man ihre Bildnisse nicht sah" (sed praefulgebant Cassius atque Brutus, eo ipso, quod effigies eorum non videbantur).

Diese Stelle ist nun von J. Chénier in seiner Tragödie „Tibère", A. I, Sc. 1, also benutzt:

> Devant l'urne funèbre on portait ses aïeux;
> Entre tous les héros qui, présents à nos yeux,
> Provoquaient la douleur et la reconnaissance,
> Brutus et Cassius *brillaient par leur absence.*

* * *

„Voraus dem Aschenkruge trug man die Bildnisse ihrer Ahnen. Unter allen Helden, die unsern Schmerz und unsere Dankbarkeit erweckten, glänzten Brutus und Cassius durch ihre Abwesenheit."

**14. Mit Ach und Krach!**

Ist eine der vielen stehenden, d. i. sprichwörtlichen Formeln, die, unserer Sprache fest eingeprägt, einen Paralle-

lismus enthalten, der in der Nebeneinanderstellung zweier oder mehrerer Begriffe besteht; die also entstehenden Wörterpaare sind in der Regel einfach durch die Kopula „und" verbunden. Soll indessen der Parallelismus derselben noch besonders hervorgehoben werden, so geschieht dies entweder durch den alten volkstümlichen Reim oder durch die noch ältere Allitteration.

Wir geben nachstehend eine Übersicht von solchen überall bekannten und geläufigen Redensarten.[1]

A. Ausdrücke, die weder durch Reim, noch durch Allitteration verknüpfte Begriffe enthalten.

Es sind zumeist tautologische Formeln, in denen das zweite Wort dem sinnverwandten ersten Worte einen erhöhten Nachdruck verleiht; doch nicht bloß ähnliche Begriffe mit tautologischer oder steigernder Bedeutung sind zusammengestellt, sondern auch verschiedenartige Begriffe, um durch die Gegenüberstellung den Stärkegrad des Ausdrucks zu vermehren.

a. Substantivische Verbindungen:

Ach und Weh, Hesek. 2, 10; „half ihm doch kein Weh und Ach", Goethe; — in Amt und Würden; — Art und Weise; — mit Fug und Recht; — mit Feuer und Schwert (im Kriege; ferro ignique); — auf Heller und Pfennig (d. i. ganz genau); — Grund und Boden (Umschreibung für Grundeigentum); — Hab' und Gut; — Gram und Kummer; — mit Händen und Füßen, d. h. auf alle mögliche Art und Weise; lat.: manibus pedibusque. Terent. Andria 1, 1, 134; 4, 1, 53 u. ö.; pugnis, calcibus incursare. Plaut. Poen. 4, 1, 3; certare pugnis, calcibus, unguibus, morsu denique. Cic. Tusc. 5, 5, 27; pugnis et calcibus uti. Id. pro Sulla 25, 71; — Hals und Bein brechen; — über Hals und Kopf; — mit Hand und Mund; — mit Hängen und Würgen, d. i. mit der äußersten Mühe und Anstrengung; — Haupt und Glie-

[1] Wir bemerken, daß unter andern schon J. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 6 fg., und C. Schulze in Herrigs Archiv eine Lese von solchen althergebrachten, freilich größtenteils jetzt ungebräuchlichen Ausdrücken aus altdeutschen Gesetzen, gerichtlichen Urkunden u. s. f. zusammengebracht haben.

der: in dieser Formel ist das Haupt (oder der Kopf) als der Sitz des belebenden (denkenden) Prinzips den Gliedern entgegengesetzt, deren Bewegung und Regierung vom Kopfe ausgeht; — nach Herkommen, Sitte und Brauch; — nach altem Brauch und Herkommen; — Hohn und Spott; — mit Mühe und Not; — an Ort und Stelle; — ohne Sinn und Verstand, vgl. lat.: ab hoc et ab hac, d. i. ins Gelag hinein; — in Jahr und Tag; — Tag, Zeit und Stunde, vgl. lat.: diem tempusque. Liv. 2, 45; 42, 50; — Tag und Nacht, noctes diesque. Cic. Att. 1, 17, 52; 5, 43, 112; noctes atque dies. Lucr. 3, 62; Virg. Aen. 6, 127; noctesque et dies. Ter. Eun. 5, 8, 49; — Zeit und Weile; — Leben und Treiben; — sein Dichten und Trachten; — Rang und Titel; — Zeit und Umstände; — nach Recht und Billigkeit; — nach Pflicht und Gewissen; — auf Treu' und Glauben; — Hunger und Kummer; — durch Mark und Bein; — Hunger und Durst (fames sitisque); — Speise und Trank (cibus et potio); — Haut und Knochen; — Fleisch und Blut; — Hitze und Kälte (lat.: caloris ac frigoris patientia. Liv. 21, 4, 6); — Sommer und Winter (aestas et hiems); — Stadt und Land; — Wald und Heide; — Freund und Feind; — auf Leben und Tod; — in Reih' und Glied; — Wall und Graben (vallo fossaque oppidum cingere); — in Ketten und Banden (catenae et vincula); — Anfang und Ende; — Brief und Siegel; — zu Wasser und zu Lande (terra marique); — Himmel und Erde; — die Alten und Jungen; — Jung und Alt; — Groß und Klein; — Kern und Schale; — Berg und Thal; — Tisch und Bett (früher: bank und bette); — Kraft und Macht; — hinter Schloß und Riegel.

b. Adjektivische Verbindungen:

All und jeder, -e, -es, d i. das Ganze und das Einzelne, z. B. all und jeder Hansnarr; — angst und bange; — gut und nütze; „dem gerichte nütz und gut und der mark getreu". a. 1461; vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 17; — nackt und bloß; — recht und billig; vgl. Cic. pro Rosc. Amer. 2, 7: si vobis aequa et honesta postulatio videtur, judices; aequum et bonum,

aequum atque bonum, aequum bonumque; vgl. Digesta 1, 1, 1. Jus et ars boni et aequi. Öfters im Gegensatz zu dem strengen Recht, wobei nicht nach dem Gesetzesbuchstaben verfahren, sondern die Billigkeit vorzugsweise ins Auge gefaßt wird. — Plaut. Heaut. 4, 1, 27: qui neque jus neque bonum atque aequum sciunt; — so breit wie lang, d. i.: auf der einen Seite so wie auf der andern; — verbrieft und besiegelt; vgl. testata et consignata monumentis antiquitas. Cic. de divin. 1, 40, 87; — kalt und frostig; — lebend oder tot; — schwarz und weiß; albus et ater; cf. ignorare, nescire utrum albus an ater aliquis sit, d. h. nicht die geringste Kenntnis von etwas haben.

c. Verbale Verbindungen:

Achten und schätzen; — sich zu drehen und zu wenden suchen; — kehren und wenden, alter technischer Ausdruck für Grenzbestimmungen; schon für das J. 1330 belegt; vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 15; — wohnen und hausen; — tosen und brausen; — schäumen und zischen (von Elementen); — lieben und hassen; cf. Catull. 85: odi et amo; — suchen und finden; to seek and to find; chercher et trouver; — lachen und weinen; to smile and to sneer; to laugh and to cry; rire et pleurer; — wagen und gewinnen; to venture and to have; risquer et gagner; — versprechen und halten; to promise and to hold (keep); promettre et tenir; — essen und trinken; to eat and to drink; manger et boire; — kommen und gehen; to come and to go; passer et lasser, frapper et s'en aller; — säen und ernten; to sow and to reap, to sow and to mow; semer et recueillir (moissonner).

d. Adverbiale Verbindungen:

Kurz und bündig; bündig = bindig, bindlich, verbindlich, was verpflichtet; lat.: breviter et abscise, d. i. ohne alles Überflüssige; — kurz und gut; — lang und breit, d. i. ausführlich, eigentlich nach allen Richtungen hin; — lauter und rein, d. i. ohne Falsch; — steif und fest auf etwas halten, beharren; — heimlich und offenbar, lat.: clam et palam; — über kurz und lang; — kreuz und quer; —

voll und ganz; — wohl oder übel; — hier und dort; — hin und wieder.

B. Ausdrücke, in denen der Reim eine Stelle hat.[1]

a. Substantivische Reime:

Mit Ach und Krach; — unter Dach und Fach; — Gemüt und Geblüt; — Gut und Blut; — Gut und Mut verlieren; — Freud' und Leid; — Glimpf und Schimpf; — Hack und Mack, vom Durcheinander des Gehackten und Gemengten; vgl. Krethi und Plethi; — Handel und Wandel; — mit Kind und Rind; — Knall und Fall; — Kragen und Magen; — durch Lug und Trug; lat.: per dolum et fallaciam. Plaut. Pseud. 1, 4, 15; — Mücken, Nücken und Tücken; — Not und Tod; — mit Rat und That, aliquem juvare aut re aut opera aut consilio bono. Plaut. Pseud. 1, 1, 17; aut consolando aut consilio aut re juvare; consilio atque opibus alicujus adjuvatur respublica. Cic. fam. 15, 2, 2; — ohne Saft und Kraft; — ohne Salz und Schmalz; — ohne Sang und Klang; — in Saus und Braus; — Schlemmer und Demmer; — auf Schritt und Tritt; — Stein und Bein; — Weg und Steg; letzteres bezeichnet einen schmalen, engen Weg; — Hülle und Fülle; — durch Rusch und Busch; — ohne Ruck und Zuck; — mit Sack und Pack; — zum Schutz und Trutz; — ohne Rück und Schick; — nicht Hind noch Kind haben; — Träger von Würden und Bürden; — nach bestem Wissen und Gewissen; vgl. die lateinische Eidesformel: ex animi mei sententia; u. s. f.

---

[1] Wir heben hervor, daß der Reim überhaupt einen charakteristischen Zug im Gepräge des deutschen Sprichwortes bildet, das, nebenbei gesagt, auch lakonische Kürze liebt! — Beispiele: Jugend hat keine Tugend! — Juristen, böse Christen! — Frankenweine, Krankenweine! — Träume sind Schäume! — Würde, Bürde! — Alles vergeht, Tugend besteht! — Andre Jahr', andre Haar'! — Begonnen ist halb gewonnen! — Borgen macht Sorgen! — Ende gut, alles gut! — Erst die Pfarre, dann die Quarre! — Eile mit Weile! — Ehestand, Wehestand! — Ehre verloren, alles verloren! — Stank statt Dank! u. s. f.

b. Adjektivische Reime:

Schlecht und recht; — voll und toll; — niederdtsch.: holl und boll; — verschoben und verschroben; — geschniegelt und gebiegelt; — ungezwungen und ungedrungen; — risch und frisch; — pfiffig und kniffig.

c. Verbale Reime:

Es lebt und webt alles an ihm; hier hat „webt“ noch die ursprüngliche Bedeutung von weben, nämlich: sich bewegen, lat.: vivere, behalten; — langen und bangen; — ächzen und krächzen: das Frequentativum von Ach und Krach, dient zur Bezeichnung des andauernden Gestöhnes. Beide Wörter sind onomatopoetisch. Krächzen (von Krachen) ist namentlich gebräuchlich von der heisern Stimme gewisser Vögel (Rabe, Krähe, Eule); — raten und thaten; vgl. Plaut. Trucul. 2, 1, 6: magisque adeo ei consiliarius hic amicus est quam auxiliarius = „mehr ein Rater als ein Thater“; — sengen und brennen; — schauen und trauen; — schlemmen und demmen; bei Brant, „Narrenschiff“, 16, 60; 72, 53; — schalten und walten; — sich schmiegen und biegen; — hegen und pflegen; — scheiden und meiden.

d. Reimende Partikel:

Dann und wann; — hüben und drüben; — weit und breit.

C. Allitterierende Ausdrücke.

Sie sind im allgemeinen älter als die unter B. gesammelten Formeln, da sich in ihnen die in unserer ganzen Sprache und Dichtung eingewurzelte allitterierende Form von der altepischen Zeit her erhalten hat.

a. Substantivische Allitteration:

In Bausch und Bogen; — Buße und Besserung; — an allen Ecken und Enden; — Eigen und Erbe; — Feuer und Flamme; — Fisch und Fleisch; — Geld und Gut, d. i. eine Gegenüberstellung von fahrendem und liegendem Gut; —

Gicks und Gacks; — Gift und Galle; — Grund und Grat; — Hahn und Henne; — Haß und Hader; — Haus und Heim, engl.: house and home. „Cant. Tales", 17178; — Haus und Hof, eine Umschreibung für den heimatlichen Herd; vgl. lat.: arae et foci, arae ac foci, die den Penaten geheiligt waren; — mit Haut und Haar; — mit Herz und Hand; — Himmel und Hölle; — Kaiser und König; — Kind und Kegel; — Kling und Klang; — Land und Leute; — Leib und Leben einsetzen; — Licht und Leben; — Lust und Liebe (animus ad aliquid); — mit Mann und Maus; diese Formel hat plurale Bedeutung; Mann bleibt unverändert, sobald eine Gesammtheit als Einheit gefaßt wird, z. B. 100 Mann an Bord. Man beachte ferner die Klimax! — bei Nacht und Nebel; — Pfarrer und Pfründe; — ohne Rast und Ruh; — Roß und Reiter; vgl. das lat.: equis virisque, d. i. mit aller Kraft oder Macht. Liv. 21, 27, 5; viris equisque. Cic. off. 3, 33; — in Samt und Seide; — Schild und Schirm; — mit Schimpf und Schande; — Schmach und Schande; — Schirm und Schutz; — Schutz und Schirm; — Speer und Spieß; — Stecken und Stab, als Umschreibung für Stütze, Ps. 23, 4; — Stiefel und Sporn; — über Stock und Stein; — mit Stumpf und Stiel; — Sturm und Streit; — Thür und Thor; — Tod und Teufel; — Wind und Wasser; — eine gute Wehr und Waffe (Luther); — Wort und Werk; — — Welt und Wille; — mit (ohne) Wissen und Willen; — Wind und Wetter; — Witwe und Waise; — Wohl und Wehe; — Zaum und Zügel; — Zweck und Ziel.

b. Adjektivische Allitteration:

Blaß und bleich; — braun und blau; — dick und dünn; — frank und frei; — frei und froh; — frisch, fromm, frei und froh; — gäng und gäbe; — nicht halb, nicht heil; — klipp und klar; — kurz und klein; — locker und los; — — los und ledig: altdeutsche Formel beim Abtreten von Grundeigentum angewendet (vgl. sich ledig- und lossagen); — niet- und nagelfest: von Zubehör zu liegenden Grundstücken, im Gegensatz zur fahrenden Habe; — null und nichtig; — offen und ehrlich: von aufrichtiger Gesinnung.

c. Verbale Allitteration:

Ich bin und bleibe; — nichts zu beißen, noch zu brechen haben; — biegen oder brechen; — leiben und leben: z. B. auf dem Bilde sieht man ihn, wie er leibt und lebt: wo leibt von dem alten leiben = wirklich sein, leben; daraus ist unser bleiben durch Zusammenziehung aus beleiben entstanden, so daß bleiben eigentlich s. v. w. verleben oder ableben (sterben) ist; — sich nicht rücken, noch rühren; — singen und sagen; — thun und treiben; — nicht wanken, noch weichen.

d. Allitteration von Partikeln:

Auf und ab; — samt und sonders; — nun und nimmer; — ganz und gar; — drauf und dran; — drunter und drüber; vgl. das lat. Sprichwort: omnia sursum deorsum fortuna versavit. Sen. ep. 44.

15. **Die Achillesferse.**

Ist sprichwörtlich zur Bezeichnung der schwachen, verwundbarsten Stelle eines Menschen. Nach der griechischen Sage von Achilles, den seine Mutter, die Meergöttin Thetis, in der Absicht ihn unsterblich zu machen, in Feuer (nach Späteren: in den Styx) eintauchte, Apollon. Rhod. 4, 869; Lykophron Alexandra 178. Allein die Ferse, woran sie ihn hielt, blieb ungefeit und daher verwundbar. Achilles a matre tinctus in Stygiam paludem toto corpore invulnerabilis fuit excepta parte, qua tentus erat. Servius zu Virg. Aen. 6, 57; cf. Statius Achilleis 1, 269. (Homer weiß nichts von der Unverwundbarkeit des Achilles; cf. Il. 21, 167.) Durch seinen Tod inmitten der blühendsten Heldenkraft ist diese herrlichste Heldengestalt der homerischen Ilias dem deutschen Siegfried vergleichbar. Wie jener nur an der Ferse verwundbar war, so erzählt die deutsche Volkssage von dem (nibelungischen) Siegfried, daß er nur von hinten verwundbar sei, weil ihm beim Baden im Drachenblut (was ihm seine Hornhaut gab) ein Blatt von der Linde, unter der es geschah, zwischen die Schultern gefallen war, sodaß dort das Blut nicht hindrang.

Noch muß hervorgehoben werden, daß der Name Achilles

in fast allen Sprachen die Personifikation von Tapferkeit und Unerschrockenheit ist. —

**Achsel,**

abgeleitet von Achse (lat.: axis), bezeichnet eigentlich die Stelle des Körpers, wo der Arm sich dreht; doch steht dieses Wort in deutschen Sprichwörtern und Redensarten sehr häufig uneigentlich für Schulter, d. i. der oberste Teil des Rückens, auf dem man etwas trägt; z. B.:

16. **Etwas auf seine Achsel** (d. i. Schulter) **nehmen.**

Hiob 31, 36; vgl. hierzu die synonymen Redensarten: etwas auf seine Kappe, auf seine Hörner nehmen; das letzte Bild ist vom Tiere. Alle Redensarten bedeuten s. v. w. die Folgen (die Verantwortung) von einer Sache, einer Handlung auf sich nehmen.[1]

17. **Etwas auf die leichte Achsel nehmen.**

Es für unbedeutend ansehen, es deshalb vernachlässigen. — Das Bild ist abermals vom Lastträger, und der metonymische Ausdruck „leichte Achsel" meint diejenige Achsel, richtiger: Schulter, auf welcher man leichtere Lasten zu tragen gewohnt ist, nämlich die linke. Sinn: etwas Schwieriges leichtfertig, etwas Wichtiges als unbedeutend behandeln. — Lat.: sinu laxo ferre aliquid. Hor. sat. 2, 3, 172.

---

[1] Ähnliche Bilder finden wir auch in folgenden figürlichen Ausdrücken: sich unterstehen etwas zu thun, d. h. eigentlich sich selbst unter etwas stellen, um die Sache auf sich zu nehmen. Man stellt sich mit dem ganzen Körper unter etwas, um es zu halten, zu tragen u. s. f. — Sich unterfangen: d. i. eigentlich mit den Fingern, mit der Hand unter etwas fassen oder greifen, um es zu halten, zu heben oder zu bewegen. — Sich unterwinden, wo winden noch in dem alten Sinne von streben, ringen, seine Kräfte anstrengen gebräuchlich ist. Die Grundbedeutung dieses Ausdrucks ist demnach: mit Kampf und Anstrengung aller Kräfte unter eine Sache zu kommen streben, um sie zu heben, zu bewegen u. s. f., was daher von ganz besonders schwierigen Unternehmungen gesagt wird; vgl. 1 Mos. 18, 27; ferner die Wendung: Schwierigkeiten „heben".

18. **Auf beiden Achseln tragen.**

Jedem zu Gefallen leben, es mit keinem verderben wollen. — Bei Val. Holl 160[a] wird von einer Frau gesagt: „Wan sy kann lachen wainen wann sy will Vnd schießen ferr vnd nach zum zil Auff baiden achßlen tragen." — Die Redensart ist offenbar elliptisch und identisch mit dem Sprichwort: den Mantel auf beiden Schultern tragen (s. d.). Vgl. den Ausdruck: Achselträger, d. i. Mantelträger; von jemand, der zu jeder Partei hält. Einen solchen läßt Arnold Ruge sagen:

Ich bin weder Republikaner noch Royalist,
Ich fahre, wenn ich bezahlt werde, für beide den Mist.

Lateinisches Sprichwort: duabus sellis sedere, auf zwei Stühlen sitzen, d. i. auf beiden Achseln tragen, Laber ap. Sen. contr. 3, 18.

Aus der Gebärdensprache sind folgende Redensarten entlehnt:

19. **Einen über die Achsel ansehen.**

S. v. w. jemand mit geringschätzendem Blicke („Achselblick") ansehen, ihn verachten. — Bei Brant, „Narrenschiff", 96, 33: „Man sicht den über die achslen an." — Lat.: alto supercilio contemnere. Frz.: regarder quelqu'un pardessus l'épaule.

20. **Die Achsel zucken** (ziehen).

Die Redensart bezeichnet die Gebärde, welche Bedauern, Bedenklichkeit ausdrückt, und wird besonders dann angewandt, wenn man aus bestimmten Gründen seine Meinung nicht kundgeben mag. — Lat.: gestire humeris.

21. **Etwas ad acta legen.**

Aus der Gerichtssprache; ursprünglich s. v. w. das vor Gericht Verhandelte und zu Protokoll Genommene den Akten beifügen; dann in weiterer Bedeutung: es für abgethan betrachten.

22. **Den alten Adam ausziehen.**

Ist biblischen Ursprungs und findet sich in den Briefen Pauli, z. B. an die Kolosser 3, 9: „Ziehet den alten Men-

schen (mit seinen Werken) aus"; an die Epheser 4, 22: „So leget nun von euch ab (nach dem vorigen Wandel) den alten Menschen", und ebenda V. 24: „Ziehet den neuen Menschen an." Hier und an andern Stellen (vgl. 1 Kor. 15, 21; 45; 46; Röm. 6, 6) stellt Paulus den alten Adam als den Urheber der Sünde und des Todes in Gegensatz zu dem neuen Adam, dem Geist der Wiedergeburt und Urheber der Wiederauferstehung, und in solchem Sinne beantwortet auch Luther im vierten Hauptstück seines Katechismus die Frage: „Was bedeutet denn solch Wassertaufen?" mit den Worten: „Es bedeutet, daß der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße ersäuft werden soll."

23. **Es ist keine gute Ader an ihm.**

S. v. w. er taugt ganz und gar nichts. — Wir bringen diese Redensart in Zusammenhang mit der Bildhauerei und beziehen die Grundbedeutung derselben auf ein schlecht gelungenes Bildwerk, an dem nicht eine Ader gelungen ist. Spricht man doch auch von einer wohlgeäderten Alabasterhand, einem wohlgeäderten Bildwerk, wenn alle Adern gut zum Ausdruck gebracht sind. Die Redensart:

Er hat keine Ader von ihm!

würde demnach ursprünglich auf solche Kopien von Bildwerken gehen, die dem Original in nichts gleichen. Dieselbe Vorstellung liegt zu Grunde der Redensart:

An ihm ist keine falsche Ader!

24. **Es schlägt mir keine Ader darnach!**

In dieser Redensart steht die mit dem Centralblutgefäß kommunizierende „Ader" (ebenso wie zuweilen das „Blut") an Stelle des Herzens, welches bekanntlich für den Sitz der Gefühle und des Begehrungsvermögens gilt und daher für Liebe, Neigung, Begierde, Trieb, Anlage, Talent im Sprichwort allgemein gebräuchlich ist. So finden auch die beiden folgenden Redensarten leicht ihre Erklärung:

Eine dichterische Ader haben; desgl.

Zu etwas keine Ader haben.

Vgl. hierzu das Goethesche Wort: „Ich habe zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern."

25. **Der Affe**
als Sinnbild des Narren ist alt; schon im Mittelhochdeutschen wird er ebenso wie „Esel“ und „Gauch“ synonym mit „Narr“ und „Thor“ gebraucht. So in dem alten Spruch: „Ich bin ir narr, ir gauch, ir aff, In esels weis ich sy angaff.“ — Zarncke, „Einleitung zum Narrenschiff“, XLVII fg., hat zahlreiche Belege hierfür, namentlich aus dem Renner, zusammengebracht, auf die wir hier verweisen. — Über den Ausdruck: Hans Aff s. Hans. — Sprichwörtlich sind noch die folgenden Ausdrücke und Redensarten:

Affengesicht; frz.: avoir le visage, la tête d'un singe. Da der Bau des Affenschädels in mancher Hinsicht dem des Menschenschädels nahe kommt, aber an Schönheit weit hinter dem der mißgebildetsten Menschenrassen zurücksteht, so dient obiger Ausdruck zur Bezeichnung des Tierischen im menschlichen Antlitz.[1] Hierauf wird auch die Redensart:

Einen Affen haben,

s. v. w. ein Glas zuviel getrunken haben, zu beziehen sein. Das Wort „Affe“ hat hier, wie häufig, den mittelhochdeutschen Sinn für Larve, Maske, Fratze erhalten. Wer sich betrunken hat, hat sich gleichsam zur Larve gemacht. Nach einer rabbinischen Tradition hatte Satanas, als Noah die Reben pflanzte, daneben ein Schaf, einen Löwen, einen Affen und ein Schwein geschlachtet und dadurch die Wirkungen bezeichnet, die der Weintrunk in seinen verschiedenen Stadien auf den Menschen übt. Der Affenwein läßt den Menschen tanzen, springen und Gesichter schneiden wie einen Affen.

Andere bringen die Redensart in Verbindung mit den Trinkgefäßen, die in früherer Zeit u. a. auch die Form von Affen hatten. Auch hat man wohl erinnert an die Art und Weise, wie man den Affen einfängt, indem nämlich

---

[1] Der Ausdruck „Waldmensch“ als Bezeichnung für den Affen mag daher kommen, daß sehr viele Völker auf niederer Kulturstufe den Affen für einen Waldmenschen gehalten haben, der nur aus Scheu vor der Arbeit die Sprachfähigkeit verloren habe. Auch namhafte Naturforscher erkennen ja im Affen den nächsten Verwandten des Menschen.

seine leidenschaftliche Vorliebe für den Wein benutzt wird. Da der Affe in dieser Leidenschaft unbezähmbar ist, so stellt ihm der Wilde Gefäße mit berauschenden Getränken hin.

Affenliebe, d. i. übertriebene Mutterliebe, blinde Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre Kinder; hergeleitet von der unsinnigen Liebe der Affenmütter zu ihren Kindern, die sie aus Zärtlichkeit oft zu Tode drücken sollen.

Von dem neckischen Temperament, das den Affen gleichsam zur Karikatur des Menschen macht, stammen Vergleiche wie: possierlich, neckisch, hurtig wie ein Affe; Affengeschwindigkeit und der sprichwörtliche Ausdruck: jemand äffen: s. v. w. durch Nachahmung jemand zum besten haben; zuweilen auch in der Zusammenstellung: jemand narren und äffen, weil nämlich auch der Narr eine äffende Person ist.

26. **Seinem Affen** (d. i. Narren) **Zucker geben.**

S. v. w. ausgelassen lustig sein; geht ohne Zweifel zurück auf die festlichen Gelage früherer Zeit, bei denen Narren für gute Unterhaltung besonders regaliert wurden.

27. **Von einer Sache Akt nehmen.**

Aus der Gerichtssprache stammend; bezeichnete ursprünglich s. v. w. etwas von Amts wegen untersuchen, es verhandeln und als verhandelt (Akte) zu Protokoll nehmen. Der Sinn hat sich alsdann erweitert und bedeutet nun überhaupt s. v. w. Kenntnis nehmen von einer Sache.

28. **Seine Aktien steigen** (oder **fallen**).

Eigentlich s. v. w. das Unternehmen, an dem jemand beteiligt ist, wirft größern oder geringern Gewinn ab, je nachdem der stets fluktuierende Aktienkurs in der öffentlichen Meinung steigt oder fällt; allgemein s. v. w. die Aussichten auf den Erfolg seiner Spekulationen, seiner Bestrebungen und Hoffnungen sind im Steigen oder Fallen begriffen, mehren oder mindern sich.

29. **Mir fiel ein Alp vom Herzen,**

oder in scherzhafter Übertreibung und Entstellung: „mir fielen die ganzen Alpen vom Herzen“; auch in dieser Form:

Mir fiel ein Stein vom Herzen,
s. v. w. ich bin von einer großen Sorge befreit.

Es giebt einen gewissen sehr beschwerlichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen, da manche Menschen ein Gespenst sehen, das zur verschlossenen Thür hereinkommt, sich auf die Brust legt, sie drückt und preßt und ihnen die entsetzlichste Angst verursacht. Der Schlafende ist in Traumvorstellungen befangen; er versucht sich zu bewegen, zu schreien; aber er kann nicht. Gelingt es ihm, sich zu ermuntern, so ist der „Alp" verschwunden; aber beim Erwachen fühlt man sich meist sehr matt, hat heftiges Herzklopfen, ist im Schweiße gebadet und kann sich nur allmählich beruhigen. Man hat zwar das Gefühl, als wenn ein schwerer Körper auf der Brust ruhe, kann aber trotzdem tief ein- und ausatmen.

Wie der Volksaberglaube früher alle Übel und Krankheiten den Einwirkungen entweder göttlicher oder dämonischer Wesen zuschrieb, so auch diese rätselhaften Beängstigungen im Schlafe. Bei den Römern schlich sich Faunus, der Gott des Waldes und der Felder, bisweilen in die Wohnungen der Menschen, um sie im Schlafe zu beängstigen; daher sein Name „Incubus", d. i. Auflieger. In der deutschen Sage heißt dieses Wesen „Alp" (d. i. Elf, Alf); auch „Mahr" (frz.: cauchemar); er wurde im Mittelalter unter die schwarzen Berggeister, die Zwerge, gezählt und später mit dem Teufel identifiziert; daher die bekannte sprichwörtliche Wendung:

Ihn hat der Teufel geritten! und die sprichwörtliche Frage:

Reitet dich der Teufel?

Grimm, „Sagen", Nr. 80, erzählt vom Alp: er dringe ungeachtet verschlossener Fenster und Thüren durch die kleinsten Öffnungen ein (nach manchen Sagen als Strohhalm!); man höre in der Stille der Nacht das Geräusch, welches hierdurch entstehe. Verstopfe man geschwind das Loch, so müsse es an der Stelle bleiben und könne nicht fort, worauf es sich aufs Bitten lege, um die Freiheit nachsuche und dies durch den Hinweis auf seine zu Hause verlassenen hilflosen Kinder unterstütze. Nachts reite es auch die Pferde, daß sie morgens abgemattet sind. Wer vor dem Schlafen-

gehen seinen Stuhl nicht versetze, den plage der Alp nachts. Den Leuten mache er gern Wichtelzöpfe (von Wicht, d. i. Zwerg oder Alp).[1]

### 30. Das Alpha und Omega sein.

Da der Buchstabe A in den meisten Alphabeten die erste Stelle einnimmt, so drückt er in sprichwörtlichen Redensarten symbolisch den Begriff des Ersten, Ursprünglichen, Hauptsächlichen aus, die Verbindung A und Z = das Erste und Letzte, von A bis Z = vom Anfang bis zu Ende. Man sagt also: „etwas von A bis Z verstehen" in dem Sinne: etwas gründlich, vom Anfang bis zum Ende können.[2] Biblisch steht dafür, weil das lange O im griechischen Alphabete der letzte Buchstabe ist: „Alpha und Omega". Vgl. Off. Joh. 1, 8 u. ö. Hier ist die sicherlich schon vorhanden gewesene Redensart auf Gott bezogen, um durch den ersten Buchstaben Gott als den Anfänger, durch den letzten ihn als den Vollender in seinem ganzen Wesen und in seiner ganzen Herrlichkeit darzustellen. Gewiß eine kindlich einfache und ursprüngliche Idee!

### 31. Sich auf sein Altenteil setzen.

Eine von hochbetagten Eltern, namentlich vom Vater im deutschen Volksmund und auch im deutschen Recht gebräuchliche Redensart. J. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 489: „Der Vater läßt sich gleichsam bei lebzeiten beerben, er tritt den kindern sein vermögen ab und zieht sich in eine ecke am heerd, in ein enges stübchen zurück, wo er seine letzten tage verleben will; den freien brand, eine leibzucht, eine pfründe hat er sich vorbehalten."

---

[1] Das englische Verbum „to elf" heißt geradezu „das Haar verfilzen".

[2] Die lat. Redensart: ab ovo usque ad mala, vom Ei bis zu den Äpfeln (Obste), d. i. vom Anfang bis zum Ende, stammt von der römischen Tischsitte, die Mahlzeiten mit Eiern zu beginnen und mit Äpfeln abzuschließen; cf. Hor. sat. 1, 3, 6; Cic. ad fam. 9, 20.

32. Es ist schon **ein alter Knabe.**

Dieselbe (in der Rhetorik „Oxymoron“ genannte) Redefigur finden wir auch in der Bibel in folgender Fassung bei Jesaias 65, 20: „quoniam puer centum annorum morietur“, was Luther also übersetzt: „sondern die Knaben von hundert Jahren sollen sterben.“ — Bei Brant, „Narrenschiff“, 5, 3, wird ebenfalls „eyn böszes kynt von hundert ior“ erwähnt.

33. **Auf den „alten Kaiser“ borgen.**

Bekannte Redensart zur Bezeichnung einer für Vergangenheit und Zukunft unbestimmbar langen Zeit. Auch im „Faust“, II, Akt I, 328, wird des „alten Kaisers“ gedacht. Der Schatzmeister sagt von Mephistopheles:

> Für einen Narren spricht er gar nicht schlecht,
> Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.

Unter dem „alten Kaiser“ ist zu verstehen der alte Barbarossa, der, gleichsam eine verjüngte, in einen Helden verwandelte männliche Gottheit unserer altgermanischen Göttersage, entrückt ist auf den Kyffhäuser, wo er, am runden Steintische sitzend, den Kopf in der Hand, nickt und mit den Augen schläfrig blinzelt. Bekannt ist die Sage, daß sein Bart schon zweimal um den Tisch gewachsen ist — ein Ausdruck der unendlich langen Zeit — und daß, wenn er zum dritten Mal um den Tisch gewachsen sein wird, der Kaiser erwachen soll und hervorgehen und seinen Schild an einen dürren Baum hängen wird, worauf dieser ergrünt — die halbverdorrte Weltesche erneuert sich — und eine bessere Zeit anhebt. Bekannt ist auch, wie er einst jemand fragte, der ihn wachend antraf: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ und als die Frage bejaht ward, bekümmert ausrief: „So muß ich noch hundert Jahre schlafen.“ Alle hundert Jahre pflegt er hiernach einmal zu erwachen und nach seinen Raben zu sehen. Es sind Odins Raben, die um den Berg fliegen; der Gott hat sie gesandt, den Stand der Dinge in der Welt zu erkunden. Daß wir in dieser Sage eine durch das Christentum veranlaßte Metamorphose des Mythischen zum Historischen, des altgermanischen Thor (oder Odin) zum christlichen Heros vor uns haben, darauf deuten u. a.

schon die Raben; ferner der rote Bart, der von Thor entliehen ist; ferner die Bergentrückung und der dürre Baum.

Man hat an die Wiederkehr des als Kaiser verjüngten Gottes zu den verschiedenen Zeiten auch seine besondern Erwartungen geknüpft. Im Zeitalter der Kreuzzüge brachte man damit die Besiegung des Mohammedanismus, die Wiedergewinnung des Heiligen Grabes und die Vernichtung des Heidentums, später auch die Vertreibung der Türken aus Europa in Verbindung. Zur Zeit der Reformation und lange schon vorher hoffte man, er werde den Übermut der Geistlichen beugen („pfaffen storen"), und neuerdings pflegen die Gegner der christlichen Geistlichkeit die um den Berg fliegenden Raben auf die „Schwarzröcke" zu deuten. Im J. 1870 endlich soll dem Kaiser der Bart gewachsen sein zum dritten Mal um den Steintisch. Da ist er gekommen und hat die Waffen gekehrt wider den alten Erbfeind.

So drückt auch im Sprichwort das deutsche Volk das Vertrauen, daß schließlich doch der Kaiser (d. h. Odin) kommen und alles gut machen werde, in der Fassung aus, daß ein allzu Sorgloser „auf den alten Kaiser hinein lebt".

### 34. Altfränkisch.

Bezeichnet alles, was außer Mode ist, was in Bezug auf Sitten und Gebräuche, Kleidung und Einrichtung, in Charakter und Denkweise als veraltet und dem bessern Geschmack der Zeit zuwiderlaufend gilt. Der Ausdruck wird zurückgeführt auf die alten Franken, die ihre germanischen Sitten in Gallien beibehielten. Noch um das J. 1313 kommt das Wort im guten Sinne vor; vgl. Renner, 22, 266, wo die „alten frenkischen liute" als einfältig, treu und zuverlässig gerühmt werden. Doch schon im 15. Jahrhundert treffen wir das Wort „altfrensch" („Liedersaal", 3, 89) mit der oben angegebenen Begriffsentwickelung. Zu vergleichen Grimm, „Geschichte der deutschen Sprache", S. 536 fg.

### 35. Zwischen Amboß und Hammer.

S. v. w. in äußerster Gefahr und Bedrängnis, in tausend Ängsten sein. Die Redensart findet sich auch in an-

dern Sprachen, z. B. im Frz.: être entre l'enclume et le marteau; im Ital.: essere tra l' ancudine e'l martello; im Lat. (bei Erasmus): inter malleum et incudem.

Die Redensart wird illustriert durch viele unserer Volkssagen, in denen der Schmied eine Rolle spielt. Hier gelingt es einem Schmied, der von Teufeln geplagt wird, diese in einem Sack zu fangen und sie in die genannte Lage zu bringen. Mit den schwersten Hämmern pocht nun derselbe unbarmherzig auf sie los, daß sie sich in Flöhe verwandeln und in die Nähte flüchten. Erst auf ihr Versprechen, ihn ferner in Ruhe zu lassen, erzählt eine Sage aus der Oberpfalz (Henne am Rhyn, „Die deutsche Volkssage", S. 272), läßt der Schmied sie los bis auf den Schlimmsten, den er in den tiefen Wald bringt und mit dem Schwanz in einen Baum klemmt, wo er, durch Zauberformeln gebannt, hungert, bis „die Sonne durch ihn scheint", und andere Teufel ihn erquicken und endlich befreien.

Daß diese Sage sehr bekannt und auch beliebt gewesen sein muß, beweisen die vielfachen Variationen derselben, die uns in den Sammlungen begegnen. Daß es ferner mit Vorliebe Schmiede sind, die dem Bösen (Teufel) so arg zusetzen, hat seinen guten Grund darin, daß dieser Beruf — unter allen Berufsarten jedenfalls die älteste — auch von Göttern (Vulkan und im Norden von Thor, dem Hammerträger) und Heroen (Wieland) gehandhabt wurde, deren Aufgabe es ja war, das physische und moralische Böse zu überwinden.

Als synonyme Redensart zur Bezeichnung einer kritischen Lage vgl.: zwischen Thür und Angel; zwischen Baum und Borke; zwischen Scylla und Charybdis.

Die Redensart:

### 36. Amboß oder Hammer sein

bedeutet: entweder der Geschlagene oder der Schläger, der Leidende oder der Triumphierende, der Bedrückte oder Drücker sein. Im „Großkophta", sowie in den geselligen Liedern („Ein anderes") findet sich bei Goethe:

> Du mußt herrschen und gewinnen
> Oder dienen und verlieren,

Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Und Epigramm 14:

Diesem Amboß vergleich' ich das Land, dem Hammer den Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.

Im Frz. ist sprichwörtlich: il faut (oder il vaut mieux) être marteau ou enclume (qu'enclume); im Engl.: when you are an anwil, lie you still; when you are a hammer, strike your fill. — Ähnlich sagt der Araber: „Bist du Amboß, sei geduldig; bist du Hammer, schlage zu"; d. h. schicke dich in die augenblickliche Lage.

Sprichwörtlich: Ein tüchtiger Amboß (d. i. Charakter) achtet auch schwerer Schläge nicht.

### 37. Jemand ein Angebinde geben.

Von der Sitte, Bräuten, Wöchnerinnen, Kindern u. s. w. das für sie bestimmte Geschenk an den Arm zu binden. Auch die Form „Eingebinde" kommt vor, weil besonders Wöchnerinnen das Geschenk in ein Tuch eingebunden und also dargereicht wurde. Im zweiten Akt von Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn" sagt Otto von Meran zur Königin:

Du weißt, wir feiern heute
Das Wiegenfest des Kleinen, deines Sohnes.
Die Herren sind, die Frau'n bei ihm versammelt,
Und binden ihn mit kleinen Gaben an.

### 38. Zwischen Thür und Angel.

S. v. w. in einer mißlichen Lage, zwischen zwei Fällen, von welchen man wählen soll, sich befinden.

Die Redensart ist alt. „Ein sprichwort ist lang gesait Wer tzwischen tůr vnd angel Stözt seinen vinger vnuerzait Der gwint an frewden mangel Ob er sich da tzwischen chlembt Vil hart, daz er sich rimphet Oder leicht vil gar derlemt Der hat nicht wol geschimpfet". Suchenwirt, XXXIII, 89. — „Wär sinen finger zwüschen angel vñ thür oder, wie die Cólner sagennd, zwüschend thür vnd gaddern steckt, der klempt sich gern... Zwüschen thür vñ wand Sol niemant legen sin hant... Der gůte fründ, wyb vnd mann, meister

vnd junger begärt ze verwirren.“ Seb. Franck, I, 160[b]. — „In allem land ist Alchymus Der fründ zertrag vnd hynder lieg Vnd finger zwüschen angel dieg (= tüeje) Die werden offt geklembt dar von.“ Brant, „Narrenschiff“, 7, 22 fg.

Lat.: inter sacrum saxumque stare, eigentlich zwischen dem Opfer und Schlachtmesser stehen, bei Plaut. Capt. 3, 4, 84; inter sacrum et saxum positus. Appulej. Metamorph. 11, 271; vgl. hac urget lupus, hac canis augit. Hor. sat. 2, 3, 64.

Ital.: essere (venire) tra bajante e ferrante.

Synonyme Redensart: zwischen Amboß und Hammer; zwischen Baum und Borke; zwischen Scylla und Charybdis.

### 39. Es einem angethan haben.

Der Ausdruck beruht auf dem tiefsinnigen Glauben an die Einwirkung des Blickes auf andere Menschen.

### 40. Einem etwas anhängen.

D. h. Nachtheiliges von ihm sagen. Hergenommen von dem Zettel, der den am Pranger stehenden Verbrechern angehängt wurde, um jedermann die Ursache dieser infamierenden Bestrafung kund zu thun. Vgl. Ps. 78, 66 und Sir. 47, 21.

### 41. Jemand etwas anheim (heim) stellen (geben).

S. v. w. eine Sache dem Gutbefinden eines andern unterwerfen. — Etwas heimstellen drückt bildlich und darum stärker aus, was ohne Bild durch: „überlassen“ bezeichnet wird; denn „eine Sache jemand heimstellen“ heißt eigentlich: sie in sein Haus, sein Heim stellen. Wenn wir dies thun, so geben wir die Sache gänzlich in seine Gewalt. Daher bedeutet „heimstellen“ im figürlichen Sinne: ganz, vollkommen überlassen. Deshalb ist dieser Ausdruck auch höflicher und unterwürfiger als überlassen. Unsern hohen Vorgesetzten pflegen wir heimzustellen, was wir andern, die uns gleich oder geringer sind, schlechtweg überlassen. Die Form „anheim“ ist nur eine müßige Verlängerung und stammt aus der Kanzleisprache, die das Lange und Breite liebt.

**42. Sein letzter Anker ist ihm gebrochen.**

Der Anker ist das Sinnbild der Hoffnung, den der Schiffer besonders in Zeiten der Not auswirft, damit sein Schiff fest und sicher auf dem Meeresgrunde haftet. Jedes Schiff hat nun mehrere Anker an Bord; der wichtigste von ihnen, der nur in der äußersten Not gebraucht wird und zugleich der größte und stärkste ist, hieß bei den Römern sacra (d. i. heilig); daher die lat. Redensart: sacram ancoram solvere, d. i. zum letzten Rettungsmittel seine Zuflucht nehmen.[1]

**43. Einem etwas ankerben.**

S. v. w. durch eine Kerbe bezeichnen; übertragen: es ihm gedenken, nachtragen; vgl. hierzu die Redensart: „bei jemand auf dem Kerbholz stehen".

**44. Es anlegen auf etwas.**

Aus der Schützensprache; s. v. w. auf etwas zielen, etwas zur Absicht haben. Ebendaher: „einen Anschlag auf jemand machen", d. i. eigentlich sich zum Schießen vorbereiten; auf ihn anlegen, um ihn zu treffen.

**45. Einen anschwärzen; ihn schwarz machen.**

S. v. w. ihn schlecht machen, ihn verleumden, um selbst weiß zu erscheinen. In fast allen Sprachen bedeutet „schwarz" im übertragenen Sinne s. v. w. böse, „weiß" s. v. w. gut. So sagte der Römer schon:

„Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!" Hor. sat. 1,4,85.
Dieser ist schwarz; den meid', o Römer!

Schwarz ist die Farbe der Nacht und des Bösen, im Gegensatze zum Weißen. Die Engel wurden weiß, die Teufel

---

[1] In der Redensart: „die Anker lichten", s. v. w. die Anker in die Höhe winden, sich zur Abreise anschicken, ist „lichten" = licht (niederdtsch. = hochdtsch. leicht) machen. Man hat sich bei jenem Ausdruck ursprünglich entweder gedacht, daß man, wenn man den Anker aufwärtszieht, ihn selbst gleichsam leichter machen oder daß dadurch das Schiff wieder leicht und flott gemacht werde, welches man dann metonymisch auf den Anker übertragen hat.

schwarz gedacht. Nigromantie[1] ist die schwarze Kunst; Zauberbücher sind schwarze Bücher; weiße Bücher sind die Heilige Schrift und die Gebote. Auch bedeutet weiß und schwarz zuweilen s. v. w. die gute und die böse Zeit, Glück und Unglück. Vgl. hierzu die sprichwörtliche Redensart: „schwarz weiß machen" und umgekehrt; dieselbe lautet im Latein. ebenso; Ovid. met. 11, 315: facere candida de nigris et de candentibus atra; — Juven. 3, 30: qui nigrum in candida vertunt.

**46. Ohne Ansehen der Person!**

Die Redensart ist biblischen Ursprungs; Röm. 2, 11, heißt es: „Non enim acceptio personarum apud deum"; d. h. Es ist kein Ansehen der Person vor Gott. — Vgl. Apostelgesch. 10, 34; 2 Chron. 19, 7; 5 Mos. 10, 17; 1 Sam. 16, 7; Hiob 34, 19; Gal. 2, 6; Kol. 3, 25; Ephes. 6, 9; 1 Petri 1, 17; u. ö.

**47. Jemand anstacheln,** s. wider den Stachel löcken.

**48. Jemand ein Stein des Anstoßes sein.**

S. v. w. ihm im Wege, ihm hinderlich sein. — Das Wort „Stein" steht in dieser Phrase bildlich und bedeutet s. v. w. ein natürliches Hindernis sein, das sich einem beim Gehen auf dem Wege sehr unbequem macht, über das man stolpert und sogar fällt. „Zwei nicht minder hervorragende und besonders für die Haltung der verschiedenen Parteien entscheidende parlamentarische «Steine des Anstoßes», die Verlängerung des Socialistengesetzes und das Militärseptennat." „Tägl. Rundschau", Nr. 7, 1886. — Die Redensart ist biblischer Herkunft und findet sich bei Jesaias 8, 14 und 1 Petri 2, 8, während Röm. 9, 32, 33: Stein des Anlaufens (Gotisch: bistiggqun du staina bistiggquis) gesagt wird. Bei Brant, „Narrenschiff", 29, α—γ:

---

[1] Nigromant ist eine Nebenform von dem griechischen Nekromant (eigentlich Totenbeschwörer), indem man die erste Hälfte des Wortes auf lat. niger (schwarz) umdeutete: schwarze Kunst, Schwarzkünstler.

Wer uff syn frumkeyt halt alleyn
Vnd ander vrtelt böß vnd kleyn
Der stoßt sich offt an hertte steyn.

Auch im Holländ. bei Harrebomée, II, 302ᵇ; im Frz.: c'est une pierre de scandale.

Abgeleitete Redensart: Jemand Steine aus dem Wege räumen, s. v. w. ihm den Pfad ebnen.

49. **Etwas anzetteln.**

S. v. w. durch ein Gewebe von allerlei kleinen Mitteln andere dahin bringen, Böses zu thun. Wird in eigentlicher Bedeutung von Webern gebraucht, wenn sie durch Ausspannung der Fäden ihr Gewebe anfangen.

50. **Jemand mit goldenen Äpfeln werfen.**

S. v. w. durch kleine Geschenke große Vorteile ziehen. — Beruht auf der Mythe von Atalanta, die gleich nach der Geburt von ihrem Vater ausgesetzt, von einer Bärin ernährt und von Jägern aufgezogen wurde. Sie ward eine jungfräuliche, schnelle Jägerin und machte auch den Argonautenzug mit. Als ihr Vater, der sie wieder erkannt hatte, sie aufforderte, sich zu vermählen, versprach sie den zu ehelichen, der sie im Wettlaufe einholte[1]; wen sie aber einholte, den durchbohrte sie von hinten mit dem Speer. So waren schon viele Jünglinge umgekommen. Endlich ward sie von Hippomenes dadurch besiegt, daß er während des Wettlaufs goldene Äpfel, welche ihm Aphrodite geschenkt hatte, einzeln fallen ließ. Vgl. Ovid. met. 8, 316; 10, 560 sq.

---

[1] Dieser mythische Wettlauf der Atalanta erinnert an die alte Sitte, nach welcher der Bräutigam bei der Hochzeitsfeier u. a. auch einen Brautlauf zu halten hatte und die davon laufende Braut einholen und so gleichsam gewinnen mußte. Auf diese Sitte (vgl. die Redensart: einem den Rang ablaufen), schwerlich auf einen historischen Vorfall, ist das Sprichwort zurückzuführen: Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Lat.: Cui fortuna favet, sponsa petita manet; — frz.: Le plus heureux l'emporte; — engl.: Fortune gains the bride; vgl. Shakespeare, „Zähmung der Widerspenstigen", 1, 1.

Eine ähnliche Geschichte enthalten die um die Mitte des 14. Jahrhunderts verfaßten „Gesta Romanorum“: Ein König wollte seine Tochter nur dem zur Gattin geben, der sie im Wettlaufe besiege; wer aber den kürzeren ziehe, dem werde der Kopf abgeschlagen. Ein armer Jüngling unternahm das Wagestück. Er warf ihr zuerst einen Kranz von Rosen auf die Bahn; sie hob ihn auf, und während sie ihn auf den Kopf setzte, kam er ihr vor. Zürnend schleuderte sie den Kranz weg und überlief ihren Gegner. Zum zweiten Male warf er einen goldenen Gürtel hin; sie nahm ihn auf und gürtete sich damit. Als sie aber sah, daß sie zurückblieb, riß sie ihn in drei Stücke, lief dem Jünglinge wieder vor, schlug ihn ins Gesicht und rief: Armseliger, du sollst mich nimmermehr zur Gemahlin haben. Da warf er zum dritten Mal einen Beutel hin, in welchem ein vergoldeter Apfel steckte, mit der Inschrift: Wer mit mir spielt, wird des Spiels nicht müde. Sie fing mit dem Apfel an zu spielen, der Jüngling erreichte das Ziel vor ihr und erhielt die Königstochter.

### 51. In den sauern Apfel beißen.

Der sauere Apfel ist eine unschmackhafte Frucht; beißt man in denselben, so hat man von der Säure eine unangenehme Empfindung. Die obige Redensart meint deshalb: etwas Unangenehmes doch thun, ein Opfer doch bringen, weil nämlich die Verhältnisse es erheischen.

Neben dem Holzapfel ist auch der Apfel der Eris sprichwörtlich geworden unter dem Namen:

Zankapfel,

weil sich um den Besitz desselben die Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite stritten, und bekanntlich wurde dieser Streit indirekt zur Ursache des Trojanischen Kriegs.

### 52. Jemand in den April schicken.

D. i. ihn am 1. April einen unnützen Gang thun lassen oder ihn sonst auf irgend eine Weise anführen und lächerlich machen. Dieser Brauch ist jedenfalls als ein Überbleibsel des germanischen Heidentums aufzufassen und zwar

als der letzte Rest eines Frühlingsfestes, das zu Anfang April unter allerlei Späßen, Possen und Schwänken gefeiert, schließlich in den christlichen Festen aufgegangen ist.

Vgl. das frz. Sprichwort: donner un poisson d'avril à quelqu'un, hergenommen von der Fischerei, deren lebhafter Betrieb um diese Zeit wieder beginnt. Täuschte nun der Erfolg die Erwartungen, so sagte man: Es seien April-, d. h. nur sehr wenige Fische.

53. **Veränderlich wie der April!**

Der Monat April ist wegen seines erfahrungsmäßig veränderlichen Wetters zum Bild der Unbeständigkeit geworden.

54. **Argusaugen haben.**

Von einem scharfsichtigen, mißtrauischen Hüter, Aufpasser; frz.: avoir des yeux d'Argus. — Lat.: Argum fallere, auch den vorsichtigsten Menschen anführen.

Aus der griechischen Sage von Argus oder Argos Panoptes (d. i. der Allsehende) entlehnt, der an seinem ganzen Körper Augen (nach Einigen 100) hatte, weshalb ihn Hera zum Hüter der Kuh Io bestimmte. Hermes brachte ihn, nachdem er ihn durch den Ton der Hirtenflöte eingeschläfert hatte, ums Leben und setzte seine Augen in den Pfauenschweif. Ov. met. 1, 624 sq.; Apollod. 2, 1, 3.

In dieser Fiktion wird die Wachsamkeit symbolisiert: Argus ist die Personifikation des gestirnten Himmels. Wird ja doch auch die Nacht in der griechischen, wie in der germanischen Mythologie als Drache gedacht mit vielen Köpfen oder Augen.[1] Die vielen Augen sind die Sterne; der Drachenbekämpfer ist der Sonnenheld, und die vom Drachen (d. i. Argus) bewachte Jungfrau (die griechische Io) muß als Mond gedeutet werden. — Man vgl. hierzu die Wachsamkeit des Hüters der Götterbrücke in der germanischen Mythologie unter dem Artikel: „Gras wachsen hören!"

---

[1] Zu vergleichen ist folgende Stelle in Goethes Gedicht: „Willkommen und Abschied": „Schon stand im Nebelkleide die Eiche Ein aufgetürmter Riese da, Wo Finsternis aus dem Gesträuche Mit hundert schwarzen Augen sah."

55. **Ein Ariadnefaden.**

Lat.: Ariadnes, Ariadnaeum filum; s. v. w. ein Mittel, aus einem Labyrinth von Irrtümern und Leiden glücklich herauszukommen; ein guter Rat, damit man einem aus dem Irrtume hilft.

Ariadne war die Tochter des Minos von Kreta. Als Theseus unter den Opfern für den Minotaurus nach Kreta kam, entbrannte Ariadne in Liebe zu ihm und gab ihm Anleitung, wie er das Ungeheuer töten und mittels eines Fadens aus dem Labyrinth entkommen könne. Ein Fadenknäuel knüpfte er am Eingange des Labyrinthes an und ließ es durch die Irrgänge an der Hand ablaufen, bis zu der Stelle, wo der Minotaur seine gräßliche Wache hielt. Mit dem ihm ebenfalls geschenkten Schwerte gelang es Theseus, den Minotaur zu erlegen und sich aus den Irrgängen des Labyrinthes glücklich heraus zu winden. Ariadne floh darauf mit dem Geliebten, wurde jedoch auf der Insel Naxos von ihm verlassen. Dionys soll die verlassene Jungfrau schlummernd in einer Grotte gefunden und sich dann mit ihr vermählt haben.[1]

Auf diese griechische Sage spielt auch der Ausdruck

Leitfaden

an, d. i. eigentlich der Faden, womit sich Theseus aus dem Labyrinthe half. In erweiterter Bedeutung dient er dazu, sich darnach zu richten. „Er (Agathon) sah die Schwierigkeiten, einen Plan zu machen, der ihm durch das Labyrinth des Hofes und des öffentlichen Lebens zum Leitfaden dienen könnte." Wieland.

---

[1] Danneckers Meisterwerk im Bethmannschen Museum zu Frankfurt a. M. stellt Ariadne als ein herrliches, mit allen üppigen Reizen begabtes Weib auf dem Panther, dem bekannten Sinnbild der Sinnenlust (so auch in Dantes „Divina Commedia"), nackt, in halbliegender Stellung, auf dem fortschreitenden Tiere ruhend dar, der Kopf von der Linken unterstützt, mit der Rechten den Fuß des untergeschlagenen Beines fassend. — Ein Meisterwerk ersten Ranges! Schiller nannte diese Ariadne „so schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen".

**56. Eine arkadische Pflanze, ein arkadischer Sprößling.**

Von jemand, dem eine gewisse Derbheit und Mangel an feiner Bildung eigen ist. Schon bei den Alten war Arcadium germen, Arcadius juvenis sprichwörtlich für einen dummen Menschen und Einfaltspinsel. Hergenommen von den Arkadiern, die, als Naturvolk aus Jägern und Hirten bestehend, sich durch obige Eigenschaften vor dem ganzen übrigen Griechenland auszeichneten. Wegen der Abgeschlossenheit ihres gebirgigen Heimatslandes erhielten sich indessen ihre alten, unverdorbenen Sitten, ihre Kraft und ihr Frohsinn noch, als das übrige Griechenland moralisch bereits untergegangen war. So kam es, daß Arkadien von den Dichtern als das Land der Unschuld und des Friedens, als das Eldorado der alten Welt gepriesen ward. So beginnt Schiller sein Gedicht „Resignation" mit den Worten:

Auch ich war in Arkadien geboren,

und Goethe wählte für seine „Italienische Reise" das Motto:

Et in Arcadia ego!

Und Friedrich Rückert sang, „Aprilreiseblätter" 20:

Auch ich war in Arkadien geboren
Und ward daraus entführt vom neidischen Glück.
Ist hier der Rückweg? fragt' ich jede Brücke;
Der Eingang hier? fragt' ich an allen Thoren.

**57. Zur großen Armee** (auch: zum großen Heere) **abgehen.**

Ist einer von den vielen Ausdrücken unserer Sprache, die das Wort „sterben" umschreiben. Er ist zu beziehen auf das Geisterheer der in Walhalla bei Waffenkämpfen versammelten Helden oder richtiger wohl auf das wilde Heer Wodans selbst. Es ist bekannt, daß mittelhochdeutsche Dichter das Schicksal als „Frau Sälde" personifizieren, von der in Tirol die Sage geht (vgl. Zingerle, „Germania", II, 436 fg.), daß sie zu Fronfasten nachts mit gespenstischem Volke herumziehe und bei einem Feuer bestimme, wer nächstes Jahr sterben müsse. Ein alter Schwur (in einem ungedruckten Gedicht des Rüdiger von Munir) war „bi Wuotunges her". Henne am Rhyn, S. 389. Wodan, als Gott des Himmels, war auch Herr der Stürme, Wolken und des Sternenheeres.

Wenn in der Nacht der Sturmwind braust, sagt man noch heute in Schweden: „Oden far förbi." Ähnlich in Mecklenburg, Pommern und Holstein. In Mittel- und Süddeutschland spricht man vom „wütenden" oder „wütischen Heer", in Bayern und Österreich von „wilder Gjoad", „wilder Gfahr", in Schwaben vom Modes-, Wuetes- oder Wuotesheer, desgl. in der Schweiz; vgl. Henne a. a. O.

Das Gefolge des wilden Jägers bilden die gewaltsamen Todes Umgekommenen und — die ungetauft gestorbenen Kinder, ein Zug, der, erst später hinzugekommen, auf christlicher Anschauung beruht und nach welcher man dem heidnischen Gotte gab, was der christliche verschmähte.

Nr. 807, S. 394, berichtet Henne am Rhyn vom Geist im Odenwald Folgendes: „Simon Dach, ein 46jähriger Mann, erklärte im Verhöre 1742, er habe «das Wesen auf dem Schnellart» vielmal aus- und einziehen gehört, aber nie gesehen, und jedesmal als groß Getöse, gleich einem Fuhrwerke mit Pferden u. dergl. Es komme gewöhnlich eine Stunde nach eingetretener Nacht oder eine vor Tag, gerade durch seinen Hof, und zwar zur Zeit bevorstehender Kriege und Völkermärsche. So hörte er, wie zu Anfang des Krieges in Schlesien 1740 «er» vom Schnellart ab und nach Rodenstein zog. So bei Karls VII. Krönung 1742 und schon ein halb Jahr vor Anfang des spanischen Krieges 1734 und beim Ende 1735" u. s. w.

Nach einer andern Sage, bei Henne a. a. O., S. 440, mitgeteilt, steckte im Stockhofe bei Egliswil (Aargau) ein Junge nachts beim Vorbeiziehen des wilden Heeres, trotz Warnens des dort übernachtenden Kapuziners, den Kopf zum „Läufterli" hinaus und schrie in den Zug hinauf:

Du ritist i der Nacht,
De Tüfel het di g'macht,
Du ritist wie ne Schnider;
De Tüfel holt di wider.

Sogleich rief es aus der Luft herab:

Witt du mit mer strita,
Se chast au mit mer rita.

Kaum vernommen, flog der Bube zum Fenster hinaus in

den Zug; am Morgen aber fand man ihn unfern im Walde völlig zerschmettert.

**58. Etwas aus den Ärmeln schütteln können.**

S. v. w. etwas mit Virtuosität verstehen; eigentlich ein Kunststück, das auf den ersten Blick ans Wunderbare zu grenzen scheint, leicht und mühelos, gleichsam spielend ausführen wie die Taschenspieler (in Rom Saccularii genannt, von der Tasche, in welcher sie ihre Apparate u. s. w. mit sich führten). Es ist hierbei noch zu erinnern an die alte Kleidermode der weiten Ärmel, worin man mancherlei mit sich herumzutragen pflegte. Brant, „Narrenschiff", 47, 11: „Biß jm die pfif vß dem ermel fallt." — S. Helbl. 1, 184: „Herte îsen unde grebel, Örter ze den slozzen, Büert der unverdrozzen In dem einen ermel wol: In dem andern ligen sol Ein geizfuoz und ein schaere. — Da het er einen gefüegen spân Vor in den ermel getân." Haupt VIII, 91, 72. — „Schickten mich die andern buben in kilichen umb ein licht, das stiez ich alſo brennend in ermel, verbrand mich." Thom. Plater 14. — „Vnd füre der pfaffen rymen im ermel." Seb. Franck I, 56[a]. — „Wa er zur seiten hin griff inn die Diebs- oder Commißsäck, in Hosen oder Ermel, da war er gespickt." Fischart, „Gargantua", 101. — „Das naßtuch in den kappenzipffel vnd Leckſack am Ärmel stecken." Ebenda 217. — „Vnd konnten sich nicht wehren, so voll hatten sie die Ermel gesteckt." Ebenda 399. — Zu vergleichen ist auch das Sprichwort: „In Franziskanerärmel und Diebsgewissen geht viel."

**59. Aus der Art schlagen.**

S. v. w. ausarten, d. i. diejenigen Eigenschaften, die im Blute liegen, die der Art eigentümlich sind, verlieren. Die Redensart ist ursprünglich ein Pleonasmus; denn sie bedeutet eigentlich s. v. w.: aus der Art arten. Schlagen ist nämlich das niederdtsch. „slachten" (oder „slechten"), welches arten bedeutet und wozu auch das neuhdtsch. „Geschlecht" gehört. „Hei slacht nah sîn Vader", er artet nach seinem Vater.[1] Daher sagt man auch:

---

[1] Auch der Ausdruck: „ungeschlacht" stammt daher; er bedeutet: von keinem guten Geschlecht, ebenso wie „unartig" s. v. w.

ein guter „Schlag“ Menschen, d. i. eine gute Art. Auf ähnliche Weise wird „einschlagen“ gebraucht; der Weizen ist gut eingeschlagen, wenn er gut geartet ist, und Kinder schlagen in das großmütterliche Geschlecht, wenn sie in dieses Geschlecht arten. Schon im Mittelhochdeutschen sagte man: „Das was ihm nicht geslaht von vater noch von muoter.“ Parcival. — „Diu frumecheit was ihme von sime vater wol geslaht.“ Ebenda. — In der Folge ist diese ursprüngliche Bedeutung von „schlagen“ verdunkelt worden, und man hat ihm den Begriff von dem bekannten „schlagen“ untergeschoben, das u. a. heftig, plötzlich, gewaltsam fallen bedeutet, wie in umschlagen, hinschlagen.[1]

60. **Den Ast absägen, auf dem man sitzt.**

S. v. w. sich selbst Schaden zufügen; sich selbst ins Fleisch schneiden. — Ital.: aguzzare il palo in suo ginocchio (den Pfahl auf seinem Knie spitzen). — Lat.: navem perforare, qua quis ipse naviget. Cic. ap. Quinct. 8, 6, 47; — vineta sua caedere. Hor. ep. 2, 1, 220; — messes suas urere. Tibull. 1, 2, 100.

61. **Attisches Salz.**

Ist eine in Griechenland entstandene und auch bei den Römern übliche Redensart für beißenden, treffenden Witz, der schon von den Alten mit dem Salz verglichen ward und zwar wegen seiner reinigenden, erhaltenden und namentlich würzenden Eigenschaften. Plinius, hist. nat. 37, 7 (41), äußert sich darüber also: „sal adeo necessarium elementum est, ut transierit ad voluptates animi. Nam ita sales appellantur, omnisque vitae lepos et summa hilaritas la-

---

von keiner guten Art ist. Nur hat „ungeschlacht“ natürlich einen weitern Begriff als unartig; ersteres ist darum auch stärker als letzteres.

[1] Daß dieses: „aus der Art schlagen“ nicht die Regel ist, beweisen u. a. auch die Sprichwörter: Art läßt nicht von Art, und die Katze läßt das Mausen nicht, ebenso wie der Bär stets nach Honig schnappt und der Rabe nach Aas. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Und: Vulpes pilum mutat, non mores. — Frz.: Qui naît poule, aime à gratter. Bon chien chasse de race.

borumque requies non alio magis vocabulo constat." — Lepos und sal werden synonym gebraucht: „Caesar leporem quendam et salem est consecutus." Cic. de or. 2, 23, 98; — „qui versus tum denique habent salem ac leporem". Catull. 16, 7; vgl. „sale et facetiis Caesar vicit omnes". Cic. off. 1, 37; — ferner: „sal dicendi". Id. ad Q. Fratr. 1, 2, 2; u. ö. a.[1] Besonders aber waren attischer Witz, attische Beredsamkeit, attische Muse berühmt, weil unter allen griechischen Völkerschaften die Attiker die höchste Bildung besaßen.[2]

### 62. Aufgeblasen sein

wie eine ekelhafte Froschseele, wie eine häßliche Kröte: von hochmütigen Menschen gebräuchlich. Die Redensart bezieht sich auf die bekannte Fabel vom Frosch, der einen Ochsen weiden sah. Da jener diesen um seine schöne Gestalt beneidete, fing er an sich aufzublähen, um dem Ochsen zu gleichen, bis er jämmerlich zerbarst. — Lat.: „inflat se tanquam rana." Petronius 74.

Auf dieselbe Fabel vom geborstenen Frosch und dem Ochsen (Phädrus, B. 1, F. 24; Lafontaine, L. 1, fable 3) geht zurück der Ausdruck:

vor Neid bersten (oder platzen),

ein Ausdruck, der ebenfalls schon im Altertum gangbar war; bei Martial 9, 98, begegnet man mehrmals: rumpitur invidia, „er berstet vor Neid."

### 63. Aufgedonnert sein.

Von Frauenzimmern gebräuchlich, die in eitler prunksüchtiger Weise gekleidet gehen; der ursprüngliche Sinn ist jedoch: donnersmäßig angezogen sein; denn der Thors-

---

[1] Vgl. auch Matth. 5, 43; Marc. 9, 50 („So aber das Salz dumm wird, womit soll man würzen? Habt Salz bei euch!"); Luc. 14, 34.

[2] Neben dem Salz war den Alten auch Essig sprichwörtlich für Witz, wegen seiner ätzenden Kraft. — Plaut. Pseudulo 2, 4, 49: „Pseud.: Ecquid habet is homo aceti in pectore? Char.: Atque acidissimi." Man vgl. noch Plaut. Bacch. 3, 3, 1; id. Truc. 1, 2, 76; Hor. sat. 1, 7, 32 („Italo perfusus aceto").

(Donners-)tag war früher religiöser Feiertag.[1] Wegen seiner Heiligkeit werden noch heute die meisten kirchlichen Prozessionen am Donnerstag abgehalten; desgl. ist dieser Tag — freilich ohne Bewußtsein der ursprünglichen Bedeutung — noch in vielen Gegenden Deutschlands, u. a. in den Reichslanden, Schulferientag. Am Donnerstag dürfen die Ställe nicht gemistet werden. Vgl. Anhorn, „Magiologia", 132, 133; Meyer, „Aberglaube", S. 207. Daß der Donnerstag im frühesten Mittelalter als Feiertag behandelt wurde, ergiebt sich u. a. auch aus einem in dem Kapitular Karlmanns vom J. 743 angeführten „Indiculus superstitionum et paganiarum", woselbst auf diesen Übelstand aufmerksam gemacht wird (Pertz, „Mon. leg.", III, 20). Ferner ersieht man aus Anhorns „Magiologia" (S. 133), daß diese Sitte noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts keineswegs erloschen war. Während an der ersten Stelle gesprochen wird von „sacris" und „feriis Mercurii vel Jovis", macht Anhorn a. a. O. die Sache dadurch deutlich, daß er den römischen Jupiter, der hier an Stelle des germanischen Donnergottes getreten ist, für den Unfug verantwortlich macht.

64. **Etwas aufschieben; aufgeschoben ist nicht aufgehoben.** S. die Redensart: Auf die lange Bank schieben.

65. **Aufnehmen**, eine Urkunde, ein Protokoll u. dergl. Erklärt sich aus der symbolischen Förmlichkeit, unter welcher nach altdeutschem Rechte der Besitzer eines Grundstückes dasselbe an einen andern veräußerte. Bei einem solchen Verkauf war es Brauch, auf dem Grundstücke selbst vor Zeugen eine aus demselben ausgeschnittene Erdscholle, auf welche der Kaufvertrag gelegt wurde, zu übergeben. Hatte der Erwerber die Scholle mit dem darauf gelegten Aktenstück „aufgenommen", so war das Kaufgeschäft erledigt. Historische Zeugnisse bei Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 557 fg. Die symbolische Handlung ist fortgefallen, die Redensart ist geblieben.

---

[1] Im Allemannischen bedeutet „dundersnett" noch heute s. v. w. überaus nett; vgl. Hebel, „Hanns und Verene", V. 3 und 4:

O wenni doch das Meidli hätt,
es isch so flink und dundersnett,
so dundersnett.

66. **Aufschneiden.**

S. v. w. großsprecherisch sein. — Hergenommen von den Jägern, die bei der Zerlegung des Wildes, d. h. nach Vollendung der Jagd, bei ihren Mahlen übertriebene Geschichten von ihren Jagdabenteuern zu erzählen pflegen.

67. **Jemand wie seinen Augapfel hüten.**

Frz.: conserver quelqu'un (quelquechose) comme la prunelle d'œil. — Das Bild ist echt biblisch und kommt häufig vor: 5 Mos. 32, 10; Ps. 17, 8; Spr. Sal. 7, 2; Sacharja 2, 8. — Von dieser Redensart ist abgeleitet der Ausdruck:

Es ist sein Augapfel,

von etwas sehr Liebem, Teurem. — Doch auch bei römischen Schriftstellern finden wir Ähnliches; z. B. bei Catull. in luctu pass. 3, 4: „plus oculis suis amare"; — id. 82, 2; 504, 2: „carior oculis"; — „vitâ meâ carior (carius)." Cic. Cat. 1, 11, 27; id. oratione post reditum ad Quir. 1, 2; id. pro Sestio 20, 45; — „ocule mi", „mein Augapfel" (als Liebkosung), Plaut. Curculione 1, 3, 47; — „par oculorum in amicitia exstitisse", „ein Herzensfreund", Suet. de rhetor. 5.

68. **Er hat ihr zu tief ins Auge geschaut!**

Ist einer der tiefsinnigsten Ausdrücke unserer Sprache; die Augen sind gleichsam Fenster, durch welche man ins Menschenherz guckt. Der Troubadour Hugues Bruet sagt in dieser Beziehung: „l'amour s'élance doucement d'œil en œil, de l'œil dans le cœur, du cœur dans les pensées." — Lat. Sprichwort: ex aspectu nascitur amor.

69. **Ein Auge zudrücken.**

Gelinde urteilen, weil man mit einem Auge weniger sieht als mit zweien. Tiefsinnig und schön wird durch diese Redensart sinnbildlich das ausgedrückt, was in altdeutschen Weistümern ebenso auf folgende Weise vom Richter gesagt wird: er soll einen einäugigen Büttel schicken, der ein einäugiges Pferd hat (s. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 255), eine Personifikation des Rechts, das stets mit Barmherzigkeit gepaart sein soll. Der Richter soll nicht den strengen Rechtsstandpunkt vertreten, sondern mit den Umständen rech-

nend, einäugig sein und ebenso das Recht, das ihn leitet. Neben dem Recht soll die Gnade, neben der Gerechtigkeit die Milde walten. Darum sagen wir noch sprichwörtlich:

Gnade für Recht ergehen lassen,

wenn bei der Beurteilung eines Falles nicht das strenge Maß der Gerechtigkeit, sondern das die besondern Umstände erwägende Billigkeitsgefühl, das Gefühl des Mitleids ausschlaggebend wirkt. Denn „zu viel Gnade ist besser als zu straff und strenge".[1]

70. Mit offenen Augen schlafen.

Bebel (a. 1507) Nr. 547: „Dormit ut lepus, dicitur in simulantes se dormire." — Erasm. Ad. I, 10, 57. „Lepus dormiens. Quadrat in eum qui quod non facit, id facere sese adsimulat, aut quod facit, id se facere dissimulat. Nam leporem patentibus genis dormire, cum alii permulti tradunt autores, tum Plinius LXI, c. 37 (54)." — Tapp. p. 87. Lepus dormiens. — „Er schlafft den hasen schlaff." — Seb. Franck, 11, 73: „Er schläfft den hasen schlaff. — Er schläfft mit offnen augen wie ein hase."

Weil der Hase überall der Gefahr ausgesetzt ist und darum immer in Angst und Schrecken lebt, schläft er nur mit offenen Augen.

71. Seine Augen sind größer als sein Magen.

Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 245: „Die Augen seyndt weitter denn der bauch." Mit der Erklärung: „Der Prediger spricht, das auge sihet sich nimmer satt." Bei Agricola (a. 1529) entspricht Nr. 123. Die Erklärung ist ein Citat aus dem Prediger, I, 8. Zu vergleichen ist das Sprichwort: „Man füllt den Bauch eher als das Auge";

---

[1] Die Einäugigkeit des personifizierten Rechts erinnert an Wôdan, den Gott der Sonne, der sein anderes Auge, den Mond, für einen Trunk urweltlicher Weisheit an dem Brunnen des Riesen Mimir verpfändet hatte, der als Riese zu dem ältesten Geschlechte gehörig, auch im Besitze uranfänglicher Weisheit war. Einst kam Wôdan zu Mimir und verlangte einen Trunk aus dem Brunnen; er erhielt ihn aber nicht eher, als bis er sein Auge zum Pfande setzte. Ein sehr sinniger Mythus.

ferner: „Der Bauch kann nie genug und leicht zuviel bekommen.“

In der sprichwörtlichen Redensart werden die beiden Begriffe „Augen“ und „Magen“ in ironischer Weise paradox verglichen; der Nachdruck wird durch den komparativen Vergleich noch verschärft.

Die Redensart ist auch in andern Sprachen gebräuchlich. Engl.: his eyes are bigger than his belly. — Frz.: il a les yeux plus grands que le ventre. — Ital.: ha più grandi gli occhi che la bocca; ha più grande la gola che il ventre.

72. **Ein böses Auge haben.**

Beruht auf dem Glauben, daß der Blick gewisser Menschen schädlich wirke. Megenberg, S. 9 (cf. Meyer, „Aberglaube“, S. 86), behauptet sogar, daß das menschliche Auge schlechthin infolge seines feuchten und giftigen Inhalts im Stande sei, sowohl die Luft als die Tiere, auf welche sein Blick fällt, zu schädigen. Der Glaube an den sogenannten bösen Blick, die fascinatio der Römer, war im Mittelalter ganz allgemein. Doch ist diese Vorstellung eine uralte; sie findet sich schon bei den Akkadiern, jenem vorgeschichtlichen Volke turanischen Stammes, welches schon vor den Semiten das Land am Euphrat und Tigris bewohnte und den Semiten einen guten Teil seines Dämonenglaubens hinterließ. Vgl. Meyer a. a. O., S. 237; Soldan, „Geschichte der Hexenprozesse“, I, 18. — Über die sogenannte fascinatio der Römer s. Plin. hist. nat. VII, c. 2; Gellius noct. Att. IX, 4; ferner den Artikel „fascinum“ in Paulys „Realencyclopädie“.

73. **Im Augenblick!**

S. v. w. in einem Zeitraum von ganz minimaler Dauer, binnen welcher bei gewöhnlichem Blinzeln die Augen geschlossen werden. Wir werden uns der Kürze dieses Zeitraums selten ganz bewußt, da die Eindrücke der Gegenstände auf die Netzhaut andauern, wenn die Affektion der Gegenstände selbst schon aufgehört hat. — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 384: „Es geschahe in einem

augenblick." Bei Agricola Nr. 442 mit der Erklärung: „Wir Deutschen haben der Hiperbolen vil, damit etwas bald vnd schnell geschicht, Ynn einem nu was es geschehen, ynn einem augenblick, Denn wir können nichts behenders machen, denn einn aug auff vnd zuthun, Wir sagen auch vnuerwarntersachen, vberplötzlich, vnuersehens." — Bei Brant, „Narrenschiff", 37, 33. 34: „Vnd wer verloßt sich vff syn glück Der vellt offt jn eym ougenblick." — Im „Langenholtenser Hegegericht" (a. 1651) (Hildesheim; Pudendorf, „Introd. in proc. civ.", p. 786): „so lange augebra von der andern leuchtet" (der Druck liest sinnlos augebran, wofür Grimm bessert: augebra). Der Sinn ist: im Augenblick, auf der Stelle; vgl. angelsächs.: in eáges vrince.[1]

74. In die Augen fallen.

S. v. w. deutlich bemerkt werden. — Die Wendung ist wörtlich aus dem Lateinischen entlehnt: in oculos cadere.

75. Es ist ein wahrer Augiasstall.

Sprichwörtliche Allegorie für eine durch Vernachlässigung groß gewordene Unordnung; daher

einen Augiasstall reinigen,

s. v. w. eine mühevolle und unangenehme Arbeit, eine Höllen-(Sysiphus-)Arbeit verrichten. — Lat.: Augiae cloacas purgare. Sen. Apoc. 7; — Augiae stabulum repurgare. Erasm. Ad.

Augias, ein König von Elis, hatte einen ungeheuern

---

[1] Andere Ausdrücke zur Bezeichnung des kürzesten Zeitraums: im Hui; in einem Nu; Knall und Fall; im Handumdrehen; stehenden Fußes, auf der Stelle (d. i. ohne sich vom Flecke zu begeben; also ohne jegliche Frist); in einem Zuge; in einem Atem; unverzüglich (d. i. ohne Verzug); unverweilt (d. i. ohne Weile); schnurstracks (d. i. stracks in gerader Richtung wie eine gestreckte Schnur). Ferner: schnell wie der Blitz, wie ein Pfeil („Pfeile lieben Eile"), wie der Gedanke, wie der Wind (unter dem Worte „Wind" kann auch der Windhund verstanden werden, der mittelhochdeutsch ganz gewöhnlich wynd, desgl. noch in Uhlands Volksliedern so genannt wird); im Fluge; flugs; wie ein Lauffeuer; u. s. f.

Rinderstall, in welchem etwa 3000 Rinder standen, deren Mist sich seit 30 Jahren darin aufgehäuft hatte. Die Reinigung desselben in einem Tage war eine der zwölf Arbeiten des Herkules, der die Aufgabe löste, indem er die beiden Flüsse Alpheos und Peneos hindurchleitete.

Die Entstehung dieser Mythe knüpft an die Vorstellungen des Hirtenlebens an. Dem Gestirnkult ergeben, erblickte man, dem Berufe des Hirtenvolkes gemäß, in den verehrten Gestirnen eine Herde. Und wirklich sehen wir als auffallendstes Sternbild des Sommers für Europa den heraufsteigenden Rinderhirten, Bootes. Denn die Zeit des Viehnutzens ist der Sommer; im Winter verschwindet die Herde im Stalle. (Über die mythische Herde des Helios: Odyss. XI, 106 fg. und 206 fg.; XII, 127 fg.) Der Strom, welchen der Sonnengott Herakles durch den Stall der den wasserlosen Ocean, den Himmel durchwandernden Herde hindurchleitet, um ihn zu säubern, ist die Milchstraße. Zu vergleichen Henne am Rhyn, S. 93.

### 76. Ausgelassen sein.

Die Redensart bezieht sich im eigentlichen Sinne auf Füllen oder junge Pferde, die man auf Grasung schickt, was unter Umständen auch für Menschen gut ist. Vgl. das lat. Sprichwort des Horaz: „Dulce est, desipere in loco!“ „Angenehm ist's, am rechten Orte närrisch zu sein!“ d. h. bei Gelegenheit sich einmal ganz dem Vergnügen hinzugeben. Eine verwandte Bezeichnung fröhlichen Jugendübermuts ist:

ausschlagen,

ebenfalls von übermütigen, ausgelassenen Füllen und jungen Pferden entlehnt, wenn sie zu lange im Stalle gewesen sind; im übertragenen Sinne auf Kinder und Pflanzen angewendet.

### 77. Jemand ausstechen.

Über ihn den Sieg davontragen; ihn durch größere Vorzüge u. dergl. in Schatten stellen. — Der Ausdruck steht in Beziehung zu den Waffenfesten der deutschen Bürger im Mittelalter. Wenn nämlich mehrere Schützen gleich gute Schüsse, also die gleiche Zahl der Ringe geschossen

hatten, so mußten diese nachträglich noch einen Wettkampf unter einander bestehen, was man rittern oder stechen, niederdeutsch kämpen nannte. Bei Haupt, III, 262: „Sprach, ich hab noch sechß schütz zethun O thettens all in bscheiben gahn, Könt ich sy nach einander treffen So hoff ich vmb das best zustechen.“ Grobs Ausreden der Schützen. Haupt, III, 262. „So hat der neundt gar offt gestochen Auff dem hauptschießen vmb das best.“ Ebenda, S. 247. „Im Land da hat man Kurzweil viel. Wenn man will schießen nach dem Ziel, Der gar kein Schuß hat troffen Der kommt zu stechen wol um das best, Ist nie leer ausgeloffen.“ Lied vom Schlauraffenlande, Altd. Bl., I, 175, 25. — Der Ausdruck „stechen“ bezieht sich in diesen Beispielen auf das Schießen, d. i. den Kampf mit der Armbrust; ursprünglich jedoch hat derselbe nichts mit dem Schießen gemein, sondern ist zu beziehen auf den Kampf mit der von der Armbrust verdrängten ritterlichen Lanze. So bedeutet der Ausdruck „stechen“ ganz dasselbe was „turnieren“. Brant, „Narrenschiff“, $110^b$, 76: „So ladt man dann zů dantz vnd stechen Do muß man erst die sper brechen .... Buren, hantwerck, důnt sich nit schamen (80) Vnd nemen sich ouch stechens an Der mancher doch mit ryten kan Des würt mancher gestochen dick Das jm der hals bricht oder rück...“

Dies Stechen war im 15. Jahrhundert in den Städten Oberdeutschlands eine ganz gewöhnliche Fastnachtslustbarkeit, namentlich bei der vornehmen Gesellschaft, aber auch bei den geringern Bürgern und Bauern. So hat sich der Ausdruck: stechen, auch: ausstechen, in der Sprache erhalten und zwar im Sinne: über einen andern den Sieg davontragen; ihn durch höhere Leistungen aus dem Felde schlagen. Auch im Karten- und Würfelspiel ist das Wort noch anzutreffen; vgl.: eine Karte sticht die andere.

### 78. Eine Sache zum Austrag bringen.

Heißt eigentlich s. v. w. dieselbe zur richterlichen Entscheidung bringen. Der Ausdruck stammt aus der Gerichtssprache einer frühern Zeit und gründet sich auf die Bedeutung von tragen = hervorbringen, sodaß „Austrag“ eigentlich so viel bedeutet wie Endurteil in einer strittigen

Sache, das aus den Gründen und Gegengründen hervorgebracht ist. Ebenso bezeichnet man auch das Ergebnis einer Rechnung als den Austrag oder Betrag. Vgl.: „Di sache mit ainen freundlichen rechten ußtragen" (ausmachen, schlichten). Urkunde vom J. 1399 bei Haltaus. — Zu Austrag zu kommen (d. i. zur Entscheidung). Urkunde vom J. 1456. Ebenda. — „Untz (bis) uff die Stund, dz (daß) die sach verhört und usgetragen (geschlichtet) wird." „Ordenunge der Steinmetzen zu Straßburg" vom J. 1459.

**79. Außer sich sein.**

D. i. eine Empfindung ist so stark bei ihm, daß sie alle andern verdunkelt. Er wird sich daher der Eindrücke auf seine Sinne nicht bewußt; es ist, als wenn seine Seele nicht mehr in ihm, sondern außer ihm wäre: er hört und sieht nicht. Vgl. hierzu die Redensart:

nicht bei sich sein.

Dieselbe ist jedenfalls eine Nachahmung der lat. Redensart: non apud se esse.

**80. Aut oder naut.**

S. v. w. etwas oder nichts. — Aut ist das englische aught, altengl. âviht; — naut = engl. naught, nichts; auch nought geschrieben; altengl. nâviht für ne-âviht, d. i. ne-â-viht, nicht irgend etwas. Im Althochdeutschen lauten die Formen: nêowiht, niowiht, nieht. — Ähnlich lat.: aut — aut, entweder — oder.

**81. Einer Sache die Axt an die Wurzel legen.**

Z. B. einem socialen Übelstande. Aus Evang. Matth. 3, 10; Luc. 3, 9: „Jam securis ad radicem arborum posita est." — Gotisch (Ulfilas): Aþþan ju so agizi at vaurtim bagme ligiþ.

## B.

**82. Babylonische Verwirrung.**

Bezieht sich auf die biblische Erzählung (1 Mos. 19) von der Sprachverwirrung; doch gebrauchen wir es auch ganz allgemein für Wirrwarr überhaupt.

Sprichwörtlich ist seit der babylonischen Gefangenschaft der Juden auch die alte Stadt Babylon am Euphrat. Sie galt den Juden als ein Bild des Übermuts, der Gottlosigkeit und des Sittenverderbens. Darum sagen wir von einer großen Stadt als Sitz von Ausschweifungen und Verbrechen:

es ist ein wahres Babel.

In diesem Sinne wird schon in der Off. Joh. Kap. 17 unter dem Namen Babel Rom dargestellt.[1]

**83. Der Bäcker hat seine Frau hindurchgejagt!**

Sagt der Volkswitz, wenn das Brot abgebacken ist oder viele und große Höhlungen hat.

**84. Ein Backfisch sein.**

Von einem halberwachsenen Mädchen gebräuchlich. — Der erste Teil des Wortes kommt von „backen", d. i. braten;

---

[1] Die Bedeutung der Offenbarung Johannis klargestellt zu haben, ist ein Verdienst der neuern Forschung. Das Buch ist gleich nach der Neronischen Christenverfolgung geschrieben, zur Zeit des Kaisers Galba. Babel ist Rom, die sieben Häupter sind die sieben Hügel, auf welchen Rom liegt, und sind sieben Herrscher. Fünf sind gefallen: Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero (dieser hatte sich im J. 68 mit Hilfe eines Sklaven selbst den Tod gegeben); der sechste ist Galba, der vom August 68 bis Januar 69 Kaiser war. Nach dem siebenten Kaiser, der nur eine kurze Zeit bleiben wird, erwartet der Verfasser des Buchs die Wiederkunft Neros und dessen Niederwerfung durch den wiederkehrenden Christus. Von Nero hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß derselbe nicht tot, sondern zu den Parthern geflohen sei, woher er wiederkommen werde. Und daß die ersten Christen die Wiederkunft Christi sehr bald, noch zu ihren Lebzeiten erwarteten, geht u. a. aus den Thessalonicherbriefen sehr klar hervor. Daß aber Nero derjenige ist, auf welchen, als auf das Widerspiel Christi, alles abzielt, wird auch aus dem Zahlenrätsel Kap. 13, 18 ersichtlich: „Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666." — Der lateinische Name Nero Caesar (Kaiser Nero) lautet nämlich hebräisch gesprochen Neron Kesar. Das wurde mit sieben hebräischen Buchstaben geschrieben. Die hebräischen Buchstaben dienten aber auch zur Bezeichnung von Zahlen. Wenn nun diese sieben Buchstaben als Zahlen genommen und addiert werden, so ergiebt sich die Summe 666 (N = 50; r = 200; o = 6; n = 50; K = 100; s = 60; r = 200).

vgl. den Ausdruck: ein gebackenes Huhn. Man verwendet nun zum Backen nur die jungen, feinen Fische, die noch nicht die vollständige Reife erlangt haben, um sich an großer Tafel präsentieren zu können. Auch der Goldfisch mag hier erwähnt werden, weil er wegen seiner Stattlichkeit eine Bezeichnung ist für schöne, in glänzenden Verhältnissen lebende junge Mädchen.

Bezüglich des Wortes „Backfisch" sei noch mitgeteilt, daß der Brite von Mädchen von 12 bis 20 Jahren sagt: she is in her teens: sie ist in ihren Zehnern, weil die dazwischen fallenden Zahlen alle in „teen" enden.

**85. Einem ein (schlimmes) Bad anrichten.**

S. v. w. ihm etwas Unangenehmes zuziehen. Die Redensart steht in Verbindung mit der früher so verbreiteten Sitte des Badens, die bei unsern Vorfahren zu den täglichen Verrichtungen des Lebens gehörte. Man machte zwar noch keine Bade- und Kurreisen; dennoch gebrauchte man nicht bloß kalte, sondern auch warme, Schwitz- und Dampfbäder im Mittelalter allgemein, wozu Badestuben in der Häuslichkeit neben der Schlafkammer hergerichtet waren. Es war erstes Gesetz der Gastfreundschaft, dem Gaste ein Bad zu bereiten (vgl. Parcival 160, 20 fg.; 552, 25 fg.; 553, 26 fg.), der oft schmutzig genug daherkommen mochte, da man noch keine Schuhe und Hemden kannte und zu Fuß oder zu Pferde kam. Doch nicht bloß den höhern, sondern auch den untern Volksklassen war diese Gewohnheit zu baden eigen. Es gab sogar eine ehrsame Baderinnung. Wir lassen uns heute von ihnen nur den Bart kratzen, allenfalls auch schröpfen; aber ans Baden denkt niemand mehr bei dem Worte „Bader". Im Mittelalter munterten Baderjungen jeden Sonnabend unter Beckenklang das Volk zum Baden auf, und wöchentliches Baden war Polizeigesetz für Handwerksburschen. Als man später anfing Schuhe und Strümpfe zu tragen, vorzüglich aber Hemden aus Leinwand, wurden die Bäder mehr überflüssig. Und da auch die Geistlichen wegen der Sittenlosigkeit dagegen eiferten und als um das J. 1494 die neapolitanische Seuche sich zu verbreiten anfing, da hörte diese Gewohnheit auf, so allgemein zu sein.

„Hernach, da die Bäder ab vnd die heiligen Frantzosen auff kamen.“ Fischart, „Gargantua“, 216.

Es kann nicht überraschen, daß von einer so verbreiteten Sitte sehr viele sprichwörtliche Redensarten und Formeln entlehnt sind. Wenn auch die höfischen Dichter des Mittelalters geflissentlich Weniges von dieser Sitte des gemeinen Lebens adoptierten, so finden sich doch in der Litteratur seit dem 14. und besonders dem 15. Jahrhundert eine Menge darauf bezüglicher Phrasen.

Die Redensarten: „Jemand ein Bad anrichten“ und „Jemand in ein Bad führen“, haben nun oft den übeln Sinn von nachstellen, Fallen legen, in Gefahr bringen, weil der Nackte, Wehrlose leicht überfallen und erschlagen werden kann; ferner weil das Bad zu heiß sein kann und weil bei solchen Schwitz- und Dampfbädern auch gerieben, geknetet, geschlagen und mit Ruten gepeitscht ward.[1] In Murners „Narrenbeschwörung“, o 7, spricht die Frau zum Mann:

Guck für dich an wem du bist
Sunst wyrt dir ein badt zů gerist. —

Uhlands „Volkslieder“, S. 472, 13: „Am Freitag nacht zůr neunden stund Benedict tet dem Hauser kund: Das bad wär im zů haiße; Man goß im zvil in ofen dar Daß im ausggieng der schwaiße.“ — Winsbeke 38, 7: „Der můz mit jm ze helle baden.“ — Brant, „Narrenschiff“, 86, 140 fg.: „Die tüfel [sint gewiß der sel Vnd] důnt mit wůst tryumphiren Von eym bad jnn das ander fůren, Von yttel kelt, jnn ytel hytz.“

### 86. Jemand das Bad gesegnen.

Eigentliche Bedeutung = ihm wünschen, daß das Bad nach irgend einer Anstrengung, einer Reise u. s. f. gut bekomme, daß man das Bad frei von Sorgen und Krankheit verlasse. In der Regel rief man darum dem Einsteigenden ein Prosit balneum! zu, das aber sprichwörtlich meist in

---

[1] Vgl. Seifr. Helbling 3, 1—87; ferner die lat. Redensart: aquam frigidam suffundere, eigentlich kaltes Wasser untergießen, figürlich jemand verleumden, auf ihn schmähen, Plaut. Cistellar. 1, 1, 37.

übler Bedeutung für „derb durchprügeln" zu verstehen ist. — Eine launige Anwendung macht Murner von dieser Phrase. Ein Wüstling, der von Buhlerinnen gerupft wird, sagt: „Got geseg den geuchen dises bad. So bald der gouch entpfindt der hitzen, Gold vnd sylber můz er schwitzen Röck vnd mantel, beltz vnd schuben." Geuchm. h [4]. — Zu vergleichen Fischart, „Gargantua", 112: „Man gesegnets jm nit wie dem Salust mit Peitschen oder dem Schweitzerischen Amptmann mit der Achßt im Bad."[1]

**87. Das Bad austragen müssen.**

S. v. w. für andere büßen müssen; wird gleichnisweise von jemand gesagt, der bei Streitigkeiten allein ergriffen wird und nun für die übrigen Teilhaber solidarisch haftbar wird. So kann es kommen, daß jemand das, was andere eingebrockt haben, ausessen muß.

**88. Das Kind mit dem Bade ausschütten.**

S. v. w. das Gute mit dem Schlechten wegwerfen. — Schon bei Luther vorkommend: „Man soll nicht das Kind mit dem Bade ausschütten." Heuseler, Nr. 297; — desgl. bei Seb. Franck (1541) mit der Erklärung: „Wenn man den rechten Brauch und Mißbrauch mit einander aufhebt und ein Gespött daraus macht, das heißt Zaum und Sattel mit dem Pferd zum Schinder führen, das Kind mit dem Bade ausschütten. Das Kind soll man baden und von seinem Wuste säubern, darnach das Bad ausschütten, und das Kind aufheben und einwickeln."

**89. Bahn brechen.**

S. v. w. in einer schwierigen Unternehmung den Anfang machen, so daß für andere der Weg frei ist. — Von den Schiffern entlehnt, von denen einer vorgeschickt wird, um das Eis des zugefrorenen Flusses zu brechen und den übrigen den Weg frei zu machen. — Lat.: scindere glaciem. Erasm. Ad., III, 5.

---

[1] Als Konrad Baumgartens Frau ihrem Manne den Antrag des Vogts von Wolfenschieß verriet, gesegnete Baumgarten dem Amtmann das Bad so, daß er ihn mit der Axt tot schlug. „Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet." Schiller.

90. **Er sieht den großen Balken in seinem Auge nicht, aber den kleinen Splitter in meinem!**

Biblischen Ursprungs; vgl. Matth. 7, 5; Luc. 6, 42: „Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest." — Lat.: „Hypocrita, ejice primum trabem de oculo tuo et tunc videbis ejicere festucam de oculo fratris tui." — Gotisch (Ulfilas): „Liuta, usvairþ faurþ þamma anza us augin þeinamma, jah þan gaumjais usvairpan gramsta þamma in augin broþrs þeinis." — Bei H. Sachs, V, 329[a]: „gesell, zeuch vor den balken aus deim aug, darnach das pechtlein (bâhtlîn) klein zeuch auss des nechsten augen dein." Auch dichtete H. Sachs über den „Balken im Aug" 1533 ein besonderes Gedicht.

Daß die Menschen schon seit den ältesten Zeiten diesem Fehler anhingen, nur die Mängel anderer zu sehen, die eigenen aber gänzlich zu übersehen, lehren auch die folgenden Belege: „Papulas alienas observat, ipse ulceribus obsitus." Seneca de vit. beat. 27. — „Aliorum vitia cernere, oblivisci suorum." Cic. Tusc. 3, 30, 73. — „Aliena vitia in oculis habemus, a tergo nostra sunt" (fremde Fehler haben wir im Auge, die eigenen auf dem Rücken). Seneca de ira 2, 28, 6. — „Non videmus manticae quod in tergo est." Catull. 22, 21. — Ähnlich Persius 4, 24: „Ut nemo in sese temptat descendere, nemo! sed praecedenti spectatur mantica tergo." — Nach Phädr. fab. 4, 10, 1 fg.: „Peras imposuit Jupiter nobis duas etc."

Zwei Säcke legte Jupiter uns allen auf:
Den mit den eignen Fehlern legt' er auf den Rücken,
Und den mit unsers Nächsten Fehlern vor die Brust.
Auf diese Weise können wir nicht unsre sehen;
Sobald die Nächsten fehlen, sind wir Sittenrichter.

91. **Verbessert durch Johann Ballhorn!**

Sinn: etwas verschlechtern statt es verbessern (es „verballhornisieren"). — Joh. Ballhorn war Buchdrucker zu Lübeck von 1531—1599. Er überbrachte seinen Namen durch verunglückte Verbesserungen der in seiner Offizin gedruckten Bücher auf die Nachwelt. So soll er u. a. eine Fibel gedruckt haben, auf deren letzter Seite er das bis dahin üb-

liche Bild eines an den Füßen gespornten Hahnes in das eines ungespornten verwandelte, sowie dem Hahn einen Korb mit Eiern beigelegt haben. Auf diese Erfindung that er sich viel zu gute und machte auf dem Titel durch die Worte „Verbessert durch Johann Ballhorn" darauf aufmerksam.

Statt dieser Version, die übrigens stark angezweifelt wird, existiert noch die andere, daß er eine sehr fehlerhafte Ausgabe des Lübecker Stadtrechtes veranstaltet habe. Zu vergleichen: „Lübische Geschichten und Sagen." Gesammelt von Prof. Dr. Ernst Deecke. Lübeck bei C. Boldemann. 1852.

**92. Durch die Bank.**

D. i. ganz und gar, ohne Ausnahme. — Aus der bergmännischen Sprache, wo Bank eine rauhe und feste Gesteinschicht bezeichnet.

**93. Etwas auf die lange Bank schieben.**

S. v. w. etwas in die Länge ziehen. — Das Wort „Bank" hat sehr verschiedene Bedeutungen; so bezeichnet es in Urkunden sehr häufig dasselbe, was Schranke bedeutet; vgl. die Ausdrücke: dingbank, gerichtsbank, schöppenbank. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 812. Das Gericht befand sich „binnen den benken", deren gewöhnlich vier genannt werden: „klagen binnen ver benken", „bekent binnen ver benken." (Grimm, a. a. O.) Durch diese Bänke war nun das Gericht gehegt. Später bekam das Wort „bank" die Bedeutung von Tisch; vgl. Ausdrücke wie: „vor gehegter dingsbank" (a. a. O. bei Grimm), die wahrscheinlich mit Tuchen oder Teppichen bekleidet war. Ferner die Formel: bank und bette, wofür später: Tisch und Bett, in alten Weistümern häufig.

Nun findet sich bei Agricola: „Etwas in die langen Truhen legen", eine Wendung, die sich auf die Gerichtshöfe bezieht, wo man die Akten statt in Schränken in Truhen verwahrte und sie dann auf langen Bänken (d. i. Tischen) aufhäufte. Wurde nun bei einer Sache lange gezögert, ehe sie zur Verhandlung, bezw. zur Entscheidung kam, so sagte man:

sie sei aufgeschoben nämlich: auf die lange Bank.

Wurde sie dagegen schnell abgethan, so hieß man das: „durch die Bank schnellen". Jetzt wird der Ausdruck: „etwas auf die lange Bank schieben", ganz allgemein zur Bezeichnung des Aufschubs einer Arbeit, der Verzögerung einer Entscheidung gebraucht. Ebendaher stammt auch das Sprichwort:

aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

**94. Bankerott machen.**

In Italien, wo sich noch heute alles gewerbliche Leben im Freien auf der Straße bewegt, hatten die Geldwechsler ihre Geschäftsplätze im Freien, auf öffentlichen Plätzen und Märkten. Der Tisch nun, auf welchem man die Waren auslegte und Geldgeschäfte abwickelte, wurde von den Italienern banca, auch banco genannt, weshalb noch heute ein Geldwechsler Bankinhaber, Bankier heißt.

Schon bei den Römern war es nun Sitte, daß denjenigen Geldwechslern (mensarii oder argentarii), die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, der Zahltisch (mensa argentaria) in Stücke zerbrochen wurde und sie selbst ihre Geschäfte nicht fortsetzen durften. Daher schreibt sich auch das Wort „Bankerott", ital.: banco rotto, frz.: bancqueroute, d. i. zerbrochener Tisch.

**95. Einen Bären anbinden.**

D. h. Schulden machen. — Der Volkswitz motiviert die Bedeutung dieses Ausdruckes dadurch, daß er die Entstehung desselben zurückführt auf einen Bärenführer, der seinem Wirte, statt ihm die Zeche zu bezahlen, seinen alten Bären des Nachts an die Thür band und davonging. — Der burschikose Ausdruck:

die Bären brummen

bedeutet s. v. w. die Gläubiger wollen bezahlt sein. Zu vergleichen ist noch:

jemand einen Bären aufbinden,

wofür auch kurzweg gesagt wird: jemand etwas aufbinden, s. v. w. ihm eine handgreifliche Unwahrheit als Wahrheit aufheften. Wie Meister Petz zu der Ehre gekommen, auch hier herhalten zu müssen, vermochten wir nicht zu eruieren. — Grimm sagt: „Wir würden diese nur in Schriften des

16. und 17. Jahrhunderts wiederkehrenden und verdunkelten, wahrscheinlich uralten Redensarten besser verstehen, wäre die mittelhochdeutsche Poesie weniger auf das Welsche, mehr auf das Einheimische gerichtet gewesen."

**96. Wie ein Bär brummen.**

Alter sprichwörtlicher Vergleich; s. v. w. ein Grobian sein. Im eigentlichen Sinne bedeutet die Redensart: tiefe und grobe Laute von sich geben wie ein Brummbär. Der Brummbär ist Sinnbild eines übel gelaunten, zornigen Menschen. Schon im Mittelhochdeutschen heißt es: „Als ein grimmer ber er bram." Herbort. 2990. — „Der wurm laut prummet als ein per." Dietrichs Ausfahrt 624, 4. — „Vor zorn er prummet als ein per." Ebenda 747, 1. — „In sime huse si her frolich nicht also ein bere her brimme." Ritterspiegel 1990.

**97. Ein ungeleckter Bär sein.**

Frz.: être un ours mal léché; d. i. ein unerzogener, plumper Mensch sein. Der Ausdruck gründet sich auf den Volksglauben, daß der Bär seine Jungen durch Belecken vervollkommne. Dieser Glaube findet sich schon im Altertum verbreitet; Ovid. met. 15, 379—81 sagt:

Nec catulus, partu quem reddidit ursa recenti,
Sed male viva caro est; lambendo mater in artus
Fingit, et in formam, quantam capit ipsa, reducit.

Es ist kein Junges, welches die Bärin soeben geboren, sondern ein kaum lebendiger Fleischklumpen; durch Lecken bildet die Mutter ihn in Gliedmaßen und formt ihn in die Gestalt, welche sie selbst einnimmt.

Auch Plinius, 10, 63, sagt:

„informia ursae parturiunt."

**98. Auf der Bärenhaut liegen.**

S. v. w. faulenzen, müßig sein. — Von den alten Deutschen entlehnt, die, wenn sie keinen Krieg führten oder sich nicht auf der Jagd befanden, nichts mehr als die Ruhe liebten. Sie lagen und schliefen auf den Häuten der von ihnen erlegten Bären und überließen die Sorge für Haus und Hof den Frauen und Sklaven. „Die meiste Zeit verbringt der Germane mit Nichtsthun, mit Schlafen und Essen.

Gerade die tapfersten und kampflustigsten thun am wenigsten. Für Haus, Herd und Feld mögen Weiber, Greise und überhaupt die Schwachen in der Familie sorgen; sie selbst leben in dumpfer Ruhe dahin. Wunderbarer Widerspruch der Natur", ruft Tacitus, Germania, 15, aus, „daß dieselben Menschen, welche den gemächlichen Frieden so sehr hassen, andererseits dem Nichtsthun so leidenschaftlich ergeben sind!" — Auch das Schimpfwort: „ein Bärenhäuter", für denjenigen, der zu oft und zu lange der Ruhe pflegt, schreibt sich von jener Gewohnheit her.

**99. Die Bärenhaut verkaufen, bevor man den Bären hat.**

S. v. w. auf Vorteile rechnen, die unsicher sind. — Engl.: Don't sell the bear's skin, before you have caught the bear. — Frz.: Il ne faut pas vendre la peau de l'ours avant qu'il soit pris. — Die Redensart beruht auf der bekannten Fabel von den zwei reisenden Jägerburschen, die den Wirt mit der Haut des noch nicht erlegten Bären zu bezahlen versprachen. — Vgl. Murner, „Gr. Luth. Narr.", E[4]: „Das sie die berenhaut verkauffen Ee sie mit iagen darumb laufen." — Fischart, „Gargantua", 441: „Die Bärenhaut verkauffen, eh der Bär gestochen ist." — Brant, „Narrenschiff", 12, 25: „Nycanor (s. 2 Makk. 8) vberschlůg gerung Verkaufft das wyltpret, ee ers fyng." — Seb. Franck, II, 28[a]: „Die hut verkouffen ee man die ků hat."

**100. Bei meinem Barte!**

Eine vermeintlich unverfängliche und darum häufig im Scherz gebrauchte Beteuerungsformel des täglichen Lebens. — Sie beruht auf dem alten Brauche, daß schwörende Männer Bart oder Haar anrührten, schwörende Frauen die Finger der Rechten auf ihre Haarflechten legten. Der Bart galt von jeher und bei allen Völkern als ein Zeichen der männlichen Würde[1] und bei Soldaten als ein Ausdruck der

---

[1] Die lat. Redensart: sapientem pascere barbam, den weisen, d. h. den Philosophenbart stehen lassen (Hor. sat. 2, 3, 35), erklärt sich aus dem Umstande, daß „barba et pallium" Zeichen eines cynischen Philosophen war (Gell. 9, 2; Quinct. institut. orat. 11, 1, 34); ferner aus dem barba majorum, von den

Stärke und Kraft. Ja, die Longobarden führten gar den Namen von ihren langen Bärten. Schwören bei dem Barte und mit Anfassung des Bartes kommt zwar nicht in den altdeutschen Gesetzen vor, aber oft in den Liedern, zumal den altfranzösischen von König Karl. Vgl. Beispiele wie: „par la moie barbe, qui nest mie meslée! par ceste moie barbe, qui me pent au menton! p. c. m. b., dont noir sont li flocon! par ma barbe florie! p. c. m. b. de blanc entremellée!“ S. Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 898. — Karl, wenn er zürnte und schwur, griff an seinen Bart; pf. Chuonr. 119[a]: „Karl zurnete harte mit ufgevangenme barte.“ Man vergleiche auch das Titelkupfer zu Grimms „Rechtsaltertümern“.

Bei den Orientalen wird ebenfalls der Schwur bei dem Barte, dem Sinnbilde der Ehrwürdigkeit, sehr kultiviert. Bei den Römern hießen solche Beteuerungen der Wahrheit, bei denen kein Gott angerufen wurde, „Rhadamantische Schwüre“ („Rhadamanthi jusjurandum.“ Erasm. Ad. p. 685). Die Griechen pflegten bei dem Kopfe eines andern zu schwören; Sokrates schwur auch bei einem Hunde, einer Gans („Socrates per canem et anserem iurare consuevit.“ Erasm. a. a. O.). Flehende pflegten bei ihnen Bart oder Kinn anzufassen. Il. 10, 454. Vgl. hierzu Gudrun 20[b]: „dô was der megde hant an ir vater kinne.“

**101. Laß dir keinen Bart darum wachsen!**

Den Bart wachsen zu lassen galt in den frühern Zeiten des Christentums als ein Zeichen der Trauer. So erklärt auch Seb. Franck (1541) dieses Wort: „Welchen etwas Leidt widerfahren ist, und die da trauren, die lassen gemeiniglich Bärt wachsen, damit sie äußerlich ihren Jammer aus Unfall männiglich beweisen, in dem daß sie Leid tragen. Die im Saus leben, baden, waschen und salben sich, putzen den Leib und reinigen den. Aber die da betrübt sind, lassen fahren alle Wohlfahrt und Freuden, zeigen und beklagen

---

langen Bärten der römischen Altvordern. Juven. 16, 31. — Daher zur Bezeichnung von Schimpf und Spott die Redensart: vellere alicui barbam. Hor. sat. 1, 3, 133; Persius 1, 133; 2, 28.

jämmerlich ihren Unfall mit Geberden und Wandel. Es wird auch zu denen geredt, die da fremde Sorg tragen und vielleicht vergebens. Darum sagt man: Laß dir keinen Bart darum wachsen, sei nicht betrübt, es wird sich wohl schicken, ich weiß Weg dazu." — Von vielen historischen Persönlichkeiten wird berichtet, daß sie um dies oder jenes hoch und teuer schwuren, sich nicht eher den Bart scheren zu lassen, als bis etwas, das sie erfüllt sehen wollten, geschehen wäre; oder sie verewigten sich auch mit langem Barte zur Erinnerung an ein schmerzliches, trauriges Ereignis. Als z. B. Papst Clemens VII. im J. 1525 in seiner Engelsburg von dem Cardinal Colonna belagert wurde, ließ er seinen Bart wachsen und sich in dieser Gestalt auf einer Münze abbilden, deren Rückseite den Apostel Petrus darstellt, wie er von dem Engel aus dem Kerker geführt wird, mit der Umschrift: Dominus misit angelum suum et eripuit me de manu Herodis. Vgl. 1 Chron. 20, 5 und 2 Sam. 10, 5; desgl. die Redensart: sich ein graues Haar wachsen lassen.

### 102. Um des Kaisers Bart streiten.

S. v. w. sich um Dinge streiten, die des Streites nicht wert sind; gleichbedeutende Redensart: leeres Stroh dreschen. — Die Redensart geht zurück auf einen Streit, der wirklich von Gelehrten darüber geführt worden ist, ob Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht. Diese Untersuchung war nun keineswegs so unwichtig und lächerlich, wie sie uns heute wohl scheinen mag. Es fanden sich nämlich Urkunden vor, von deren Echtheit große Privilegien abhingen. Auf einigen Siegeln derselben stand das Bildnis des Kaisers mit Bart, auf andern ohne einen solchen. Darüber entstand nun der erste natürliche Verdacht, daß entweder diese oder jene untergeschoben sein müßten. Die Frage nach der Echtheit der Dokumente konnte aber nur entschieden werden, nachdem man festgestellt hatte, ob Kaiser Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht.

Nach andern soll das Objekt des Streites gewesen sein, ob die römischen Kaiser Bärte getragen haben oder nicht, indem auf alten römischen Münzen die Kaiser teils mit

Bärten, teils ohne solche abgebildet waren. Da dieser Streit für das praktische Leben ohne alle Bedeutung und Nutzen war, auch zu keinem Resultate führte, so ist er die Ursache zu unserer sprichwörtlichen Redensart geworden; waren es doch ehedem die armseligsten Spitzfindigkeiten, die das Wesen der scholastischen Wissenschaft und leider auch der Philosophie ausmachten, die sich damals noch in den Händen der Mönche befand.[1]

**103. Wissen, wo Barthels den Most holt.**

Von jemand, den man als besonders klug, gewandt und schlau bezeichnen will, der Mittel und Wege kennt, seinen Zweck zu erreichen; auch von einem Mädchen, das jungfräulich thut, aber die Liebe mehr kennt, als sich ziemt. — Es ist ein schon im 17. Jahrhundert geläufiges Wort. Der Name „Barthel" (Barthels ist Genitivform) ist entstanden zu denken aus St. Bartholomäus, das wegen seiner Länge in zwei Hälften zerschnitten und einerseits Barthol, Barthel, andererseits Meves ergab. Der St. Bartholomäustag fällt nun auf den 24. August, also gerade in den Monat, welcher die Trauben „kocht", wo sie zu reifen beginnen. Die Weinlese beginnt darum viel später, und Most giebt es erst im November zu trinken. Nun hat man am Rhein ein altes, schon von Schuppius (17. Jahrhundert) mitgeteiltes Bauernsprichwort: „Wo man Holz umb Weihnachten, Korn umb

---

[1] Vgl. die analoge Redensart des Altertums: de asini umbra rixari, d. i. um des Esels Schatten streiten. Ein junger Athener hatte nämlich einst einen Esel gemietet, um nach Megara zu reisen; da ihn jedoch auf der Reise die Sonne brannte, stieg er ab, um sich in des Esels Schatten zu erfrischen. Der Eseltreiber aber, der ihn begleitete, behauptete: der Platz gehöre ihm; denn er habe nur den Esel und nicht dessen Schatten vermietet. Es kam zum Wortwechsel, zu Thätlichkeiten und endlich zum Prozeß. Wieland hat diese Geschichte in seinen „Abderiten" verwertet. — Ital.: disputar dell' ombra dell' asino. — Noch eine analoge Redensart ist zu vergleichen: Horat. epist. 1, 18, 15: de lana caprina rixari, d. i. sich um Ziegenwolle (d. i. vergeblich) streiten; „proelium caprinum" ist der Titel einer Satire, Varro ap. Non., p. 267, 23; u. a. s. Öhler, Varr. Sat., p. 104. Auch ital.: disputar della lana caprina; und engl.: to contend about a goat's wool.

Pfingsten und Wein umb Bartholomäi (24. August) kauft, da wird Schmalhans endlich Küchenmeister." Wer nun weiß, wo Barthels dennoch Most holt, wo man um Bartholomäi sogar schon neuen Wein kaufen kann, der steht auf gleicher Linie mit demjenigen, der das Gras wachsen hört; der weiß mehr als andere. Vgl. das ital. Sprichwort: sapere a' quanti dì è San Biagio, wissen, auf welchen Tag St. Blasius fällt.

In Süddeutschland ist Barthels gleichbedeutend mit St. Niklas, Knecht Ruprecht.[1] Wie dieser wäre Barthels dann

---

[1] Knecht Ruprecht (in Mecklenburg auch: der „Bulekläs" geheißen) ist eine vermummte Schreckgestalt, die in schwarzem oder schmutzigem Kittel mit Strafwerkzeugen für die unartigen Kinder zur Weihnachtszeit umhergeht, die guten Kinder mit Hoffnungen zu erfreuen, die bösen zu schrecken. In seiner Begleitung sah man sonst auch häufig eine Person, weiß angezogen und verschleiert, mit einem aufgeputzten Baume. Beide beschenken die Kinder mit Äpfeln, vergoldeten Nüssen, strafen sie auch mit der Rute. Auch führten sie sich wohl redend ein. Dieser Gebrauch ist jedoch jetzt meist abgekommen; nur sucht man noch den Kindern glauben zu machen, daß es der heilige Christ, in Niederdeutschland: „der Weihnachtsmann" ist, der ihnen die schönen Gaben zu Weihnachten bringt.

Die Figur des Knecht Ruprecht ist entschieden heidnisch und hervorgegangen aus der zurückgedrängten Gestalt des „ruhmglänzenden" Gottes, d. i. Wôdans; Ruprecht war ursprünglich Beiname Wôdans selbst, althochdtsch.: hruodperaht = ruhmglänzend. Die ihn begleitende weibliche Person, weißgekleidet und verschleiert, ist die Göttin Frigg, Wôdans Schwester und Gattin (die ehelich verbundene Gottheit des Himmels und der Erde).

Wie nun Knecht Ruprecht, welcher Name, zu „Rüpel" verkleinert, im Drama des 16. und 17. Jahrhunderts einen wilden, rohen Gesellen, einen lustigen Kerl bezeichnet, an die Stelle des Wôdan getreten, so läßt sich Ähnliches vom heil. Nikolaus nachweisen. Dieser ist zu Patara in Lycien geboren und war Bischof zu Myra in Lycien († 352). Er ist bekannt als großer Wohlthäter der Armen. Einst erfuhr der Heilige, daß ein armer Vater aus großer Not seine acht Töchter zu einem sündhaften Leben bewegen wollte. Da warf er in stiller Nacht dreimal eine große Summe Geldes durch ein halb offen stehendes Fenster in das Haus des Bedrängten, und dadurch konnte der Vater anständig leben und seine Töchter verheiraten. Darum ist St. Nikolaus auch ein Patron der Jugend und kommt verkleidet als ein Greis mit langem, weißem

zu beziehen auf Odin, weil Berthold in Schwaben dem wilden Heere auf weißem Rosse voranreitet, und weil ferner in Pommern die wilde Jagd schon am 24. August, dem Tage des heil. Bartholomäus (auf welchen der heidnische Berthold übertragen wurde) umherzieht. Wir erblicken demnach in unserm „Barthels“ eine Degradation des Gottes Odin zum Kellermeister!

**104. Und damit basta!**

S. v. w. und damit genug, halt! Basta ist eine Imperativform vom spanischen Zeitwort bastar (ital.: bastare) = hinreichen, hinreichend sein. Vermutlich zur Zeit Karls V. in die deutsche Sprache eingedrungen.

**105. Zwischen Baum und Borke stecken.**

Allitterierende Redensart zur Bezeichnung einer kritischen Lage, in der man weder vor noch zurück kann. Wohl von dem Beil entlehnt, das sich beim Behauen des Baums zu Bauholz oft derartig einklemmt, daß der Zimmermann es nicht vor- noch rückwärts bewegen kann. — Zu vergleichen das frz. Sprichwort: il ne faut pas mettre le doigt entre l'arbre et l'écorce, um auszudrücken, daß man sich nicht in Zwistigkeiten zwischen Mann und Frau, überhaupt solcher Personen, die eng mit einander verbunden sind, mischen soll.

---

Barte, in einem weiten Mantel, unter welchem er Geschenke für brave Kinder und eine Rute für die bösen verborgen hält. Offenbar ist Niklas und Knecht Ruprecht identisch; auf jeden von ihnen sind die Attribute und Symbole Wôdans übertragen; der Umzug beider ist ein christianisierter Überrest eines heidnischen Festes. Nach germanischer Vorstellung schlief nämlich Wôdan mit seinen Geisterscharen im Winter verzaubert in einem Berge, und die bösen Geister trieben ihr Spiel. Mit dem Julfeste aber, das zwölf Nächte dauerte — die Germanen zählten nach Nächten und Wintern, nicht nach Tagen und Jahren —, stiegen die Götter, namentlich Wôdan, wieder zur Menschenwelt herab und hielten ihren segnenden Umzug in Dörfern und Fluren. Dann war die heilige Zeit (die Weihenächte; daher die plurale Bezeichnung: Weihnachten), die Arbeit ruhte und auf den Bergen loderten heilige Feuer. Erst später, als die Erwachsenen nicht mehr an Wôdan glaubten, vermummten sie selbst sich, um als „Knecht Ruprecht“ die Kinder zu necken, zu erschrecken, zu warnen und zu strafen.

Vgl. ferner: zwischen Amboß und Hammer, zwischen Thür und Angel!

**106. Er kann Bäume ausreißen.**

Hyperbolische Redensart, s. v. w. er hat sehr viel Kraft. — Hergenommen von den Riesen, die nach den alten Heldenbüchern vielfach Bäume ausrissen und damit schlugen, Felsen lüpften und solche warfen (eine Personifikation der rohen Naturkräfte). — Obige Redensart wird vielfach im Scherze angewendet auf einen Rekonvalescenten, der sich wieder in rüstigstem Wohlsein befindet; vgl. lat.: pancratice atque athletice (auch: pugilice atque athletice) valere. Plaut. Bacch. 2, 3, 14.

**107. In Sachsen, wo auf den Bäumen die schönsten Mädchen wachsen.**

Diese Redensart erinnert an den Baumkult unserer Vorväter, welcher so sehr die Grundlage ihrer religiösen Anschauung ausmachte, daß ohne ihn kein Gottesdienst möglich war. Nach altgermanischer Sage stammen die Menschen von Bäumen ab, von Esche und Erle. Weil Ask Mann bedeutet, altengl. aesc und askr auch die Esche, wie Embla mit dem in vielen Sprachen vorkommenden Emma, Ama, Frau verwandt ist, dichtet die Edda: „Die ersten Asen, Bors Söhne, fanden nach Erschaffung der Erde am Strande des Meeres zwei Bäume, Esche und Erle. Aus diesen schufen sie Menschen. Odhin gab Geist und Leben, Vili Verstand und Bewegung und Vê Sprache, Gehör und Gesicht. Den Mann nannten sie Askr (oder Askur) und die Frau Embla, und von ihnen kommt das Menschengeschlecht, welchem die Mitte der Erde, Midgard, als Wohnsitz verliehen ward" (Gylfaginnig 9). — Darum nannten die Sachsen ihren Stammvater Askan (der biblische Askenas und der phrygisch-latinische Ascanius). Ask, Esche, war auch die erste Rune im Alphabet.

Auch das ganze Weltgebäude wird unter dem Bilde der Esche Yggdrasil vorgestellt, deren Wipfel bis zum Himmel und darüber hinaus reichen, während ihre Wurzeln in Niflheim (Welt der Finsternis) sind. Diese Anschauung beruht

darauf, daß man die über den Himmel in langen Streifen sich hinziehenden Wolken mit einem Baum verglich, der die ganze Welt umfaßte. Nun glaubte man, daß die Seelen der Menschen aus den Wolken stammten und auch dorthin zurückkehrten. Wolken waren aber auch gleichbedeutend mit Wolkenbrunnen oder Wolkenteichen, wo alles später vom Himmel auf die Erde übertragen und hier an unzähligen Orten lokalisiert wurde. Daher stammt der Glaube, daß die Menschen von Bäumen, aus Brunnen oder Teichen kämen.

Auch von Völsung, einem Sprößling Odhins, erzählt die „Vols-Saga", Kap. 5, daß in seinem Saale eine Eiche stand, deren Zweige weit über das Dach hinausragten, der Stamm aber tief in dem Saale stand. Diesen Baum nannten sie Barnstock, d. i. Kinderstamm.

Eine ähnliche Entstehungsweise dichteten mittelalterliche Schriftsteller der Baumgans (anser torquatus) an. Sie wachse, hieß es, auf Bäumen in Irland und falle, wenn sie ausgewachsen sei, entweder herab oder fliege davon. So Sylvester Giraldus (1154—89) in seiner „Topographia Hiberniae", Kap. 11, und Gervasius von Tilbury („Otia imper.", III, 123). Man aß das Fleisch dieser Gänse auch während der Fastenzeit wegen ihres vermeintlich vegetabilischen Ursprungs. Die ganze Fabel läßt sich ein halbes Jahrtausend hindurch, vom 12.—17. Jahrhundert verfolgen; in letzterm vertritt dieselbe noch der königliche Rat Sir Robert Moray in seinem Berichte der „Philosophical Transactions" (Nr. 137, Januar und Februar 1677—78), wo jedoch die Vögel zunächst aus Muscheln hervorkommen, welche an den betreffenden Baumenden, meist Föhren oder Eschen, hängen. Meyer, „Aberglauben", S. 76; M. Müller, „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprachen", deutsch von Böttger, II. Ser., S. 503 fg. —

Die anthropomorphe Anschauung der Germanen, daß der Mensch wie ein Baum sei, dem man auch eine Seele zuschrieb und den Trieb, zu wachsen und zu gedeihen und Früchte zu tragen, finden wir auch in der schönen, allegorischen Redensart:

**108. Der Baum meines** (deines, seines) **Lebens grünt, blüht, welkt, stirbt ab.**

Hergenommen von der schönen Sitte, Neugeborenen in der Stunde der Geburt ein Bäumchen anzupflanzen, an welches sich früher der Glaube knüpfte, daß mit dem Schicksal dieses Baumes das der Person eng verbunden sei.[1]

**109. Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.**

S. unter: es ist noch nicht aller Tage Abend.

**110. Etwas in Bausch und Bogen kaufen.**

Allitterierende Redensart, s. v. w. alles in allem, Gutes und Schlechtes untereinander kaufen. Wenn man z. B. Papier kauft, ohne die einzelnen Bogen zu untersuchen, so kauft man in Bausch und Bogen. — Bausch bezeichnet bei Grenzen das herauswärts Gehende, sich gewissermaßen Bauschende, Bogen dagegen das hineinwärts Gehende. Jene Verbindung bekam daher den Sinn: eins ins andere gerechnet, ohne das Einzelne genau zu untersuchen. — Vgl. die juristische Redensart im Lat.: aversione oder per aversionem aliquid emere, vendere, locare etc., d. h. abgewandt, ohne genauere Erörterung; — frz.: acheter quelquechose en bloc et en tâche; — ital.: comperare a staglio.

**111. Er wirft das Beil zu weit!**

S. v. w. er ist ein Großprahler, er schneidet auf, er lügt. — Von der frühern Sitte des Beilwerfens, das man als eine Art Vorübung zum Kriege betrieb. Das Beil, althochdtsch. pihil, mittelhochdtsch. bîhel, bîl, war nämlich eine allgemeine Waffe der germanischen Völker, die sie nicht bloß zum Kampf in der Nähe, sondern auch mit größter Sicher-

---

[1] Wir führen hier noch einige auf den Baumkult zu beziehende Ausdrücke an: „Abstammung“ für Abkunft; „Stammbaum“ für Geschlechtsregister; Stammhalter, Stammvater, Volksstamm; ferner den Ausdruck „baumstark“, s. v. w. sehr kräftig (ein Volkssuperlativ).

heit in die Ferne zu schleudern wußten. Bei den Franken hieß dieses Wurfbeil Francisca. Beim ersten Anlaufe schleuderten sie es auf den Gegner, zertrümmerten dadurch seinen Schild und stürzten sich nun mit dem Schwerte auf ihn.

Auch in der altdeutschen Rechtssymbolik spielt der Beilwurf eine Rolle als Maß für die Größe, Weite und Ferne. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 54 fg. Von den dort aufgeführten Nachweisen entnehmen wir (S. 58): „qui cives terminum habent in silva S. Michaelis, tantum quantum *jactus securis* semel comprehendit" (a. 1121); — „up ein handworp mit einer exe nahe." Rugianischer Landgebrauch. — „Item, wenn der müller die mühle geheibt, mag er auf den schutzfleck treten, mit dem beil, damit er die mühle gehauen, ein wurf nauf und nab thun und als weit er wirft, hat er macht, ohne eintrag zu fischen." (Urkunde vom J. 1523.)[1]

Auch von den Riesen erzählt die deutsche Sage, daß sie Beile, Hammer oder Steine werfen. So von zwei Riesen, von denen der eine auf dem Eberstein in Westfalen, der andere auf Homburg wohnte. Sie hatten zusammen nur eine Axt; wollte einer Holz spalten, so rief er dem Nachbar $1\frac{1}{2}$ Stunden weit hinüber; der warf die Axt her und der Riese, sowie sie gebraucht war, wieder zurück. Reideckers „Westfälische Sagen", S. 36.

---

[1] Wir erwähnen an dieser Stelle noch eine eigentümliche Ceremonie bei der römischen Kriegserklärung. Hatte nämlich ein Volk dem römischen Staate eine Beleidigung zugefügt, so ging gewöhnlich ein Kollegium von vier Männern, fetiales genannt, an die Grenze desselben und forderte Genugthuung; erfolgte diese nicht innerhalb 30 Tagen, so kehrten sie bis zur feindlichen Grenze zurück, und der Sprecher warf unter den Worten: „Bellum iustum indico facioque" eine Lanze (hasta ferrata) ins feindliche Land. Liv. 1, 32; 4, 30; u. ö. Als diese Ceremonie wegen der Ausdehnung nicht mehr möglich war, verlegte man sie zur Zeit des Pyrrhos in die Nähe des Tempels der Bellona. Ovid. fast. 6, 205. Serv. ad Verg. A. 9, 53. Auch in spätern Zeiten kommt diese Sitte vor; z. B. Octavian erklärte durch solche Ceremonie der Kleopatra den Krieg (Dio Cass. 50, 4) und Antonius den Scythen (ebenda 71, 33).

**112. Sich schier die Beine nach etwas ablaufen.**

Ist eine Übertreibung à la Münchhausen von der Redensart: sich die Hacken (nämlich des Schuhzeugs) nach etwas ablaufen. — Sinn: sich sehr viel Mühe geben.

**113. Jemand auf die Beine helfen.**

S. v. w. jemand aus dürftigen Vermögensverhältnissen aufhelfen. Das Wort wird angewendet, wenn ein wirklich Bedürftiger unterstützt, aus einer Verlegenheit gerettet und — gleichsam ein Liegender — aufgerichtet und zum Stehen gebracht wird.

Auf die Beine kommen,

s. v. w. zum Wohlstand gelangen; gesund werden, und figürlich: wieder in bessere Vermögensverhältnisse kommen. — Beiden Redensarten liegt der Gedanke des Krankseins, des Darniederliegens auf dem Krankenlager zu Grunde, aus welchem Zustande man durch die Hilfe des Arztes befreit wird. Ebendahin gehört die Redensart:

Auf eigenen Beinen stehen

wie ein Krankgewesener, der nun wieder gehen, sich auf seine eigenen Beine verlassen kann. Zu vergleichen ist das lat.: nare sine cortice. Hor. sat. 1, 4, 120; von der noch jetzt in Italien herrschenden Gewohnheit, den Kindern beim Erlernen des Schwimmens Kork unterzubinden.

**114. Einem ein Bein stellen.**

S. v. w. jemand in heimtückischer Weise dadurch zu Falle bringen, daß man ihm plötzlich ein Bein stellt; vom Ringkampfe entlehnt. Übertragener Sinn: jemand Schaden zufügen. „Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein.“ Goethe, „Faust“, II, 2.

**115. Jemand Beine machen.**

Die Redensart ist eine auslassende und müßte vollständig lauten: jemand schnelle Beine machen, d. h. ihn zum schnellen Gehen veranlassen. Bei Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 350, wird von einem Diener, d. i. einem Leibeigenen, gefordert, daß er zu dem Willen seines Herrn gleich bereit sei: „Mancipium *ire debet*, quoque jubetur, was in der alten Sprache hieß: einen heizen springen.“

116. **Etwas ans Bein binden.**

Die sehr populäre Redensart, welche besagt, daß man etwas verloren geben müsse, schreibt sich vielleicht von der Sitte her, bestimmten Personen ein Geschenk als Angebinde darzubringen; vgl. Angebinde. Dann wäre der ursprüngliche Sinn der Redensart: das jemand geliehene Gut gleichsam als Angebinde, als verschenktes Gut betrachten; den Verlust auf diese Weise zu verschmerzen suchen.

117. **Beitreiben**, eine Schuld, eine Steuer,

erklärt sich aus der Zeit, da der Reichtum, d. h. das bewegliche Vermögen unserer Vorfahren außer Waffen besonders aus Vieh bestand. Aller Kauf war ursprünglich nur Tausch, und dies dauerte so lange, als es noch kein bestimmtes Geld gab und Vieh, Frucht oder Waffen die Stelle der Münzen vertraten. Auch die alten Wehrgelder waren immer in Vieh oder Getreide bestimmt. Und selbst als schon die Münze herrschte, konnten Bußen noch in Vieh entrichtet werden: „condemnavit (Otto I.) Everhardum centum talentis aestimatione equorum.“ Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 587. Über weitere Belege, daß einzelne in Vieh zu erlegende Strafen und Bußen sich bis in späte Zeiten erhalten haben, vgl. Grimm a. a. O.

118. **Etwas beniest haben;**

darum muß es wahr sein! sagt der Volksmund, wenn jemand etwas aussagt und zufällig er selbst oder ein anderer niest. Wahrscheinlich, weil man beim Niesen eine Bewegung mit dem Kopfe macht, welche zu bejahen scheint.

119. **Hinter dem Berge halten.**

Von jemand, der mit seinen Meinungen, Ansichten und Urteilen nicht zum Vorschein kommt, nicht redet, wie ihm das Herz im Busen gebietet; wer überhaupt nicht offen zu Werke geht. — Die Redensart ist aus dem Kriege entlehnt, wo man Hinterhalte hinter Berge und Gebüsche legt, um sie vor den Augen des Feindes zu verbergen, und aus denen sie hervorbrechen, um dem Gegner in den Rücken zu fallen und ihm desto größern Schaden zuzufügen.

**120. Goldene Berge versprechen.**

Von demjenigen, der große und darum gewöhnlich nichtige Versprechungen macht. — Hergenommen von der ungewöhnlichen Prahlerei der Perser, die sich wegen ihrer Goldgruben mit goldenen Bergen groß machten. Die Redensart findet sich bei den Alten im Phormio des Terenz (I, 2, 18): montes auri polliceri; Sallust (Cat. 2, 3) fügt den Bergen noch das Meer bei: maria montesque polliceri, und Persius, 3, 63, sagt: „magnos montes promittere.“ Ferner Statius, Thebaid. libr. 2, 198: aggerare promissum dictis, wo aggerare im übertragenen Sinne von vergrößern, eigentlich s. v. w. einen Haufen (agger) bilden, anhäufen gebraucht wird.[1] — Frz.: promettre des montagnes d'or, oder: promettre monts et merveilles. — Ital.: promettere mari e monti, oder: promettere Roma e Toma.

**121. Da stehen die Ochsen am Berge!**

(Ergänze: und können nicht weiter.) S. v. w. der Fortgang einer Sache wird durch ein Hindernis unterbrochen. — Die Redensart bezieht sich auf den Ackerbau und ist vulgär. Vgl. das lat.: „mollis, debilis, lassus tanquam caballus in clivo.“ Petron. sat. 134; ferner das Sprichwort: hic haeret aqua! d. i. hier hängt (stockt) das Wasser, nämlich in der Wasseruhr.[2] Von einer Verlegenheit, bei welcher man sich nicht zu helfen weiß. Cic. off. 3, 23, 117; id. ad Q. Fratr. 2, 8, 2.

**122. Die Haare steigen (stehen) zu Berge!**

Dies ist eine Erscheinung, die als das Resultat gewisser Leidenschaften, von Furcht, Ärger, Haß, Neid, Eifersucht, Unzufriedenheit, Traurigkeit oder Entsetzen zu betrachten ist.

---

[1] Vgl. hierzu den Ausdruck: „eine Schuld abtragen“, in welchem ebenfalls die Vorstellung vom Berge, der abgetragen, d. i. geebnet wird, vorwaltet. Ferner die alte Redensart: eine schuld verebnen (unverebnet lân. Walth. 16, 20). Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 612.

[2] Die Wasseruhr (clepsydra) ist ein Zeitmesser vermittelst eines Gefäßes, in welchem Wasser durch eine trichterartige Vorkehrung tropfenweise ablief; vorzugsweise benutzt bei öffentlichen Vorträgen, Gerichtsverhandlungen, Unterrichtsstunden u. s. w.

Die Haut schrumpft dann überall zusammen, mit Ausnahme derjenigen Stellen, wo sie sich mit den Haarwurzeln verbindet, und verbleibt nur hier in der natürlichen Lage. Bekannt ist übrigens, daß auch Hunden sich die Haare sträuben, wenn sie auf eine Wolfsspur kommen. Man erklärt dies durch den widerlichen Geruch, den der Wolf hat und den alle Tiere verabscheuen. — „Mag leicht einer den Wein nicht sauber aussaufen bis an den boden, da erhebt sich ein Fluchen, Würgen vnd Schelten, daß einem die Haare emporstehen.“ Seb. Franck, „Laster der Trunkenheit“.

**123. Berge versetzen wollen.**

Von einem Prahler, Großsprecher, Aufschneider, Eisenfresser. — Bei Bojardo in seinem Orlando inamorato, ebenfalls bei Ariost im Orlando furioso kommt ein solch prahlerischer Held vor, dem der Name Rodomonte (eigentlich rodamonte) beigelegt wird, d. i. Bergfortwälzer, einer, der sich gleichsam vermißt, selbst Berge von der Stelle zu bewegen und fortzurollen; von dem lombard. Worte rodare, im Kreise herumdrehen und wie ein Rad fortrollen (lat. rota = Rad), und ital. monte, der Berg.

Die Idee selbst ist viel älter; sie stammt aus der Gigantomachie der griechischen Mythologie. Hier werden die Giganten geschildert als ungeheuere Riesen, furchtbaren Antlitzes, mit langem Haupt- und Barthaar und mit geschuppten Drachenschwänzen statt Füßen. Außerdem verleiht ihnen die Sage noch Flügel, um sich desto leichter zum Olymp erheben zu können. Um diesen zu ersteigen, türmen sie bei Ovid. met. 1, 151 sq. Berge auf Berge und erheben den Pelion auf den Ossa. Allein Zeus spaltet den Olymp, Pelion und Ossa mit seinen Blitzen und begräbt die Stürmenden unter den Bergtrümmern.

Was hier von den Titanen, wird in der Bibel bei Hiob 9, 5, von Gottes Allmacht gesagt: „Er versetzt Berge, ehe sie es inne werden, die er in seinem Zorn umkehrt.“[1]

---

1 Diese Anspielung der Bibel auf die oben mitgeteilte griechische Sage ist ein Beweis, daß selbige auch dem Verfasser des Hiob bekannt gewesen sein muß. In dem veränderten Sinne von: „das Unmögliche möglich machen“ begegnen wir unserer Redens-

**124. Der Berg hat eine Maus geboren!**

Auch in der Form:

die Berge kreißen, um ein Mäuslein zu gebären!

Von ungeheuern Anstrengungen, denen der Erfolg nicht entspricht; von hochfliegenden Plänen und Hoffnungen, die in der Wirklichkeit sich nicht entsprechend realisieren. — Beide Wendungen beziehen sich auf die bekannte Fabel des Phädrus IV, 23; dieselbe muß schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen sein; denn den Ägypterkönig Tachos hören wir zu Agesilaus sagen:

Ὤδινεν ὄρος, Ζεὺς δὲ ἐφόβετο, τὸ δ' ἔτεκεν μῦν.
Der Berg kreißte, selbst Zeus war in Furcht; doch er gebar eine Maus.

Auch bei Horaz, Ars poëtica 139, finden wir das Sprichwort in dieser Form:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Sie gehen mit Bergen schwanger und gebären eine Maus.

Luther wendet, nach Heuseler 21, das Sprichwort also an: „Die Berge gehen schwanger, und wird eine Maus draus." — Vgl. Lafontaines Fabel: „La montagne qui accouche", und die frz. Redensart: c'est la montagne qui accouche d'une souris.

**125. Mit Berserkerwut kämpfen.**

S. v. w. einen Ingrimm zeigen, der den gewöhnlichen Zorn weit übertrifft. — Die Redensart stammt aus den Mythen des skandinavischen Altertums. Berserker, der Sohn des achthändigen Starkadher und der schönen Alfhilde, hieß ursprünglich Arngrimm. Dies war ein gefürchteter Kriegsheld, der gern ohne Panzer und Helm kämpfte und

---

art vielfach im Neuen Testament. Matth. 17, 20, sagt Jesus: „Wahrlich, so ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein." Vgl. Matth. 21, 21; Marc. 11, 23; Paulus im 1. Brief an die Korinther 13, 2: „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."

das fehlende Rüstzeug durch seine Wut im Kampfe ersetzte. Er erhielt deshalb den Beinamen „Berserker", das im Skandinavischen Barpanzer, d. i. panzerlos, von bar = ohne und saerk = Hemd, auch Panzer bedeutet. Seine Gemahlin, die Tochter des Königs Swafurlam, den er im Kampfe erschlagen hatte, gebar ihm zwölf Söhne, die auch so wild waren wie ihr Vater und deshalb, weil sie auch panzerlos in den Kampf zogen, ebenfalls Berserker genannt wurden. Bei ihren Kampfzügen, Berserkergang genannt, metzelten sie alles Lebende nieder, was ihnen in den Weg kam. Auf der Brautfahrt ihres Bruders Hiörnart, den sie nach Schweden begleiteten, sollen sie durch Hialmer und dessen Waffenfreund Oddur, die sie zum Kampfe nötigten, ihren Tod gefunden haben. Ihr Name ist sprichwörtlich geworden zur Bezeichnung roher, blind wütender Menschen.

126. **Jemand berücken.**

S. v. w. ihn durch Lockungen oder Reizmittel zu fangen suchen, zum Nachteile des Überlisteten. Das Bild ist hergenommen von den Vögeln, die man durch Lockspeisen in ein Netz lockt, das hernach über ihnen zusammengezogen oder zusammengerückt wird.[1]

127. **Ein beschauliches Leben führen.**

Im eigentlichen Sinne von Fakirs, den buddhistischen Mönchen, dann von den christlichen Mönchen und Eremiten, den mohammedanischen Derwischen u. s. w. gebraucht, die sich alle der Beschaulichkeit hingaben, d. h. bei gänzlicher, äußerer Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt gewissen Vorstellungen und Betrachtungen, die Moral oder Religion betreffend, nachhängen. Man gebraucht es übertragen in einschränkendem Sinne von jemand, der abgeschlossen von der Welt sich der Wissenschaft widmet.

128. **In einer Sache gut beschlagen sein.**

S. v. w. darin wohl ausgerüstet, geübt, erfahren sein. — Der Ausdruck ist hergenommen von dem Roß, das in der Schmiede geschickt gemacht wird, auch auf Glatteis

[1] Lat. Sprichwort: quae nimis apparent retia, vitat avis. Ovid. ars amandi 2, 119.

zu gehen. — Frz.: c'est un homme bien ferré; — cet homme est ferré à glace. — Der Gegensatz zu der obigen Redensart lautet: wie vernagelt sein, s. v. w. einfältig, dumm sein.

**129. Einen Besenstiel im Rücken haben.**

Von einem Menschen, dessen körperliche Haltung affektiert steif und linkisch ist, der sich nicht bücken und höflich erzeigen kann, wo Anstand und Höflichkeit es erfordern. — Schon in der Hätzl. 151 heißt es: „Tregt ainer den leib vffgestrackt, Man seyt Im steck ain scheytt Ym ruck, wa er get oder reit.“ — Nur die Bedeutung von „faul sein“ hat die Redensart bei Brant, „Narrenschiff“, 63, 26: „Wann das er sich nit wol mag bucken, Im stäckt eyn schelmen beyn jm rucken.“ Vgl. Seb. Franck, II, 39[a], mit offenbarer Anlehnung an diese Stelle.

**130. An den Bettelstab kommen.**

S. v. w. ganz verarmt sein. — Seb. Franck, „Weltbuch 1534“, sagt, daß Germania „seer vil arm volks und betler“ hat und „daß es meer auß seim müessiggang und stätem zören und wolleben an bettelstab kummen ist, dann auß übelstand des lands und tuerung der narung.“

Der Bettelstab, an dem eigentlich die Lahmen, Stelzfüße, Krüppel und Greise betteln gehen, ist symbolisch für den Bettler geworden.

**131. Der Biehn muß!**

Die Entstehung dieses Ausdrucks wird durch folgende Anekdote erläutert. In Frankfurt oder in Offenbach hatte ein Händler einen Kunden von zweifelhafter Zahlungsfähigkeit in seiner Kundschaft. Derselbe führte den besonders in Offenbach häufig vorkommenden Namen „Biehn“ (nicht Bien). Als nun eines Tages jener Händler einem seiner Handlungsdiener den Auftrag gab, den Stand des Biehnschen Contos nachzusehen, rapportierte der Commis seinem Prinzipal in der hierfür üblichen kaufmännischen Ausdrucksweise: „Der Biehn Soll“ (so und so viel Mark), worauf der Prinzipal, ohnehin schon ärgerlich über die schlechte Zahlungsweise Biehns, seinem Commis zurief: „Wie heißt «Soll», der Biehn muß!“

**132. Bis hierher und nicht weiter!**

Ad kân (bis hierher) Tschün Chabbes heißt bei den Juden die 2000 Ellen lange Strecke, über welche hinaus am Sabbath nicht gegangen werden darf; daher der Ausdruck Sabbathsweg (Apostelgesch. 1, 12). Das Sprichwort lehnt sich zweifellos an jene Vorschrift, welche sich auf 2 Mos. 16, 29 stützt. Vgl. Hiob 38, 11: „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter."

Und der Mensch hat seine Grenzen:
Grenzen, über die hinaus
Sich sein Mut im Staube windet,
Seiner Klugheit Aug' erblindet,
Seine Kraft wie Binsen bricht:
Und sein Innres zagend spricht:
Bis hierher und weiter nicht!
Grillparzer, „Die Ahnfrau", 2. Aufzug.

**133. Das Blatt wendet sich!**

S. v. w. die Verhältnisse ändern sich. — Das dieser Redensart zu Grunde liegende Bild erklärt sich aus der Auffassung des Schicksals als eines Buches, worin die Geschicke der Menschheit aufgezeichnet stehen. Vgl. hierzu den Ausdruck: „das Glück schlägt um", d. h. es hört auf; hier wird das Glück als Person gedacht, die das Blatt wendet.

**134. Kein Blatt vor den Mund nehmen.**

S. v. w. alles gerade heraus sagen, wie einem der Schnabel gewachsen ist; rauh, derb und grob sein. — Wenn Tacitus, Germania 3, von unsern Altvordern berichtet, daß sie in der Schlacht ihre Schilder sich vor den Mund hielten, so geschah dies, um dadurch ihrer Stimme einen stärkern und fürchterlichern Ton zu geben. Aber auch undeutlicher wird der Ton der Stimme, wie man durch einen Versuch mit vorgelegter Hand oder nur mit einem Blatt Papier erfahren wird. Nun sieht man nicht selten, daß Menschen, besonders Schüler, die einen Verweis von ihrem Vorgesetzten bekommen haben, ein Blatt vor den Mund nehmen und so den untern Teil des Gesichts verdecken. Der Grund kann ein doppelter sein. Entweder lächeln sie heimlich und suchen dies durch das vorgehaltene Blatt zu verbergen, oder sie gehen in ihrer Nichtachtung des Verweises so weit, daß sie

demselben sogar widersprechen. Aber sie wagen es nicht, frei mit der Sprache herauszukommen und ihrem Unwillen über die tadelnde Behandlung Luft zu machen. Wer aber seine Bemerkungen, seine Widerreden nicht auf solche Weise verbirgt, nicht damit hinter dem Berge hält, sondern sie frei heraus sagt, der nimmt kein Blatt vor den Mund.

Diese sinnliche Bedeutung der Redensart ist nach und nach erweitert und überhaupt von einem Menschen gebräuchlich, der seine Zunge nicht zügelt, sondern geradezu, vor jedermann, ohne Unterschied der Person, seine Herzensmeinung, oft zum eigenen Schaden, unverhohlen ausspricht. — Bebel (a. 1507) Nr. 579: „nullum folium ori apponere; id est: libere loqui." — Seb. Franck, 1, 88: „Der wein nimpt keyn blat fürs maul."

135. **Das Blatt ist geschossen!**

Ausdruck zur Bezeichnung der Ahnung von etwas Schlimmem, Bedenklichem. — Blatt ist in der Medizin eine Bezeichnung für die vordere der Fontanellen am Kindskopfe. Hiervon entstand jene Redensart, und man wandte sie an, wenn in hitzigen Krankheiten von Kindern, bei denen besonders das Gehirn entzündlich affiziert war, dieser Teil sich gesenkt und eingedrückt zeigte. Das galt als ein meist tödliches Zeichen. In diesem ursprünglichen Sinne wird der Ausdruck jedoch nicht mehr gebraucht.

136. **Ins Blaue hinein schwatzen, handeln.**

D. h. ohne bestimmten Plan und Zweck und ohne Achtsamkeit reden, thun und handeln, gedankenlos verfahren; träumen. — Hergenommen von dem Spiel der Kinder, beim Schießen den Bolzen oder Pfeil in die blaue Luft hinein, in die Höhe, zum Himmel empor zu senden, ohne sich ein bestimmtes Ziel zu nehmen. — Der Ägypter sagt: „Der verschießt seine Pfeile umsonst, der sie gen Himmel richtet, um Allahs Haupt zu treffen." — Der Araber: „Schieße deine Pfeile nicht nach dem Himmel; denn das Haupt Allahs erreichst du nie." — Lat.: in cassum: jactare tela. Liv. 10, 29; mittere preces. Id. 2, 49; disserere aliquid. Tac. ann. 1, 4; fundere labores. Virg. Aen. 7, 421.

137. **So weit der Himmel blau ist** (nichts als Wasser).

Formelhafte Umschreibung für das Unermeßliche des Raums. Die Formel lautet auch: Soweit sich das Blaue am Himmel erstreckt. Vgl. hierzu folgende schöne, von Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 39, mitgeteilte Stelle der altnordischen Grâgâs, wo wir eine Menge ähnlicher Umschreibungen antreffen: „Wenn sich die Erben des Ermordeten nach erlegter Buße mit dem Mörder aussöhnen, so sollen sie teilen miteinander Messer und Braten (knîf ok kiöt) und alle Dinge wie Freunde und nicht wie Feinde; wer das bricht, soll landflüchtig und vertrieben sein, so weit Menschen landflüchtig sein können, so weit Christenleute in die Kirche gehen und Heidenleute in ihren Tempeln opfern, Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit und Mutter Kind gebiert, Holz Feuer nährt, Schiff schreitet, Schild blinket, Sonne den Schnee schmilzt, Feder fliegt, Fohre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind stehet unter beiden seinen Flügeln, Himmel sich wölbt, Welt gebaut ist, Winde brausen, Wasser zur See strömt und die Männer Korn säen."

138. **Blauen Montag machen.**

D. h. auch den Montag als Sonntag feiern. — Der Name „blauer Montag" wird abgeleitet von dem Montag vor Aschermittwoch, der blau geheißen, weil man die Kirchen in den Fasten mit blauem Tuch auszuschlagen pflegte. Dieser Montag wurde dann zum Tage der größten Ausgelassenheit, und so kam es, daß später alle Montage, die derartig gefeiert wurden, blau genannt worden sind.[1]

139. **Jemand blauen Dunst vormachen.**

S. v. w. ihn am richtigen Sehen verhindern; ihm die Wahrheit verhehlen und ihn zum Irrtum verleiten; ihn täuschen oder betrügen wollen. — Rauch oder Dunst, der sich

---

[1] Diese Erklärung ist jedoch insofern nicht ganz ausreichend, weil nach dem Kirchenkalender nicht am Montag vor Aschermittwoch, sondern schon am Sonntag Septuagesimae, d. i. 14 Tage vor dem ersten Fastensonntage, die blaue Farbe als Symbol der Buße zuerst in der Kirche zum Vorschein kommt.

mit eigentümlich bläulicher Farbe charakterisiert und in seiner Verteilung völlig blau erscheint, und Augen sind sehr häufig im Sprichwort verbunden. Vgl.: „Ich muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beißt"; desgl. Spr. Sal. 10, 26, und lat.: „ei nos facetis fabricis et doctis dolis glaucomam ob oculos objiciemus." Plaut. mil. gl. 2, 1, 77; auch: per nebulam aliquid videre. Cic. Philipp. 13.

Mutmaßlich ist unsere Redensart zurückzuführen auf die sogen. Geisterbeschwörungen, die der Volksaberglaube des Mittelalters Zauberern und Hexenmeistern zuschrieb. Namentlich standen die Nekromanten (Totenbeschwörer) in dem Rufe, die Geister der Verstorbenen oder Dämonen heraufzubeschwören. Hierbei bediente man sich mit Vorliebe fremder, barbarisch klingender Anrufungen und wandte auch starke narkotisch wirkende Dämpfe an. Wollte man also einen Geist erblicken, um ihn vielleicht wegen der Zukunft zu befragen, so wandte man sich an einen Nekromanten.[1]

Daß schon die alten Juden und Griechen derartige Beschwörungen kannten, beweisen Stellen wie das 1. Buch Sam., Kap. 26, wo König Saul durch eine Zauberin zu Endor den Schatten des Propheten Samuel aus dem Grabe heraufbeschwören ließ, ferner die Beschwörung des Schattens des Tiresias in Homers Odyssee XI, 23 fg. Größere Ausdehnung bekam die Sache erst in der spätern römischen Kaiserzeit; von da vererbten sich die Gebräuche zunächst auf die altchristliche Zeit, sodann auf das Mittelalter, wo namentlich die fahrenden Schüler als Träger dieser Kunst galten. Sehr häufig war der Zweck solcher Beschwörungen die bloße Neugierde; vgl. die Citierung des Schattens Alexanders des Großen und seiner Gemahlin vor Kaiser Karl V. durch Doktor Faust im Faustbuch vom J. 1587, Kap. 33. Durch dergleichen Beschwörungen haben Astrologen, Horoskopsteller, Alchemisten, Schatzgräber, Geisterbanner u. s. f. nur zu oft die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Leute in frühern Jahrhunderten ausgebeutet. Vgl. hierzu den Ausdruck:

ein blaues Wunder sehen (hören),

---

[1] Über das Rituale s. Meyer, „Aberglaube", S. 286.

wo blau = unglaublich ist; auch: er erzählt ja die blauen Wunder davon!

140. **Es ist ein Blaustrumpf!**

Der Ausdruck „Blaustrumpf“ war in Deutschland früher eine spöttische Bezeichnung nicht für Angehörige des schönen Geschlechts, sondern — für Aufpasser und Denunzianten, weil an vielen Orten die Polizeidiener und Lakaien großer Herren blaue Strümpfe trugen. In Schillers „Räubern“, II, 3, findet sich der Ausdruck noch in dieser Bedeutung. Daselbst heißt es: „Der höllische Blaustrumpf muß ihnen verträtscht haben.“ Die neuere Bedeutung des Ausdrucks, der mißbräuchlich allgemein auf solche Damen angewendet wird, die schriftstellerisch oder sonst wie geistig bedeutend sind, ist uns von England aus importiert worden, wo er am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgekommen ist.

Boswell in seinem „Leben Johnsons“ erzählt uns, daß es unter den englischen Damen des vorigen Jahrhunderts Sitte war, zu ihren Gesellschaften hauptsächlich Männer der Wissenschaft einzuladen. Man bildete litterarische Klubs, aus welchen das Kartenspiel verbannt und worin geistvolle Unterhaltung die Hauptsache sein sollte. In einer dieser Gesellschaften ragte besonders der gelehrte Herr Stillingfleet († 1771) hervor, welcher bei sonderbarer Kleidung auch blaue Strümpfe trug. Das soll die Veranlassung gewesen sein zu dem Witze des holländischen Admirals Boxawen, diese Versammlungen Blue-Stocking-Societies zu nennen.

141. **Blinder Hesse!**

Historische Redensart mit sprichwörtlichem Charakter, hergenommen von dem kühnen und mutvollen Vorgehen der hessischen Soldaten, die sich von ihrem Landesherrn an England verkaufen ließen und blindlings, ohne zu fragen, wofür sie in den Kampf zogen, ob als Mietlinge oder als Kämpfer für die höchsten Güter eines Volks, auf die Feinde stürzten. Darum heißt es auch mit spöttischem Beigeschmack:

Er geht blind darauf los wie ein Hesse!

142. **Das sieht wohl ein Blinder!**

S. v. w. dazu braucht man nicht einmal die Fähigkeit des Sehens; hyperbolische Redewendung, um auszudrücken,

daß etwas sehr leicht zu verstehen ist. — Bebel (a. 1507) Nr. 97: „*Caeci hoc vident:* Lapides loquuntur: Canes in macello produnt: Hoc tympanis pueri canunt; dicitur de re manifesta“; — Tunnic. (a. 1514) Nr. 945: „Dat süt wol ein blinde“, mit der lat. Übersetzung: „Vel caecus videat, qui nullo lumine gaudet“; — Erasm. Ad. I, 8, 93: „Vel caeco appareat. Proverbialis hyperbole frequens apud auctores, de re vehementer perspicua.“ Vgl. Plato in Sophista, Kap. 29, S. 241. D. Quinctil. XII (c. 7, 8): „Caecis hoc, ut aiunt, satis clarum est.“ Livius XXXII, 34.

**143. Wie der Blinde von der Farbe urteilen.**

Da die Farbe nur durch den Gesichtssinn erkannt werden kann, der dem Blinden mangelt, so ist der figürliche Sinn der Redensart: ohne alle Kenntnisse entscheiden, richten. — Lat.: caecus de coloribus.

**144. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel!**

Bildlicher Vergleich von einer uns unangenehm überraschenden Neuigkeit. Hergenommen vom sogenannten Wetterleuchten, das man als blitzähnliches Aufleuchten, ohne alles Auftreten von Donner, bisweilen bei ganz heiterm Himmel gewöhnlich am Horizonte und ebenso meist nur im Dämmerlicht des Tages oder im Dunkel der Nacht und nur selten am hellen Tage beobachtet. Die Physiker erklären das Phänomen als das Blitzen eines fernen Gewitters.

**145. Sich eine Blöße geben.**

S. v. w. einen Fehler machen. — Vom Fechten entlehnt; eigentlich in ungedeckter Stellung sein, sich dadurch dem Angriffe seines Gegners aussetzen. Vgl. den Ausdruck: „Blößen aufdecken“, s. v. w. Schwächen, Fehler sichtbar machen. Vom Fechtunterricht.

**146. Durch die Blume sprechen;** oder: **etwas verblümt sagen.**

Die Blume ist Sinnbild von Gedanken und besonders von Empfindungen; Sinn obiger Redensart: einen derben Ausdruck durch zarte Wendungen verhüllen; den Sinn einer Rede unter Worten verstecken, die durch die Beziehung auf

einen bestimmten Gegenstand eine andere als die gewöhnliche Bedeutung haben. — „Daß er den nutz mit süß verblümet.“ Fischart, „Gargantua“, 2. — „Gelt lügen mit arglist verblümet.“ H. Sachs, I, 143; — Brant, „Narrenschiff“, 19, 63: „Vnd reden vil geblümter wort.“

**147. Blümerant werden.**

S. v. w. in Angst und Schrecken geraten, in Ohnmacht fallen. — Aus dem Französischen, durch Verdrehung von bleu mourant, eigentlich sterbend-blau, matt- oder blaßblau, entstanden. Die Redensart bezeichnet demnach ursprünglich: vor Schrecken die Farbe wechseln.

Eine andere Erklärung geht von der Thatsache aus, daß die franz. Fluchformel sehr häufig für Dieu sich des „bleu“ bedient, z. B. in morbleu, corbleu, parbleu, sacrebleu; dann würde bleu mourant s. v. w. Dieu mourant sein und sich auf die Farbe des am Kreuze sterbenden Christus beziehen.

Bezüglich der Schreibung bemerken wir, daß „blümerant“ statt „plümerant“ aus dem Grunde vorzuziehen ist, weil unverständliche Fremdwörter gern auf die Weise heimisch gemacht werden, indem man sie an bekannte Wörter anzulehnen sucht und man bei „blümerant“ sicherlich an Blume denkt.

**148. Blut weinen.**

Sprichwörtliche Hyperbel, von sehr schmerzlichen Thränen. — Bei Erasm. Ad.: „sanguine flere: sic enim antiquitus loquebantur: Haud flectes illum, ne si sanguine fleveris. Durat hoc adagium in hodiernum diem.“ — In dem Eddischen Helgiliede bedeutet der Begrabene seiner weinenden Gemahlin, jede ihrer Thränen falle ihm als bitterer Blutstropfen auf die Brust[1], und in Heiligenlegenden wird vielfach erzählt, daß sogar Bildsäulen Blut geweint haben.

[1] Nach germanischem Glauben nimmt man dem Toten die Ruhe, wenn man ihm zu lange nachweint. So beauftragte auch der sterbende Nibelunge Wolfhart seinen Neffen, daß er die Totenklage um ihn abbestelle. Und daher rührt auch die Sitte der sogenannten Totenmahle und die dabei zu Tage tretende Heiterkeit, die uns aller Pietät für die Verstorbenen entbehrend scheint, aber im Heidentum begründet ist und, von diesem Standpunkt aus betrachtet, alles Recht der Existenz besitzt.

149. **Böses Blut setzen.**

Frz.: cela fait de mauvais sang. — Vom Blute hängt ungemein viel Psychisches ab. Böses Blut ist nicht zu verwechseln mit schlechtem Blut! Böses Blut ist s. v. w. Zorn.

150. **Er ist blutarm!**

S. v. w. ganz arm; der Ausdruck stammt aus dem Niederdeutschen von dem Worte: blutt, blot, d. i. bloß, nackt; also so arm, daß man sich die Blöße nicht decken kann. Bei Brant, „Narrenschiff", 99, 124: „Ob joch das rich sy blutt vnd bloß" (wofür in der niederdtsch. Übersetzung: blot vnde blod). Beide Wörter: blutt und bloß sind hier identisch; nur hat sich das erstere der Lautverschiebung entzogen: es ist niederdeutsch. Diese Form wird besonders von noch unbefiederten Vögeln gebraucht; daher auch der Ausdruck: blutjung. — Vgl. auch: „nackt und bloß" für blutarm; auch das ital.: sposare una in camicia, eine im Hemde heiraten, d. i. ein blutarmes Mädchen.

151. **Er ist ein Blutegel!**

Von Land und Leute aussaugenden Menschen. Das Bild findet sich schon in der Bibel: Spr. Sal. 30, 15: „Sanguisugae duae sunt filiae dicentes «affer, affer»", was Luther übersetzt: „Der Egel hat zwo Töchter, bring her, bring her." — Auch bei Horat., Ars poëtica, p. 476, finden wir: „Non missura cutem, nisi plena cruoris hirudo." — Seb. Franck $30^b$: „die egel lasst nit nach, si sei dann voll."

152. **Den Bock melken.**

Lucian erzählt, nach Erasm. Ad., in seiner Vita Demonactis, wie dieser einstmals zwei Philosophen gesehen, die, beide gleich unwissend, sich in gelehrtem Disput befanden, in welchem der eine immer lächerlichere Fragen und Behauptungen aufstellte als der andere. Da soll Demonax ausgerufen haben: „Nicht wahr, Freunde, melkt nicht einer den Bock, und hält nicht der andere das Sieb?" („Quid, inquit, amici, an non horum alter hircum mulgere videtur, alter cribrum supponere?")

Dieser Ausdruck gehört zu den sprichwörtlichen Unmöglichkeiten; vgl.: einen Mohren bleichen wollen; den Krebs

wollen vorwärts gehen lehren; beim Esel Wolle suchen; dem Nackenden die Kleider ausziehen (Tapp. 144; Plaut. Asin. I, 79: nudo detrahere vestimenta; u. s. f.). — Im Ital.: cavar sangue da una rapa (Blut aus einer Rübe pressen); cavar l' olio di Romagna (Öl aus der Romagna ziehen, wo der Ölbaum nicht gedeiht). — Span.: sacar de piedras panes (Brot aus den Steinen ziehen).

153. **Den Bock zum Gärtner setzen.**

S. v. w. seine Sache einem Ungetreuen anvertrauen, z. B. einem Diebe sein Geld. — Der Ausdruck kommt schon in einer Priamel (Reimspruch) des 16. Jahrhunderts vor; vgl. A. Keller, „Alte gute Schwänke" (Leipzig 1847), S. 22. Doch bereits im Altertum galt der Ziegenbock als der Feind des fruchtbringenden Sonnengottes Dionysios, dem er die Weintrauben abfrißt, ja dessen Tod er herbeiführt. Daher erhielt der Monat, welcher im Süden aller Fruchtbarkeit und Sonnenwärme ein Ende macht, das Zeichen des Steinbocks.

Redensarten zur Veranschaulichung, Geißelung und Verspottung verkehrter Aufsicht, falscher Hut, eigennütziger, gefährlicher Vormundschaft sind außerdem: den Habicht über die Hühner setzen; dem Fuchs die Gänse, dem Wolf die Schafe befehlen; der Katze die Mäuse zu hüten geben; dem Storch die Frösche, der Katze den Speck befehlen; dem Hasen das Fähnlein, dem Dieb sein Geld anvertrauen u. s. w. — Engl.: to give a wolf the wether to keep (einem Wolfe den Hammel zu hüten geben); frz.: donner la brebis à garder au loup; — ital.: dar la lattuga in guardia di paperi (den Kopfsalat jungen Gänsen anvertrauen); dar la pecora in guardia al lupo (den Wolf über die Schafe setzen); lasciare le pere in guardia all' orso (die Birnen vom Bären bewachen lassen); raccommandare il lardo alla gatta (der Katze den Speck anvertrauen); — lat.: ovem lupo committere. Terent. Eunuch. 5, 1, 16; cf. Cic. in Antonium Philipp. 3, 11, 27;

> Accipitri timidas credis, furiose, columbas!
> Plenum montano credis ovile lupo!
> Ovid., ars amandi 2, 363, 364.

**154. Hüte dich, Bock, es brennt!**

S. v. w. nimm dich in Acht vor Dingen, die du nicht kennst! — Ist altgriechischen Ursprungs. Als ein Satyr zum ersten Mal das Feuer sah, wollte er es umarmen und küssen. Da rief Prometheus ihm zu: „Halt, Bock, nimm den Bart in Acht; es brennt jeden, der's berührt!"

**155. Einen Bock schießen.**

S. v. w. ein Versehen, einen Fehler oder Schnitzer machen. Die Redensart lautet eigentlich: einen „Purzelbock" (vgl. Purzelbaum) schießen, d. h. sich überschlagen, purzeln, einen Fehltritt thun wie ein kämpfender Bock, der sich auf die Hinterfüße stellt und also seinen Gegner zu werfen sucht. „Schießen" ist hier nicht etwa auf Jagdinstrumente zu beziehen, sondern geht allgemein auf pfeilschnelle Bewegung (auch Pilze *schießen* aus der Erde).

**156. Bocksbeutelei; ein alter Bocksbeutel!**

Die Ausdrücke sind in ganz Niederdeutschland gebräuchlich und bedeuten hier s. v. w. Anhänglichkeit an veralteten, unzweckmäßigen Gebräuchen und Gewohnheiten. Der Ausdruck ist halb nieder-, halb oberdeutsch. Durch Volksetymologie ist nämlich das niederdeutsche „Bookbüdel", d. i. hochdeutsch „Buchbeutel", zu Bocksbeutel entstellt. In ihnen trugen ehedem die vornehmeren Bürgerfrauen Niedersachsens, wenn sie zur Kirche gingen, das Gesangbuch; aber auch die Hamburger Ratsherren bedienten sich ihrer, um die Stadtgesetze und Statuten hineinzuthun, wenn sie sich auf das Rathaus begaben.[1] Da nun manches darin Enthaltene mit dem fortgeschrittenen Geist der Zeit nicht mehr im Einklang war, so übertrug sich allmählich auf die obigen Ausdrücke der Begriff des Zweckwidrigen, Lächerlichen.

**157. Jemand ins Bockshorn jagen.**

S. v. w. ihn zaghaft machen, in Furcht versetzen. — In den „Mecklenburgischen Jahrbüchern", 1855, S. 202, findet sich folgende Erklärung dieser Redensart: „Höchst merkwürdig aber ist der altertümlich mystische Name «Bocksdorn» für

[1] Vgl. Zimmermann in seiner „Chronik Hamburgs", S. 384.

das Osterfeuer, den Grimm nicht zu erklären weiß. Wahrscheinlich ist in der von ihm angeführten Belagstelle Bockshorn zu lesen; wenn man sich aber erinnert, daß die Götter häufig durch die ihnen geheiligten Tiere vertreten wurden, so scheint der Vergleich der heiligen Flamme des Thor mit dem Horne des Bocks nicht gerade sehr fern zu liegen.[1]

---

[1] Die Richtigkeit obiger Annahme beweisen auch die folgenden Thatsachen. In der Vulgata-Bibel wird das nämliche hebräische Wort, das Luther mit „leuchtend" überträgt, durch cornutus (d. i. gehörnt) wiedergegeben (dies ist, beiläufig bemerkt, der Grund, warum der große Michel Angelo das Bild des gesetzgebenden Moses mit Hörnern ausgerüstet hat). Wir geben nachstehend den Text der Vulgata, wozu man die Luthersche Übersetzung vergleiche 2 Mos., Kap. 34, V. 29: „cumque descenderet Moyses de monte Sinai, tenebat duas tabulas lapideas testimonii, et ignorabat quod *cornuta esset facies* sua ex consortio sermonis Domini.“ — V. 30: „videntes autem Aaron et filii Israel, *cornutam Moysi faciem* etc.“ — V. 35: „qui videbant *faciem* egredientis Moysi esse *cornutam* etc.“ Im (hebräischen) Grundtext steht: „q'ăran 'or panaw“ = es glänzte die Haut seines Angesichtes — q'ăran kommt von dem Substantiv q'éren, was zunächst Horn bedeutet. — Auch arabische Dichter vergleichen die Sonnenstrahlen mit Hörnern der Sonne; daher auch im Hebräischen der poetische Ausdruck Gazelle für Sonne. In den Zendschriften findet sich ein heiliger Bock, aus dessen einem Horne tausend Strahlen schießen. Man vergleiche die bei einigen Stämmen Indiens herrschende Sitte, die Hörner des Ovis Ammon auf die Gräber ihrer Verwandten zu legen (cf. Fraser, „Views in the Himala mountains“), mit dem christlichen Brauche, bei der Totenfeier brennende Kerzen auf den Sarg zu stellen. So verschieden auch die äußere Form des Ritus ist, so übereinstimmend ist doch die symbolische Grundbedeutung, welche mit dem Feuer oder dem Lichte in Verbindung steht. Man denke ferner an den Widder beim Opfer des Abraham. Als jener sich mit den Hörnern in den Zweigen eines Busches verstrickt hat, fängt dieser an zu brennen. Das Widderhorn diente überhaupt der gesamten antiken Welt als Sinnbild für Licht oder Feuer. Vgl. hierzu das engl. beamy, welches sowohl „strahlend", als auch „mit Geweihen versehen" bedeutet! Noch bemerken wir, daß bei den christlichen Neapolitanern neben dem Zeichen des heiligen, gegen alle Übel schützenden Kreuzes auch das Horn noch immer als Amulet gegen bösen Zauber beliebt ist; ferner, daß sich an den vier Ecken der israelitischen Altäre Hörner befanden (2 Mos. 27, 2; 30, 2), und daß jeder Flüchtling, welcher sie ergriff, sich hiermit unter den Schutz Jehovahs stellte (1 Kön. 1, 50).

Ist das richtig, so würde zugleich das rätselhafte Sprichwort: «jemand ins Bockshorn jagen» durch die Hinweisung auf die durch das lodernde Notfeuer getriebene Herde eine sehr passende Erklärung finden. Aber selbst die Bezeichnung der Flamme als Bocksdorn scheint mir in demselben Sinne nicht unstatthaft."

Über das erwähnte Notfeuer, das im Gegensatz zu dem festlichen Freudenfeuer nur zur Zeit der Not, bei Seuchen als eine Art Versöhnung, auch zugleich als heilkräftiges Mittel gegen die Krankheit angezündet ward, äußert sich dieselbe Autorität (a. a. O., S. 174): „Nahm die Gefahr aber zu, so ward auf förmlichen Gemeindebeschluß ein allgemeines feierliches Notfeuer angezündet, welches gleich der reinen Himmelsflamme selbst noch nicht durch profanen Gebrauch entweiht sein durfte, sondern einem trockenen Holzscheite durch Reibung entlockt und mit dem Reisig von sieben- oder neunerlei verschiedenen heiligen Sträuchen unterhalten ward. Ohne Zweifel begann die eigentliche Feier, wenn die reine Flamme emporloderte, in heidnischen Zeiten mit einem wiederholten Opfer, worauf dann die ganze Herde jubelnd durch das Feuer getrieben wurde." Daß letzteres nicht ohne Widerstand seitens der Herde geschah, läßt diese Deutung der Redensart nur um so wahrscheinlicher erscheinen.

Die Redensart findet sich bei den Dichtern des 15. und 16. Jahrhunderts, z. B. bei Barthol. Ringwald in dessen Lehrgedicht: „Die lautere Wahrheit" (1585), wo geschildert wird, „wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll." Hier heißt es:

> Als werdet ir auf allen Seitn
> Mit Christo gar gelücklich streitn,
> Und ewre Feind, das mag ich sagn,
> Für Leide in ein Bockshorn jagn.

### 158. Das sind böhmische Dörfer für ihn!

S. v. w. es sind ihm unbekannte, unverständliche Dinge; es ist ihm eine terra incognita, weil die slavischen Namen der Dörfer in Böhmen deutschen Ohren fremd tönen und

oft schwer auszusprechen sind; ferner weil daselbst czechisch gesprochen wird.

Eine andere Erklärung führt die Redensart auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück. Damals wurde Böhmen besonders hart von den Verheerungen betroffen, und viele Dörfer und Städte, die vordem allgemein bekannt und im blühendsten Wohlstande waren, lagen in Trümmer und Asche, sodaß man sie kaum noch dem Namen nach kannte. Darum sagte man von Dingen, die einem andern völlig unbekannt sind: „es sind böhmische Dörfer für ihn“.

159. **Er hat die Bohne gefunden!**

S. v. w. er hat den richtigen Fleck getroffen. — Frz.: il a trouvé la fève au gâteau. — Die Entstehung dieser Redensart hängt mit dem Bohnenfest zu Epiphanias zusammen. Bekanntlich begingen unsere Altvorderen die Zeit der Wintersonnenwende, von Weihnachten bis zu den heiligen drei Königen, d. i. die Zeit der Zwölften, besonders feierlich, weil nach ihrer Meinung in dieser Zeit die sommerlichen Wesen, die schon tot, verwünscht oder verzaubert schienen, nun neuerdings wieder erwachen. Es ist dies eine Art Vorfrühlingsfest, und manches ist im Laufe der Zeit auf eine bestimmte dieser Nächte, die Weihnachts- oder Neujahrsnacht, übertragen worden. Weil diese Zeit ganz besonders heilig ist, darf man sie nicht durch Arbeit entweihen, darf man nicht spinnen, nicht waschen, nicht flicken u. s. w. Auch der Genuß mancher Hülsenfrüchte, u. a. der Bohnen, war verboten; dafür durfte vom Schweinskopfe gegessen werden, denn der Eber war bekanntlich dem Wodan heilig. An diese Zeit der Zwölften knüpften sich nun bis auf den heutigen Tag manche abergläubische Vorstellungen und dunkle Befürchtungen, die erst mit dem Epiphaniasfeste oder heiligen Dreikönigstage, am 6. Januar, aufhörten. Ist es darum nicht natürlich, daß nun an diesem Tage ein Bohnengericht wieder auf aller Tische kam? In der Freude auf dieses Bohnengericht versammelte man sich schon am Vorabend des Dreikönigsfestes in munterer Gesellschaft. Ein Kuchen ward aufgetragen, mit einer Bohne darin, und in so viele Teile zerschnitten wie Personen zugegen. Wer nun die Bohne in

seinem Anteil fand, der wurde zum Bohnenkönig des Jahres ernannt, und alle Anwesenden beeiferten sich, „Ihro Majestät“ mit größter Ehrfurcht zu begegnen.

160. **Nicht eine Bohne wert!**

Dieser Gebrauch, durch Bohnen die Verneinung zu umschreiben[1], findet sich schon in dem Gedicht von Pfaffenleben (Bl. I, 234, 660): „den frunt si niht mêre denne eine bône.“ Ähnlich bei Neidhart 35, 32 (Ausg. von M. Haupt, Leipzig 1856, S. 164): „er dunket sech des vêretages wol drîer bônen wert.“ Auch Luther (s. Heuseler Nr. 367) kennt es: „Der Wahlen Andacht und Deutschen Fasten möchte man beide mit einer Bohne bezahlen.“ Und Bebel (1507) rechnete die schwäbischen Nonnen unter die Dinge, die keine Bohne wert sind; vgl. Bebel, Nr. 43: „Pons Polonicus : Monachus Boemicus : Suevica monialis : Miles Australis : Italorum devotio et Allemannorum ieunio : fabam valent omnia.“

Andere Ausdrücke zur Umschreibung der Negation sind: nicht einen (roten) Heller, keinen Deut, keinen Pfifferling, keinen Batzen wert; nicht eine taube Nuß, eine Pfeife Tabak, einen Schuß Pulver wert; nicht die Spur, nicht ein Schatten, ein Bissen u. s. f.; vgl. Grimm III, 726.

Diese Ausdrücke stehen alle für die abstrakte Negation und gewähren, weil sie der Sprache des gemeinen Lebens entnommen sind, eine sinnliche Anschauung.

Im Lateinischen sagt man nihil, aus neque (nec) hilum, s. v. w. nicht ein Haar, nicht das Geringste, nichts; von hilus (alte Nebenform von pilus = das Haar); vgl. Cic. ad. Att. 5, 20, 6: ne pilum quidem. Andere Ausdrücke: non assis, non flocci, non nauci, non pensi facere; ciccum (eigentlich das Kerngehäuse im Obst) non interduim (interduo), ich gebe nicht das Geringste darum. Ähnlichen Bildern begegnet man vielfach in den romanischen Sprachen. Beispiele bei Diez III, 431 fg.

---

[1] Wir vermuten, daß diese Umschreibung der Negation durch Bohnen uns aus Ungarn gekommen ist, da „babka“ bei den Ungarn einen kupfernen Pfennig (Heller), eigentlich ein „Böhnchen“, von bab = Bohne, bezeichnet.

**161. Er hat Bohnen gegessen!**

Sagt man von einem Menschen, dem man eine Sache nicht recht verständlich machen kann. — Die Redensart ist medizinisch zu erklären und zurückzuführen auf die Eigentümlichkeit aller Hülsenfrüchte, daß sie — sit venia verbo — Blähungen verursachen. Dadurch wird unter Umständen Beängstigung, Herzklopfen und im minderen Grade verhindertes freies Denken und Aufhalten der Seelenkräfte entstehen müssen. Das wußte schon Pythagoras, wenigstens aus Erfahrung, weil er seinen Zuhörern den Genuß der Bohne verbot (daher der Spott des Horaz: Sat. 2, 6, 63). Derselben Meinung scheint auch M. Tullius [1] gewesen zu sein, der in seinem Buche „De divinatione“, I, 30, 62 hierüber sagt: „Jubet igitur Plato sic ad somnum proficisci corporibus affectis, ut nihil sit quod errorem animis perturbationemque adferat. Ex quo etiam Pythagoras interdictum putatur, ne faba vescerentur, quae res habet inflationem magnam. Is cibus tranquillitatem mentis quaerentibus constat esse contrarius.“ — Auch Plutarch, „De liberis educandis“, behauptet, daß sie „ad Venerem incitant“. Vgl. Erasm. Ad.: „a fabis abstineto“, d. h. man soll sich der Bohnen enthalten, denn sie stören die Ruhe des Geistes. „Ne allia comedas et fabas.“ Derselbe Ad. IV, 1. Vgl. auch das Sprichwort bei Ter. Eun. 2, 3, 89: „istaec in me cudetur faba“, s. v. w. das werde ich ausbaden müssen, das Unglück wird mich treffen.

**162. Er bohrt nicht gern hart Holz** (dicke Bretter)!

Wird von einem Menschen gesagt, der nicht gern eine schwere, anstrengende Arbeit unternimmt, der die Bequemlichkeit vorzieht. Es gehört zu den Sprichwörtern, die satirisch das Wort „Faulheit“ umschreiben.

**163. Wie ein Bohrwurm grübeln.**

Sich gleichsam wie ein Bohrwurm in eine Materie einbohren. — Bekanntlich hat der Bohrwurm seinen Namen daher, daß er alles Holz, selbst das festeste, zernagt, es

---

[1] So wurde Cicero im Mittelalter genannt.

durchbohrt mit Millionen sich kreuzender Gänge, sodaß es ganz unbrauchbar wird und zusammenbricht.

**164. Einen Bönhasen jagen.**

S. v. w. Pfuschern nachstellen. — Im Niederdeutschen ist Bön = Boden; Bönhas = wer sich versteckt auf dem Boden aufhält und wie ein Hase in steter Furcht lebt, entdeckt zu werden. Als das Zunftwesen noch in Blüte stand, wurden alle diejenigen so genannt, die ohne Meister zu sein, selbständig arbeiteten; auch diejenigen, die nicht zünftig, von der Obrigkeit unter gewissen Bedingungen die Erlaubnis erhielten, selbständig arbeiten zu dürfen.

**165. Brach legen.**

Ist ein dem Ackerbau entlehnter Ausdruck. Brach = unbebaut; Brache bezeichnet den Zustand des Ackers, in welchem er sich längere Zeit unbestellt befindet. Althochdtsch. prâcha = umgebrochenes Erdreich. Sinn obiger Redensart: bewirken, daß ein Feld menschlicher Thätigkeit unbebaut, unbenutzt bleibt.

**166. Er ist ein Brandfuchs** (Brander).

D. i. ein studentischer Fuchs [1], ein junger Student im zweiten Semester, so genannt, weil ihm hinter dem Ohre einige Haare mit dem Fidibus abgebrannt wurden, damit er ein Brandfuchs im Kampfe wider die Philister sei, ähnlich wie jene 300 Füchse, die Simson mit einem Brand zwischen je zwei Schwänzen unter das Korn und in die Weinberge der Philister ließ; vgl. Richter, Kap. 15 und das burschikose „Philister“.

**167. Jemand brandmarken.**

Der Ausdruck bezieht sich in seiner ursprünglichen Bedeutung auf eine heute nicht mehr übliche Strafe, Verbrechern

---

[1] Der Ausdruck „Fuchs“ steht in Zusammenhang mit der schlechten Behandlung der neu hinzutretenden Studenten, besonders in früherer Zeit. Als Bewillkommnung kam im 16. Jahrhundert das eigentlich weidmännische Fuchsprellen auf, und mit ihm erschien auch das bis dahin in obiger Bedeutung noch nicht vorhandene Wort. Im ersten Semester hieß der Student ein grasser Fuchs; im zweiten Semester ein Brandfuchs; fortan ein Bursch (s. d.).

Buchstaben, Wörter oder Figuren, z. B. einen Galgen auf den Arm, die Stirn oder den Rücken einzubrennen. Diese Brandmarkung war als infamierende Strafe schon den Griechen und Römern bekannt, und zwar wurden diese Zeichen (stigmata) Übelthätern, entlaufenen und wieder eingefangenen Sklaven eingebrannt; ein so Gezeichneter hieß Stigmatias.

**168. Den Braten riechen.**

Frz.: sentir la fricassée, sentir de loin. — Sinn: etwas Angenehmes oder Unangenehmes von Ferne merken; eine Sache mutmaßen. Guter Braten riecht angenehm und einladend; übler Braten jedoch riecht widerwärtig und stinkt drei Gassen weit. — Lat.: „nasum nidore supinor.“ Hor. sat. 2, 7, 37.

**169. Sich weiß, rein brennen wollen.**

S. v. w. sich unschuldig darzustellen suchen. — Öfters bei Luther. Der Ausdruck verdankt seine Entstehung der Thatsache, daß das ins Feuer geworfene Metall von seinen Schlacken gereinigt wird. Diese äußere Wirksamkeit des wirklichen Feuers übertrug man auch auf das innere Leben und glaubte, daß Feuer auch im stande sei, die Seele von ihren Schlacken zu reinigen, die Sünde von ihr abzusondern und sie in ihrer Reinheit darzustellen. Daher die Lehre von einem Reinigungs- oder Fegefeuer.

Wie das Licht als ein Gegensatz der Finsternis, so wurde auch das Weiße als Gegenstück des Schwarzen angesehen. Weiß wurde Symbol der Unschuld, schwarz das der Dunkelheit und der in ihr verübten bösen Thaten; vgl. Anschwärzen. Wenn nun ein von andern für böse oder schwarz gehaltener Mensch sich bemühte, durch viele Entschuldigungen, Verteidigungsreden, durch Beschwörung von Himmel und Hölle den Verdacht der Bosheit von sich zu wälzen und sich als gut darzustellen, die Zuhörer aber seinen Beteuerungen nicht Glauben beimessen wollten, so sagte man von dem Angeschuldigten: „er will sich weiß brennen“.

Im Mittelalter wurde auch in der That die Unschuld eines Menschen durch die sogenannte Feuerprobe erwiesen. Jeder Verdächtige, der durch brennende Holzstöße, über

glühende Pflugscharen unversehrt gehen konnte, wurde für seines Verdachtes entledigt, für rein, fromm, Gott wohlgefällig angesehen. So war also auch wirklich äußeres Feuer ein Reinigungsmittel vom bösen Verdachte, von schlechten Thaten.

**170. Bei jemand hoch am Brette sitzen.**

S. v. w. in großem Ansehen stehen; desgl. die Redensart:

an das Brett kommen,

s. v. w. eine einflußreiche Stellung erhalten. —

Agricola Nr. 419: „Er ist nahe am brett, Er ist hoch am brett. Das ist, er ist lieb vnd werdt gehalten, Wir sagen auch, Er sitzt oben am brett, das ist, hoch erhaben, Er ist zu hohen wirden vnd regiment komen."

Die Redensart bedeutet eigentlich s. v. w. eine der höheren Stellen am Ratsherrntische einnehmen, deren Sitze früher aus einfachen Brettern gezimmert waren. In Murners „Narrenbeschwörung" ist Kap. 26 überschrieben: „an das bret kumen". Daselbst heißt es:

Ist es, als ich hab vernummen,
das die stül auf die Bänk sind kumen,
so will ich unverzweiflet han,
ich kumm ans bret mit andern an.
Wer ans bret nit kummen kan,
der ist nit ein geschickter Mann.

Hiergegen kommt bei Brant, „Narrenschiff", 72, 19 die Redensart vor:

Niemand zu Brette kommen lassen.

„Die wůst rott hatt wißheyt vertrungen Vnd laßt sie nyeman zů dem brett." Vgl. hierzu: „Ir habt lang genug innen gehabt Gewalt herschaft u. regiment Das nun alles wurd sein end, Wir haben doch so lang geharrt, Piß sich begeben hat ein fart Das wir auch kumen sein zum pret." „Fastnachtsspäße" 171, 29 fg. — „Von den vorigen Haderleuten um die Abtey wurde keiner mehr zum Bret gelassen" (d. i. zum Abt genommen). Stumpf, „Chronik", F. 312ª: „Die kinder Zebedäi lugeten mit irer bitte, daß sie auch zu dem Bret kämen." Geiler, „Postill", Fol. 49ᵇ. Diese letzteren Beispiele lassen nach Zarncke (s. „Commentar zum Narren-

schiff" 72, 19) eine Herleitung der Redensart von dem früher so gewöhnlichen Brettspiel nicht unwahrscheinlich erscheinen, wobei der Gewinner wie im Toccadille hoch zählen und die Steine hoch aufsetzen muß.

**171. Bei jemand einen Stein im Brett haben.**

S. v. w. gut bei ihm stehen. — Die Redensart ist dem Brettspiel entlehnt. Tendenz dieses Spiels ist, mit seinen Steinen in die erste Reihe des Gegners am Rande des Bretts zu kommen, wodurch der Stein, mit dem dieses gelungen ist, zur Dame wird und dadurch freiere Bewegung in seinen Zügen erhält. Im übertragenen Sinne bedeutet die Redensart: bei jemand etwas gelten, in Ansehn, in Gunst stehen. — Namenlose Sammlung (von 1532) Nr. 579: „Ich hab einen gutten steyn im brette." Agric. Nr. 418 ebenso mit folgender Erklärung: „Das ist aber ein Deutsche Metaphora, Wer auff dem spiel einen guten bundt, ym brett hat, daruber ein ander sein steine spielen muß; der hat das spiel halber gewunnen, Also auch, wer vor grossen herren vnd Redten zuschaffen hat, vnd hat yemand, der sein sache trewlich fordert vnd treibt, der hat einen guten stein ym brette, einen guten freunde, der yhm zu seiner sachen redt vnd hilfft."

**172. Ein Brett vor dem Kopfe haben.**

Ist eine der vielen satirischen Umschreibungen für „dumm sein"; vom Zugochsen entlehnt.

**173. Einem Brief und Siegel geben.**

S. v. w. ihm die größte Gewißheit geben. — Aus der Gerichtssprache, wo Brief (vom lat. breve, brevia) im altertümlichen Sinne als Urkunde zu nehmen ist, wie es in gleicher Bedeutung noch in den Ausdrücken: Kaufbrief, Lehnbrief enthalten ist. „Brief und Siegel" ist eigentlich eine rechtskräftige Urkunde, uneigentlich eine kräftige Versicherung. — Brant, „Narrenschiff", 76, 51: „Vil hant des brieff vnd sygel guot Wie das sie sind von edelm bluot." Vgl. auch Agric. Nr. 369: „Ein briefflein were gut darbei." Mit der Erklärung: „Wenn wir einen heymlich lugen straffen sagen wir, wo er etwas saget, das wir nicht glauben,

Ein briefflin were gut darbey, damit man solchs beweysen vnd warmachen mochte, Denn brieffe vnd sigil glaubt man gern, denn es sind viler leutte zeugnis vnd kundschafft darynnen."[1]

**174. Einem eine Brille aufsetzen.**

S. v. w. ihn hintergehen. — Brille (von beryllus) ist eine Vorrichtung, die man vor die Augen bringt, um besser sehen zu können. Der Kluge bedarf nach volkstümlicher Vorstellung der Brille nicht; er sieht mit eigenen Augen und „läßt sich keine Brillen verkaufen"; anderen setzt man die Brille auf die Nase, durch welche sie sehen müssen. Zu vergleichen Murner, „Narrenbeschwörung", o 7: „Die frow gibt antwurt lieber man Nit sihe vns für semliche an Du miest ein ander brill vff setzen." —

Etwas durch die Brille ansehen

bedeutet deshalb: eine Sache mit fremder Hilfe, nach fremder Eingebung, mit dem Vorurteil einer vorgefaßten Meinung größer, wichtiger als andere finden.

Ohne gelehrte Brille lesen,

s. v. w. mit gesundem Menschenverstand.

**175. Einem zum Brot verhelfen.**

S. v. w. ihm Unterhalt, Verdienst verschaffen. — Das tägliche Brot ist allgemein die für den Menschen unentbehrliche Nahrung; daher auch Redensarten wie: er hat sein gutes Brot; — er hat nicht das liebe Brot, nicht das trockene Brot dabei; — einem vom Brote helfen (d. i. töten) u. s. f.

**176. Er kann mehr als Brot essen.**

S. v. w. er ist klug und weise; vgl. lat.: „ultra peram sapit". Nach Lucian. Manutius, Adag. Ursellis 1603, p. 889; — ferner die Redensart:

dazu gehört mehr als Broteessen!

sind volkstümliche Ausdrücke mit ursprünglicher Beziehung auf die höhere Zauberkunde, die nur von den „weisen Männern und Frauen" geübt wurde.

---

[1] Die ältesten Urkunden haben ihre Beweiskraft davon, daß sie vor offenem Gericht und vor versammelter Gemeinde entstanden.

**177. Brot bieten und Stein geben;**

auch in der Form:

Einem Stein statt Brot geben.

Von einem hinterlistigen Menschen, der jemand durch Versprechungen an sich lockt, um ihn zu verderben, gleichsam als wenn man einem Hunde ein Stück Brot zeigt, um ihn zu locken, und dann mit dem Steine wirft oder mit dem verborgenen Stocke schlägt. — Die Redensart findet sich schon im Lateinischen bei Plaut., „Aulularia“, 2, 2, 18: lapidem ferre altera manu, altera panem ostentare (d. i. öffentlich schmeicheln, um heimlich zu schaden). Vgl. auch Matth. 7, 9: „Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet ums Brot, der ihm einen Stein biete?“ Desgl. Luc. 11, 11.

**178. Daß mir das Brot im Halse stecken bleibe!** S. Abendmahl.

**179. Einem den Brotkorb höher hängen.**

S. v. w. ihn sparsamer versorgen. — Von übermütigen Pferden entlehnt, denen man weniger Futter geben will. — „Laster der Trunkenheit“ (a. 1528; Exemplar zu Nürnberg, Bl. 4[b]; vgl. Latendorf, „Seb. Franck“, S. 315): „Wir sollen den faulen Adam mit sporen reitten, inn zaum halten, das futter hoeher schütten, daz er nit zu geil werde.“

**180. Wenn das Wort eine Brücke wär'!**

Zu ergänzen, so würdest du nicht darüber hingehen; denn dann brächest du ein Bein! sagt man zu einem Lügner oder Aufschneider. Das Sprichwort ist bekanntlich von Gellert behandelt in der Fabel: „Der Bauer und sein Sohn“, wo letzterer, soeben aus der Fremde heimgekehrt, seinem Vater weiszumachen sucht, er habe einen Hund gesehen, von der Größe etwa eines Pferdes. Der Junge nimmt jedoch seine Lüge zurück, als er mit seinem Vater an eine Brücke kommt, von der ihm sein Vater erzählt, ein darüber gehender Lügner bräche auf derselben sein Bein. — Das Sprichwort findet sich in Lehmanns 1630 erschienenem „Florilegium politicum“ 360, 12 bereits in der Form: „Wenn die Wort brücken weren, so kōnt man nicht sicher drauff gehen.“ In der 10. Auflage seiner „Geflügelten Worte“ weist Büchmann

es nach als Fabel in Burkhard Waldis 1548 erschienenem „Esopus“ 3, 88.

**181. Bruder Studio.**

Daß der Student so genannt wird, erzählt uns H. Scheube, „Aus den Tagen unserer Großväter“, S. 194: „Als der Gründer der Universität Jena, Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen, aus seiner Gefangenschaft bei Kaiser Karl dem Fünften entlassen, am 24. September 1552 feierlichen Einzug hält in seiner neuen Hochschule, da erfreut er sich besonders an der stattlichen Anzahl der ihn jubelnd empfangenden kräftig-frischen Jünglinge. «Sieh, das ist Bruder Studium!» spricht er lächelnd zu dem im Wagen an seiner Seite sitzenden Lucas Cranach, indem er auf die ihn umgebenden Musensöhne deutet. Das Wort schlägt ein, und bald wird es zur allgemeinen Bezeichnung des deutschen Studenten, als die es wohl bis an das Ende aller Dinge fortleben wird.“

**182. Den Brunnen zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist.**

S. v. w. Maßregeln zur Abwendung eines Unglücks ergreifen, wenn es zu spät ist. — Die Entstehung dieses Sprichworts wird nach Schilda verlegt. Desgleichen auch die Redensart: den Stall zuschließen, wenn das Pferd gestohlen ist; — die Spritzen kommen, wenn das Haus abgebrannt ist (s. v. w. zu späte Hilfe leisten).

Auch in anderen Sprachen finden sich derartige Redensarten. Im Engl.: to shut the stable-door, when the steed is stolen; — im Franz.: fermer l’étable, quand les chevaux n’y sont plus, quand les vaches sont prises; — im Lat.: accepto damno januam claudere; clipeum post vulnera sumere. Ovid. trist. 1, 3, 35; navem mortuo applicare. Quint. declamat., 8, 6, 47.

**183. Sich in die Brust werfen.**

S. v. w. stolz thun, sich Ansehen geben. — Die Brust hat beim Mann den Ausdruck der Kraft und Würde. Synonyme Redensart:

Sich mit etwas brüsten.

**184. Über etwas brüten.**

Bedeutet eigentlich s. v. w. mit schwüler Hitze auf etwas ruhen und erst allmählich Leben in das Leblose bringen; dann übertragen auf das dumpfe Sinnen des erhitzten, unablässig sich mit einem Gegenstande beschäftigenden Gehirns; hat meist die schlechte Bedeutung: über etwas Böses nachsinnen, es zu Stande bringen wollen.

**185. Das Buch der Könige aufschlagen.**

Es ist nicht das biblische „Buch der Könige" gemeint, sondern der Volkswitz vergleicht die Könige der Schrift mit denen — im Kartenspiel. In einem Artikel über das Kapitel „Kartenspiel" führt die „Tägliche Rundschau" (Nr. 7, Jahrg. 1886) aus, daß der Jammer der Zerrissenheit des ehemaligen Deutschland sich auch im Spiele dokumentierte, indem der „feine" Mann aus dem Norden L'hombre, der aus dem Süden Tarok, der aus dem Westen Whist, der aus dem Osten Préference spielte, daß aber seit 1870 die jungen Deutschen eine Art von nationalem Kartenspiel geschaffen, welches sich von den Universitäten aus schnell über das ganze Reich verbreitet habe. „Wenn jetzt die Männer von Ost und West bei ihren Zusammenkünften ein Kapitel aus dem «Buch der Könige» lesen wollen, so fehlt es nicht an Teilnehmern, es giebt kaum noch Meinungsverschiedenheiten. Alle — — — spielen Skat."

**186. Der Buckel juckt ihm!**

Eigentlich s. v. w. die Empfindung des Juckens auf dem Buckel[1], d. i. Rücken, haben; da dies Jucken (im Gegensatz zum Kitzel) etwas Unangenehmes ist, so entsteht das Bestreben, dasselbe durch Kratzen, hier durch Schlagen wegzuschaffen. Darauf zielt die Redensart, gleichsam als trachte man darnach, sich denselben ausklopfen zu lassen.

---

[1] Der Ausdruck Buckel für Rücken ist nur im gemeinen Leben üblich und kommt von bücken, dies aus biegen (vgl. Bügel), wovon bücken nur eine Verstärkungsform ist; vgl. engl. back = Rücken, wovon im Niederdtsch.: Huckeback maken = auf den Rücken nehmen gesagt wird.

**187. Einen Bückling machen.**

D. i. eine Verbeugung. Bückling ist volksetymologisch entstellt aus Bücking von bücken. Das unorganische „l“ hat sich erst im 17. Jahrhundert in das Wort eingeschlichen; früher hieß es richtig Bücking, das Buckerl der süddeutschen Volkssprache.

**188. Buridans Esel.**

Es kommt zuweilen vor, daß der Name, der in einem Sprichwort figuriert und unter welchem es berühmt geworden ist, nicht den eigentlichen und ersten Erfinder der Idee nennt, die dem betreffenden Sprichwort zu Grunde liegt. Dies ist der Fall bei dem berühmten Sophisma „Buridans Esel“, das man anwendet auf jemand, dem zwischen zwei Dingen die Wahl schwer wird, der überhaupt zu keinem Entschlusse kommt.

Buridan war Schüler des Occam und franz. Philosoph (1300—58) und erwarb sich durch seine Erklärung des Aristoteles hervorragende Verdienste. Ihm wird nun die folgende Parabel zugeschrieben: „Ein Esel, der, von Hunger gequält, sich zwischen zwei Bündeln Heu von gleicher Entfernung, Größe und Beschaffenheit befinde, würde verhungern müssen.“ Oder: „Ein Esel, der gleich hungrig und durstig wäre, würde, zwischen einen Haufen Hafer und ein Gefäß mit Wasser gestellt, unbeweglich stehen bleiben und vor Hunger und Durst sterben.“ Durch diese Parabeln soll der Gegensatz des Determinismus zu gesetzloser Willkür klar gelegt werden, soll bewiesen werden, daß keine Handlung möglich sei, sobald nicht der Wille durch irgendetwas bestimmt werde.

Der Erfinder dieses Beispiels ist nun nicht Buridan; vor ihm war es in der Schule bekannt und vor allem angewandt schon von dem Verfasser der „Divina Commedia“ in der 1. Terzine des IV. Gesangs vom Paradies:

> Intra duo cibi distanti e moventi
> D'un modo, prima si moria di fame
> Che liber uomo l'un recasse a'denti.

„Zwischen zwei gleich entfernten und auf gleiche Weise sich bewegenden Speisen würde ein Mensch mit Willensfreiheit

eher Hungers sterben, bevor er eine derselben an die Zähne brächte.“

Buridan verdankt seine Berühmtheit also nur dem Umstand, daß er statt des Menschen den Esel substituiert hat. Da übrigens Aristoteles der Hauptvertreter des Determinismus ist (Quidquid fit, necessario fit), und Buridan denselben kommentiert hat, so liegt es nahe, Aristoteles die Autorschaft jener geistvollen Parabel zuzuschreiben. Und Schopenhauer hat dieses nachgewiesen! Nachdem er in Betreff des P. Bayle hervorgehoben, daß diesem in seinem kritischen „Dictionnaire historique“ unter Buridan entgangen zu sein scheine, daß jenes Beispiel weit älter als Buridan sei, und nachdem Schopenhauer die Danteschen Verse citiert hat, fährt er fort: „Ja, es findet sich schon bei Aristoteles, «Über den Himmel», 2, 13 in diesen Worten: «Ebenso was über einen heftig Hungernden und Dürstenden gesagt wird, wenn er gleich weit von Speise und Trank absteht, denn auch dieser muß in Ruhe verharren.» Buridan, der aus diesen Quellen das Beispiel überkommen hatte, vertauschte den Menschen gegen einen Esel, bloß weil es die Gewohnheit dieses dürftigen Scholastikers ist, zu seinem Beispiele entweder Sokrates und Plato, oder asinum zu nehmen.“

### 189. Bursche.

Auf den mittelalterlichen Universitäten wohnten die Studenten beisammen, entweder mietweise bei einem Magister in den Kollegien oder in besonderen Stiftungshäusern. Ein solches Konvikt hieß bursa, von dem wöchentlichen Beitrag, den die einzelnen Mitglieder, combursales, bursales, an den Magister, Unternehmer oder Vorsteher einer approbierten Burse leisteten. Dieses „Bursa“ ist nämlich im mittelalterlichen Latein ein lederner Geldbeutel (daher das frz. bourse und das deutsche Börse; mittelhochdtsch. die burse = Geldbeutel); dann der gemeine Säckel, die Kasse, aus welcher mehrere zugleich erhalten und verpflegt werden. Im 15. Jahrhundert ist bursa das gemeinschaftliche Haus einer Genossenschaft. Im 16. und 17. Jahrhundert hat es dann den Kollektivbegriff einer Rotte, Schar von Gesellen, be-

sonders von Studenten und Kriegsleuten oder ihres Gelages.[1] Aus dem singularen Kollektivbegriff entwickelte sich nun allmählich ein pluraler Begriff zur Bezeichnung der Mitglieder einer Burse, und daraus ergab sich endlich der männliche „Bursch“, der als Akademiker sich eine Zeitlang auch „Pursch“ schrieb, um sich von dem Handwerksbursch zu unterscheiden.

Mit dem Ausdrucke „Bursch“ steht in engem Zusammenhang die Redensart:

**190. Er trinkt wie ein Bürstenbinder!**

Simplicissimus III, 791 u. 1031: „Fluchen wie anderer Soldat und darneben saufen wie ein Bürstenbinder.“ — Statt Bursa findet sich auch der Ausdruck: die „Bürsch“ zur Bezeichnung eines Gelages, wo auf gemeinschaftliche Kosten gezecht und geschmaust wird; daher kommt das Wort: bürsen oder bürsten, d. i.: auf gemeinschaftliche Kosten trinken. Noch Uhland sagt im „Schenk von Limburg“: „Und gieb mir eins zu bürsten (= trinken) aus dieser Wasserquelle.“ Weil nun bei solcher Gelegenheit, wo niemand zu kurz kommen will, gewöhnlich viel getrunken zu werden pflegt, so sagte man anfänglich wohl: er trinkt wie ein Bürstner, woraus der Volkswitz „Bürstenbinder“ gemacht hat.

**191. Auf den Busch klopfen.**

S. v. w. versuchen, ob man etwas aus einem herauslocken könne. — Bei Tunnicius (a. 1514) Nr. 515: „Ein ander kloppet up den busch, mer du krichst den vogel“; mit der Übersetzung: „cepisti volucres, alius sed rete tetendit.“ — Engl.: One beats the bush and another catches the bird. — Frz.: Il a battu les buissons et un autre a pris les oisillons. — Man pflegt auf den Busch zu

---

[1] Vgl. die Verse Philander von Sittewaldts:

bursa studentorum finstri sub tempore nachti,
cum sterni leuchtunt, monus quoque scheinet ab himlo,
gassatim laufent per omnes compita gassas
cum geigis, cytharis, lautis harphisque spilentes,
haujuntque in steinos, quod feurius springet ab illis.
tunc veniunt wechtri cum spiessibus atque reclamant:
ite domum, gasti, schlaxit jam zwelfius ura.

schlagen, um zu erfahren, ob eine Frucht herabfalle, ob Vögel oder andere Tiere sich in dem Laube versteckt halten. So im eigentlichen Sinne bei Uhland („Der weiße Hirsch"):

Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch.

Diese von Jägern und Vogelstellern entlehnte sinnliche Bedeutung ist auf menschliche Verhältnisse übertragen und ihr ein figürlicher Sinn untergelegt. Wenn nämlich ein Mensch von einem andern sich irgendeine Gefälligkeit erbitten möchte, er aber nicht sicher ist, ob er Gewährung erhalten werde oder Gewährung zu hoffen habe, so sagt er: ich habe schon auf den Busch geklopft. Der uneigentliche Sinn ist also: vor dem Anbringen einer Bitte behutsam sich überzeugen, ob man eine abschlägige Antwort oder Gewährung zu erwarten habe.

**192. Busenfreund.**

S. v. w. ein sehr intimer Freund. — Der Ausdruck ist der alten Rechtssprache entnommen. Im altdeutschen Rechtswesen pflegte man nämlich die Verwandtschaftsgrade nach dem Bilde des menschlichen Leibes darzustellen. Der „Busen" bezeichnete da, im Gegensatz zur „Magschaft" (altdtsch. mageschop, d. i. die gesamte Seitenverwandtschaft von den Geschwisterkindern an[1]), die Verwandtschaft zwischen Kindern ersten Grades zu den Eltern und untereinander. In altenglischen Gedichten begegnet man häufig heafodmæg und cneowmæg, vom Haupt und Knie entlehnt, und unser Enkel (nepos) erinnert an enchilo, enkel (talus). Vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 470. In der „Grammatik" 2, 44 mutmaßt derselbe Gelehrte auch Zusammenhang zwischen den Wörtern Base und Busen (althochdtsch. pasa und puosum).

Busenfreund bezeichnet also eigentlich einen Verwandten, der zum Busen gehört; vgl. den Ausdruck „Freundschaft", der noch heute für Verwandtschaft gebraucht wird.

---

[1] Im weiteren Sinne hießen auch wohl mitunter zum Busen gehörige Personen „Magen" und teilten sich diese in „Schwertmagen" (Mannsstammm) und „Kunkel- oder Spillmagen" (Weibsstamm).

## C.

**193. Unsicherer Cantonist.**

Ist eigentlich ein Rekrut, der sich der Aushebung zu entziehen sucht. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. war nämlich ganz Preußen in Rekrutierungsbezirke, Cantons, eingeteilt, deren jeder eine bestimmte Zahl Rekruten liefern mußte, die alle am Tage ihrer ersten Musterung gekennzeichnet wurden; so mußten dieselben z. B. eine rote Halsbinde tragen. Der Sinn obigen Ausdrucks hat sich dann erweitert und bezieht sich jetzt allgemein auf jemand, auf den man sich nicht verlassen kann.

**194. Capores gehen.**

S. v. w. zu Grunde gehen, verderben. Judendeutsch, von dem rabbin.-hebr. kappôreth, Sühnopfer, Versöhnung; dies vom hebr. kâphar, bedecken, eine Sünde bedecken, vergeben, entsündigen, weil am Versöhnungstage mancher Jude einem Nichtjuden seine Sünden auferlegen wollte mit den Worten: du sollst mein kappôreth werden, du sollst mir zur Versöhnung mit Gott als Sühnopfer dienen; du sollst sterben. Das Wort wurde allmählich ganz allgemein und bekam den oben angegebenen Sinn.

**195. Caput sein.**

Eigentlich tot, vernichtet; entzwei; hinfällig, entkräftet. — Das „caput" steht prägnant für caput mortuum (= Totenkopf), ein Ausdruck, womit die alten Chemiker die wertlosen Abfälle oder Rückstände bei ihren chemischen Arbeiten benannten. Von hier aus erweiterte sich die Bedeutung und übertrug sich leicht auf alles Unbrauchbare, Vernichtete, Zerbrochene u. s. w.

**196. Das ist Caviar für ihn.**

D. h. er weiß es nicht zu würdigen, er versteht es nicht, es geht über seinen Horizont.

**197. Chamäleon.**

So nannte man schon im Altertum einen Menschen, der ohne feste Prinzipien sich in seinen Ansichten und Meinungen den

augenblicklichen Verhältnissen so zu accommodieren sucht, wie es sein augenblicklicher Vorteil gebietet. Vgl. Erasm. Ad. III, 4: „Chamaeleonte mutabilior.“ Veranlassung zu diesem Vergleiche gab der ehemalige Glaube, dieses merkwürdige Geschöpf könne seinem Körper die Farbe jedes beliebigen Gegenstandes geben, auf dem es gerade sitze. Die neuere Forschung hat jedoch dargethan, daß es nur eine bestimmte Farbenreihe annehmen kann, die wieder durch verschiedene Umstände, z. B. durch Temperatur, Licht und Schatten, sowie die verschiedenen Seelenzustände des Tieres modifiziert wird.

**198. Der Charybdis entfliehen und in die Scylla geraten.**

D. h. von einer Gefahr in die andere, vom Regen in die Traufe (s. d.). — Die altertümliche Redensart verdankt ihren Ursprung dem Homerischen Mythus, nach welchem Odysseus, aus Furcht vor der Charybdis, zu nahe an die Scylla geriet und sechs von seinen Begleitern verlor. Hom. Od. 12, 73 fg.; 201 fg.; Ov. met. 13, 732; Verg. Aen. 3, 426. — Charybdis und Scylla sind die Namen von zwei hohen, steilen, ins Meer hinausragenden Felsen an der bruttischen Küste, unweit des Hafens von Messina. Bei der mangelhaften Schiffahrtskunde früherer Zeit kann es nicht Wunder nehmen, daß diese Felsen als Verderben bringend von den Schiffern allgemein gefürchtet wurden, während man heute davon kaum noch etwas zu sagen weiß. Vgl. Erasm. Ad.: „Evitata Charybdi in Scyllam incidi.“

**199. Ein toller Christ sein.**

Von einem unbändigen Menschen gebräuchlich. — Der Ursprung dieser Redensart geht zurück auf den aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannten Christian, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Er war allgemein bekannt als ein erbitterter Feind der katholischen Geistlichkeit. Auf einer Münze, die er aus dem Silber einer zu Paderborn erbeuteten Bildsäule des heiligen Liborius schlagen ließ, befand sich die Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Als er die Bildsäule in dem Dome fand, soll er sie in seine Arme genommen und dem guten Heiligen gedankt

1 = ist kein Felsen, sondern ein Strudel.

haben für die Güte, so lange auf ihn gewartet zu haben. In der Schlacht bei Fleury wurde der als „toller Christ“ gefürchtete Herzog am Arm verwundet, den er sich auf offenem Felde unter Pauken- und Trompetenschall abnehmen ließ. Gleichzeitig ließ er eine zweite Münze schlagen mit der Aufschrift: „Verlier' ich gleich Arm' und Bein', will ich der Pfaffen Feind sein.“ Dem feindlichen Oberfeldherrn Spinola ließ er sagen: „Der tolle Herzog habe zwar den einen Arm verloren, den andern aber behalten, um sich an seinen Feinden zu rächen.“

## D.

### 200. Einem aufs Dach steigen.

Auch: „einem zu Dache wollen“. — Zu beziehen auf den alten Rechtsbrauch, demjenigen Manne, der sich so schwach und weibisch erwiesen hatte, daß er sich seines Weibes nicht erwehren konnte, in Wirklichkeit auf das Dach zu steigen, ihm den First einzuhauen und das Dach von oben bis unten herabzureißen; Nachweise bei Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 723. Vgl. folgenden, auch bei Grimm mitgeteilten Passus aus den „Blankenburger Statuten“ vom Jahre 1594: „Ist ein man so weibisch, daß er sich von seinem eignen weibe raufen, schlagen und schelten läßt und solches nicht eifert und klaget, der soll des raths beide stadtknechte mit wüllen gewand kleiden, oder da ers nicht vermag, mit gefängnis gestraft und ihm hierüber das dach auf seinem hause abgehoben werden.“ Diese Strafe soll im Fürstentum Fulda noch in den Jahren 1768 und 1769 vollzogen worden sein! Grimm, a. a. O., S. 724. Der Betreffende war gleichsam nicht würdig, ein Obdach zu haben.

### 201. Dahinter kommen.

Gewöhnlich in Ausrufform: „Jetzt kommt er dahinter!“ — Auslassende Redensart; ergänze: hinter das Geheimnis. Das Bild ist vom Jagdhund, der endlich, nach vielem Suchen, dem Wilde auf die Spur kommt.

**202. Seinen Tag von Damaskus erleben.**

S. v. w. sich zu einer anderen, höheren Richtung bekehren. „Auch L'Arronge hat plötzlich seinen Tag von Damaskus erlebt." „Tägliche Rundschau", Nr. 33, 1886. — Die Redensart beruht auf Apostelgesch. 9 („Pauli Bekehrung").

**203. Damoklesschwert.**

Sprichwörtlich für die steten Gefahren, die den Genuß irdischen Glückes bedrohen. — Aus einer Geschichte Ciceros, Tusculan. V, 21, die auch Gellert in seinen Fabeln unter dem Titel „Damokles" bearbeitet hat.

Einst rühmte Damokles, ein Höfling des älteren Dionys von Syrakus, seinen König als den Glücklichsten aller Sterblichen. Dieser bot ihm darauf sein Glück an, wies ihm einen Platz an der königlichen Tafelrunde an und stellte ihm alle Herrlichkeiten und Genüsse zur Verfügung. Damokles war entzückt über dies Los. Als er aber, über sich blickend, ein Schwert bemerkte, das von der Decke herab über seinem Haupte nur an einem Pferdehaar hing, beschwor er den Tyrannen, ihn zu entlassen, da er seines Glückes satt sei.[1] So erzählt Cicero a. a. O.; vgl. Hor. od. 3, 1, 17; Persius 3, 40; Boëthius, De consolat. phil. III, 5.

**204. Jemand einen Dämpfer aufsetzen.**

Dämpfer: zunächst nicht von Dampf, wenn auch zu derselben Wurzel gehörig, sondern von dämmen, das im Oberdeutschen noch jetzt: bändigen, unterdrücken; niederdtsch: tämmen, tämsen, zähmen; lat.: domare. Eine Leidenschaft dämpfen = sie bezähmen, besänftigen. Dies über das Wort Dämpfer. Die Redensart selbst stammt aus der Musik, wo Dämpfer eine mechanische Vorrichtung ist, durch welche

[1] Auf diese Fabel spielt die Redensart an: „Sein Leben hängt nur noch an einem Faden", s. v. w. es schwebt in größter Gefahr. Auch dieser Ausdruck ist schon im Lateinischen sprichwörtlich und von dort in unsere Sprache aufgenommen worden; vgl. a filo pendere in folgenden Beispielen: „a principis salute velut a filo pendere statum orbis terrarum." Ammian. 14, 5; „omnia sunt hominum tenui pendentia filo." Ovid. ep. ex Ponto 4, 3, 35.

der Klang eines musikalischen Instruments abgeschwächt und dadurch sanfter wird.

**205. Ein Danaergeschenk.**

D. i. ein in der Absicht zu schaden gewährtes, Unheil bringendes Geschenk. Lat.: Danaum fatale munus. Seneca, Agam. 624. Entlehnt aus Verg. Aen. 2, 49, wo Laokoon, als er das Riesenpferd vor den Mauern Trojas erblickt, warnend ausruft:

Quidquid id est, timeo Danaos, et dona ferentes.

„Was es auch sei, ich fürchte die Griechen, auch wenn sie Geschenke darbringen."

„Danaer" ist ursprünglich eine Bezeichnung für die Bewohner von Argos, so genannt nach ihrem Könige Danaos. Von Homer wurde der Name dann auf die Hellenen überhaupt übertragen, weil Argos mit seinem Könige Agamemnon an der Spitze des Unternehmens gegen Troja stand.

**206. Eine Danaidenarbeit.**

Von einer mühsamen und trotzdem erfolglosen Arbeit. — Danaiden hießen die fünfzig Töchter des Danaos, die zur Strafe für die Ermordung ihrer Männer in der Unterwelt fortwährend in ein durchlöchertes Faß Wasser schöpfen. — Im Französischen ist das Danaidenfaß (le tonneau des Danaïdes) in den Volksmund übergegangen; ebenso war im Lateinischen sprichwörtlich: in pertusum ingerimus dicta dolium, ins Danaidenfaß schöpfen, Plaut. Pseud. 1, 3, 135; auch: in vas pertusum congerere. Lucret. 3, 949. Vgl. hierzu unsere Redensart: mit einem Siebe Wasser schöpfen (s. d.).

**207. Einem den Daumen halten.**

Wird gesagt, wenn man jemand zu seiner Unternehmung Wohlwollen und Teilnahme ausdrücken will. — Jedenfalls hängt die Redensart mit den römischen Gladiatorenspielen zusammen. War nämlich während des Gefechtes ein Kämpfer so stark verwundet, daß ihn die Kräfte verließen, dann ließ er seine Waffen sinken und hob den Zeigefinger in die Höhe, wodurch er die Gnade des Volkes anrief, ihn von der Fortsetzung des Kampfes zu entbinden und ihm das Leben zu schenken. Das Zeichen, durch welches die Zuschauer dem

fragenden Gladiator Gnade erteilten, war das Niederdrücken des Daumens. Das hießen die Römer: pollicem premere, den Daumen eindrücken; cf. Plin. hist. n. 28, 2 (5), 25; Hor. ep. 1, 18, 66. Wurde ihm aber diese Gnade nicht zu teil, so streckte das Volk die Hand aus oder richtete den Daumen gegen die Brust. Das hieß pollicem vertere oder convertere. Juven. 2, 36; Prudent. Clemens adv. Symm. 2, 1097; ähnlich Statius Thebaid. 8, 26: „eodem pollicem damnant.“ Dies geschah besonders bei solchen, die wenig Mut gezeigt hatten. In dem Falle mußte der Gladiator weiter kämpfen, bis er den Todesstreich empfing.

Eine andere Erklärung versucht das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. Hier wird angeführt, daß die Finger die geschicktesten, lebhaftesten Glieder, gleichsam belebte Wesen, alpartige Geister seien, der Daumen aber als der wichtigste mit übernatürlichen Kräften begabt sei — der Däumling erscheint in den Märchen als ein Dieb, und wer am linken Daumen einen schwarzen Däumling trägt, kann sich unsichtbar machen. Der Redensart liegt alsdann die Vorstellung zu Grunde, den schädlichen Geist, den Alp festhalten, damit er nicht den guten Verlauf hindere. Vgl. hierzu die Redensart:

### 208. Du hast wohl den Diebsdaumen in der Tasche!

Man wendet diesen Ausdruck an auf denjenigen, der im Spiele großes Glück hat. Derselbe beruht auf der abergläubischen Vorstellung des Mittelalters, daß dem Diebsdaumen eine Art zauberische Kraft inne wohne. Man schnitt deshalb dem Gehenkten einen Daumen ab, oder stahl wohl auch, wenn jenes nicht gerade thunlich war, die ganze Diebesleiche, um diese Operation nachträglich an ihr vorzunehmen. „Wer einen solchen Diebesdaumen besaß, hatte zugleich mit demselben das Glück gewonnen, und um ihres hohen Wertes willen wurden solche Daumen wohl auch in Gold oder Silber eingefaßt. Auch bei Krämern konnte man sich dieselben zuweilen verschaffen, und Wirte hielten sich manchmal einen, um Gäste anzuziehen. Selbstverständlich war es namentlich, daß Spieler womöglich in den Besitz

dieser glückbringenden Substanz zu gelangen suchten.“ Meyer, „Aberglaube“, S. 64.

**209. Einem den Daumen aufs Auge setzen.**

D. h. ihn in Schranken, kurz halten. — Von den Ringkämpfen der Alten entlehnt, bei denen es gebräuchlich war, dem zu Boden Geworfenen als Zeichen des Sieges den Daumen[1] aufs Auge zu drücken.

**210. Jemand Daumschrauben aufsetzen.**

S. v. w. ihm derb zu Leibe gehen, hart zusetzen; ihn durch moralische Zwangsmittel zu etwas bestimmen. — Die Redensart ist von der Tortur entlehnt. Die Daumschrauben, auch der Daumenstock genannt, bildeten eins von den vielen Mitteln, die man früher in Kriminalprozessen gegen Angeschuldigte, namentlich gegen Hexen, anwandte, um ein Geständnis herbeizuführen. Von Wächter („Beitrag zur deutschen Geschichte“, S. 120) beschreibt die bestienhafte Roheit dieses Verfahrens also: „Man begann die Tortur gewöhnlich mit dem Daumenstock, indem man den Angeklagten entblößte und anband und die Daumen desselben in Schrauben brachte, diese langsam zuschraubte und so die Daumen quetschte. Half dieses nicht, so nahm man die Beinschrauben oder spanischen Stiefel, durch welche Schienbein und Waden glatt gepreßt wurden, nicht selten so, daß die Knochen zersplitterten. Zur Erhöhung der Qual wurde dabei noch zwischendurch mit dem Hammer auf die Schraube geschlagen. Um nicht durch das Jammergeschrei der Gefolterten molestiert zu werden, steckte der Scharfrichter denselben ein Capistrum in den Mund, welches das Schreien unmöglich machte. Der nächstfolgende Grad der Folterung war der Zug oder die Expansion oder Elevation. Dem Angeschuldigten wurden hierbei die Hände auf den Rücken gebunden und an dieselben ein Seil befestigt. An diesem Seil wurde nun der Unglückliche bald frei in der Luft schwebend durch einen an der Decke angebrachten Kloben, bald an einer aufgerichteten Leiter (bei der oft in der Mitte

[1] Der Daumen ist das Symbol der Kraft, weil er der wichtigste Finger ist und den übrigen Fingern Kraft und Halt verleiht.

eine Sprosse mit kurzen, spitzen Hölzern — dem «gespickten Hasen» — angebracht war) gemächlich in die Höhe gezogen, bis die Arme ganz verdreht über dem Kopfe standen, worauf man ihn mehrmals rasch hinabschnellen ließ und «gemächlich» hinaufzog. Erfolgte auch jetzt noch kein Geständnis, so hing man dem Gefolterten, um die Glieder noch ärger und noch qualvoller auseinander zu recken, schwere Gewichte an die Füße und ließ ihn so eine halbe, oft eine ganze Stunde und noch länger hängen, legte ihm oft auch noch die spanischen Stiefel an. Es kam dabei vor, daß während dieser Zeit das Gerichtspersonal abtrat, um sich bei Speise und Trank zu erholen." S. 103 berichtet von Wächter nach einem Bamberger Protokoll, daß ein wegen Zauberei Angeschuldigter 3½ Stunden lang mit Beinschrauben und Daumenstock gefoltert und am Ende, da er nicht gestand, an einem Stricke acht Schuhe hoch von der Erde hinaufgezogen und ihm an die große Zehe ein Gewicht von 20 Pfund gehängt wurde. Vgl. hierzu noch Soldan, „Hexenprozesse", I, 364 fg.

**211. Er hat sein Decem bekommen.**

Decem = lat. decima (pars); althochdtsch. zehanto (teil) = der Zehnte, d. i. die Entrichtung des Stücks, das auf das Neunte folgt, an den Zehener. Sinn obiger Redensart: er hat das Teil, das ihm zukommt, das ihm gebührt, was oft etwas Unangenehmes sein kann, z. B. Schelte, eine Tracht Prügel. Über die Zehnten sagt Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 392: „Sie sind eine besondere Erhebung von Abgaben, die eigentlich nicht sowohl den Stand der Hörigen, als das Volk im allgemeinen treffen. Sie scheinen seit dem Christentum eingeführt, auf Veranlassung geistlicher Lehren und Einrichtungen.[1] Erhoben wurden sie erst für

---

[1] Die Sitte, den zehnten Teil an Landesprodukten oder sonstigen Erzeugnissen als Abgabe zu entrichten, ist sehr alt und in der christlichen Kirche seit dem 4. Jahrhundert nach dem Beispiele der Juden aufgekommen. 1 Mos. 14, 20 giebt der von einem Feldzuge heimkehrende Abraham dem ihm segnend entgegenkommenden Priester Melchisedek den zehnten Teil der gemachten Beute als Zehnt; ebenso gelobt Jakob (1 Mos. 28, 22) Gott den zehnten Teil von

die Priesterschaft, bald aber auch für die weltliche Obrigkeit daneben. Nicht unterworfen war ihnen der Adel, welcher sie häufig selbst bezog, noch die strengere Leibeigenschaft: es waren Abgaben von Ackerbau und Viehzucht der freien Leute." Vgl. Deputat.

212. **Sich nach der Decke strecken.**

Das Bild ist hergenommen von der Decke, in die wir unsere müden Glieder am Abend einhüllen. Strecken wir uns zu lang aus und wir haben nur eine kurze Decke, so bleiben uns die Füße unbedeckt. Das Sprichwort bedeutet demnach: seinen Verhältnissen entsprechend leben. — „Vnd strecken sich noch der gedeckt." Brant, „Narrenschiff", 18, 20. — Frz.: se régler sur sa bourse; régler sa dépense sur son revenu. — Engl.: cut your coat according to your cloth; stretch your legs according to your coverlet. — Lat.: „Metiri se quemque suo modulo ac pede verum est", daß man mit eigenem Maß und Fuß sich messe, wird recht sein. Hor. epist. 1, 7, 98.

213. **Mit jemand unter einer Decke stecken.**

Heißt eigentlich: mit ihm verheiratet sein; im (ehelichen) Verhältnisse sich befinden; gleiche Interessen haben; mit jemand im Einverständnisse sein. „Wenn am ersten Hochzeitstage die Nacht herankam, ward die Braut von den Eltern oder Vormündern und dem Brautführer und der Braut-

---

allem, womit er ihn in Mesopotamien segnen würde. Eine gesetzliche Feststellung erhielt der Zehnt durch Moses. Nach 3 Mos. 27, 30—33 und 4 Mos. 18, 21—24 sollte jeder Israelit jährlich den zehnten Teil seiner Land- und Baumfrüchte, wie auch das je zehnte Stück des Rind-, Ziegen- und Schafviehes an die Leviten, welche bei der Landesverteilung unberücksichtigt geblieben waren, entrichten, und von diesem Zehnt sollten wieder die Leviten den zehnten Teil an die Priester abgeben. Vgl. noch 5 Mos. 12, 6 fg.; 14, 22 fg.; ebenda 5 Mos. 14, 28; 16, 22 fg.; 1 Sam. 8, 15. Ferner Matth. 23, 23; Luc. 11, 42. — Der Koran der Mohammedaner bestimmt, daß jeder Gläubige den zehnten Teil seines Einkommens den Armen geben oder zu wohlthätigen Zwecken verwenden soll. In der christlichen Kirche fand die Einführung desselben anfänglich viele Schwierigkeiten, bis die Bischöfe so viel Macht gewannen, diese Abgabe bei Strafe der Exkommunikation durchzusetzen, obgleich der Kaiser Justinian ein Gesetz dagegen gab.

frau, oft aber von der ganzen Gesellschaft in die Brautkammer geleitet und dem Bräutigam übergeben. Sobald eine Decke das Paar beschlug, galt die Ehe als rechtsgültig angetreten und die Braut war nunmehr Ehefrau." Weinhold, „Deutsche Frauen im Mittelalter", 268. Diese symbolische Handlung, die sogenannte Beschlagung der Decke, bildet nach dem Sachsenspiegel und anderen Zeugnissen den Anfang der Ehe und damit der vermögensrechtlichen Einigung.[1] — „Mit jemand unter einer Decke stecken" ist also ursprünglich nur ein bildlicher Ausdruck für: verheiratet sein. Ähnliche Umschreibungen, wobei gleichfalls nicht immer das eheliche Verhältnis gemeint ist, liebt die Volkssprache und die Sprache der Poesie, besonders die der altnordischen, sehr. Beispiele: zusammen wohnen, sich beiwohnen, byggja saman. Sæm. 84ª, 105ᵇ; lûta saman 224ᵇ; sitja saman. Sæm. 139ᵇ; zusammen betten, rekkju giöra. Sæm. 101ᵇ; hvîlu giöra 148ª; unter eine Decke kommen; von einer Decke beschlagen werden; „daz se iwer wil mit decke pflegn." „Parcival", 19134; u. s. f.

214. **Als Deckmantel dienen**, s. Mantel.

215. **Jemand einen Denkzettel geben.**

S. v. w. ihm eine fühlbare Erinnerung geben, um besser einer Sache, einer Person eingedenk zu sein. — „Denkzettel" im eigentlichen Sinne ist ein Schein, der in den Jesuitenschulen früher demjenigen Schüler ausgefertigt wurde, der sich irgendwie vergangen hatte oder an dem der Lehrer irgendeine schlechte Neigung bemerkte. Diesen sogenannten Denkzettel, auf dem der betreffende Fehler verzeichnet stand, mußte der Schüler stets bei sich tragen, um hierdurch stets an die Pflicht der Selbstbesserung ermahnt zu werden.[2] —

---

[1] Vgl. Sprichwörter wie: „Ist das Bett beschritten, ist das Recht erstritten", oder wie es im Sachsenspiegel I, 45, 1 heißt: „it wif trit in des mannes recht svenne si in sin bede gat." Ferner: „Ist die Decke über den Kopf, so sind die Eheleute gleich reich."

[2] Auch an den jüdischen Denkzettel wollen wir hier erinnern. Dies war ein Pergamentstreifen, auf welchem nach der Verordnung 5 Mos. 6, 8 die Bibelsprüche 2 Mos. 13, 9—16; 5 Mos. 6, 4;

Vgl. das lat.: aliquem monumentis bubulis commonefacere. Plaut. Sticho 1, 2, 6.

216. **Der hat sein Deputat!**

Dieser Ausdruck ist ebenso wie „er hat sein Decem bekommen" als ein beißender Witz auf die lästigen Deputatleistungen zu verstehen. Diese sind nämlich das, was ein Beamter außer dem jährlichen Gehalte an gewissen Dingen, z. B. an Holz, Frucht u. s. f. als einen Teil seiner Besoldung bekommt. So haben z. B. die Bauern ihrem Geistlichen, bei dem sie eingepfarrt sind, Deputatwürste u. s. w. zu liefern.

217. **Das ist keinen Deut wert!**

Von einer geringfügigen, fast wertlosen Sache. Deut, niederländ. duyt (engl. doit), ist der Name einer niederländischen Kupfermünze (= 2 Pf.), die früher auch in Deutschland cirkulierte.

218. **Mit jemand deutsch reden.**

D. i. ohne Umschweife und Hintergedanken, frei heraus, kurz, klar und ehrlich grob. — „Und sag dir tütsch wie ich das meyn Man henckt die kleynen dieb alleyn" u. s. w. Brant, „Narrenschiff", 83, 21. „Wilt das ichs Teutscher sagen soll?" H. Sachs II, 132. „Also daß Grippepinhalt von Strobeldorn jhm gut rund Teutsch vnter die Nasen sagt: Herr" u. s. w. Fischart, „Gargantua", 517. —

„Deutsch" steht hier prägnant und bezeichnet den Inbegriff derjenigen Eigenschaften, die für das deutsche Wesen charakteristisch sind. Als solche gelten namentlich Derbheit, Zähigkeit und Geduld, bald lobend, bald tadelnd hervorgehoben, jenes als Biederkeit, Treue, Ehrlichkeit, als Stand-

---

11, 13—15 verzeichnet standen. Dieser Pergamentstreifen ward in ein Kästchen gethan und dieses dann mittelst eines langen Riemens entweder an die Stirn oder an den linken Arm gebunden und so getragen. Später schrieb man folgende Stellen auf die Denkzettel: 2 Mos. 13, 3—10; 11—17; 5 Mos. 6, 4—10; 11, 13—22. Beschrieben werden diese Denkzettel noch jetzt von einem eigens dazu bestimmten Schreiber (Sophrim), und zwar mit außerordentlicher Genauigkeit und besonderer Tinte, worauf sie unter mancherlei feierlichen Gebräuchen angelegt werden.

haftigkeit, Mut und Kraft, als unverdrossener Fleiß, tiefe Gründlichkeit, dieses als Grobheit und Ungeschliffenheit, als Trägheit und Ungeschicklichkeit im praktischen Leben sich geltend machend, als Philisterei und Spießbürgertum, das sich alles gefallen läßt, als Pedanterei und Zopftum: verkörpert im deutschen Michel (s. d.). Goethes Wort: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“, finden wir auch durch die Etymologie des Wortes „deutsch“ bestätigt; es bedeutet volksmäßig, dem Volke eigen, nicht geziert; althochdtsch. lautet es diutisk, mittelhochdtsch. diutisch von althochdtsch. der und das diot und die diota, got. thiuda = Volk.

**219. Guter Dinge sein.**

S. v. w. sich wohl befinden; eigentlich in Ordnung sein. — Die Redensart ist hervorgegangen aus dem Sprichwort: „Aller guten Dinge sind drei.“ Die Dreizahl ist die Regel aller echten Dinge; sie ist ebenso wie die Siebenzahl klassisch für das Sprichwort sowohl, wie für das deutsche Recht, für Mythologie und Religion. Tres faciunt collegium. In Resens Ausgabe der angelsächs. Kennîngar machen 3 Leute ein Dorf (þorp ef 3 eru); vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 207 Anmerkung; vgl. ferner das lat. tribus (Niebuhr 1, 309); — Trilogie, Trimurti, Trias, Trinität; die Drei bezeichnet das abgeschlossen Vollendete (drei Tempora) und ist darum heilige Zahl. — Das Wort „Ding“ bezeichnet ursprünglich Gericht.[1] Obiges Sprichwort bedeutet dann zunächst, daß jedem drei Dinge oder Gerichtstage zukommen; weiter weist es auf die dreimalige Klageausstellung auf dem echten Dinge hin, bevor es zur Verurteilung des Beklagten wegen Ungehorsams kommen konnte. Allgemein aufgefaßt bezieht sich also das Sprichwort auf die Zeit der Frist, die dem Angeklagten aus Nachsicht gewährt wurde. Das Wortspiel „gute Dinge“ für „echte“, resp. „rechte Dinge“ ist volksmäßig. Zu vgl. Reyschers „Zeitschrift für deutsches Recht“, XVI, 115—132.

---

[1] Über den Ausdruck „dingfest“ vgl. die Anmerkung zu der Redensart: viel Umstände machen.

**220. Beim Donner! Donnerwetter! Donnerhagel!**

Sind Ausrufungen, die vom Gewitter, resp. dessen Personifikation, dem Gewittergott, entnommen sind. Auch Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 895 hält den Ausdruck „Donnerwetter“ für eine verderbte Formel aus „Donners Wetter!“ Jedenfalls lassen alle diese Ausdrücke uns erkennen, welch großen Eindruck der Donner auf das menschliche Gemüt machte. Von jeher hat ja das Gewitter als die Sprache der zürnenden Gottheit gegolten, und auch unsere Deutschen fürchteten den Zorn ihres Donar.[1] Als Sohn des Wodan (nord. Odhin — Luft) und der Hertha (Erde) beschützt er seine Mutter gegen die feindlichen Dämonen (die verderblichen Naturkräfte), die analog den griechischen Giganten und Titanen als Riesen gedacht werden. Mit dem Hammer bändigt er, wie Zeus mit dem Blitz, ihren trotzigen Übermut. Wenn Thor nicht wäre, sagt ein nordisches Sprichwort, so würden die Riesen überhand nehmen. Wenn er so zornig seinen Weg durch die Wolken nahm und die krachenden Donnerschläge laut durch die Wolken hallten, dann ergriffen selbst ganze germanische Heere, die sich in der Schlacht befanden, die Flucht. So im markomannischen Kriege, wo die Römer (a. 174), an einem Orte eingeschlossen und von den Quaden angegriffen, sich in der höchsten Not befanden: da brach plötzlich — nach der Legende auf das Gebet der Christen im römischen Heere — ein Gewitter aus, und Hagel und Blitz trieben die Quaden zur Auflösung und Flucht. So war das römische Heer gerettet, das daher von Marc Aurel „legio fulminatrix“ genannt wurde.

Von der Mythe, daß Thors Hammer Miölnir einschlage, den er in Eisenhandschuhen führt und der, so oft er geschleudert wird, wieder in seine Hand zurückkehrt, kommen Flüche wie:

Der Hammer schlage! Daß dich der Hammer!

---

[1] Donars Persönlichkeit ist von der Phantasie unserer Vorväter so herrlich und schön ausgestaltet worden, daß wir im ganzen Altertum seinesgleichen nicht finden; über ihn vgl. Uhlands Buch: „Der Mythus vom Thor“ (Stuttgart 1836).

(S. v. w. Der Donner schlage dich! Daß dich der Donner erschlage!) — Ferner:

Beim Hammer! Potz Donnerhammer!

Alle diese Ausdrücke beziehen sich auf das Attribut des Donar; statt des Gottes ist sein Symbol gebraucht. Mit der Einführung des Christentums wurde Thor zum Teufel, und damit übertrug sich auch die Bezeichnung:

Meister Hämmerlein,

die ursprünglich dem Gott Donar angehörte, auf den Teufel. Doch auch dem christlichen Gott wird der Hammer noch beigelegt: „Pezzeront iuh sone Gotes hamerslegen." Notker, Psalter 97 (Hattemer, S. 350[a]); daher schreibt sich auch der Ausdruck „Schicksalsschlag", der auch „gotes slac" genannt wird, weil Schicksalsschläge gewöhnlich als göttliche Strafen aufgefaßt werden.[1]

In Sachsen schwur man wahrscheinlich beim Thunar und Saxnot, wie wir das schließen können aus dem noch in niedersächsischen Gegenden übriggebliebenen:

Dunner Sachsen noch mal!

Jedenfalls sind in diesem Fluchwort die beiden alten Götter Donar und Saxnot verbunden. Heru Saxnot war Schwert- (Kriegs-)Gott; im Angelsächs. bedeutet seax (althochdtsch. sahs) = das lange Kriegsmesser, das die Sachsen noch in ihrem Wappen haben und von dem sie selbst ihren Namen tragen. „Nimith eure saxas!" ruft bei Nennius hist. Brit. c. 46 Hengist den Seinen zu. — „Von den mezzerin also wahsin Wurden sie geheizen Sahsin." (Annolied.) —

Manche fromme Seelen schwören auch:

Meiner Sechs!

(vgl. Simrock 9430) ohne zu wissen, wie Weber, „Demokritos", witzig bemerkt, daß es sagen will: bei meinem Schwert und ohne zu überlegen, daß sie oft nichts weiter bei sich haben, als ein schlechtes Taschenmesser!

**221. Doppelzüngig sein.**

Von jemand, der, wie das Sprichwort sagt, kalt und warm aus einem Munde bläst, der jedem zu Gefallen redet.

---

[1] Vgl. die Anmerkung zu der Redensart: unter den Hammer kommen.

Das Bild ist hergenommen von der gespaltenen Zunge der Schlange, dem Symbol der Falschheit. Vgl. das lat. bilinguis, doppelzüngig, in folgenden Beispielen: „tamquam proserpens bestia est bilinguis et scelestus.“ Virg. Aen. 1, 665; — „edico prius, ne duplices habeatis linguas, ne ego bilingues vos necem.“ Plaut. Persa 2, 4, 28; — „homo bilinguis.“ Phaedr. 2, 4, 25; u. ö. Ferner: „bisulcilingua, quasi proserpens bestia.“ Plaut. Poen. 5, 2, 74.

**222. Unter Dornen wohnen (sitzen).**

S. v. w. Trübsal ausstehen. — Tunnicius (a. 1514) Nr. 858: „Och, och, ik wone under den dörnen!“ mit der Übersetzung: „In spinis versor, vepres mea corpora laedunt.“ Rosen und Dornen gelten schon in der ältesten Zeit als Sinnbilder von Glückseligkeit und Sorge und werden als solche gegenübergestellt. So nennt Horaz (Ep. 1, 14, 4) seine Sorgen spinae, und bei Ammian. 16, 7, 4, begegnet das Sprichwort: „inter vepres rosae nascuntur.“ Im Mittelhochdeutschen heißt es bei Marner (nach Zingerle 123): „Swâ sich diu rôse erzeiget, dâ reiget der dorn an das zwî.“ — Und Frauenlob Spr. 70, 14: „Wâ wechset âne sprin ein korn, rôs âne dorn?“ — Endlich Fr. Rückert, „Vierzeilen“, 16:

> Wann erst die Rose dieser Erden
> Frei ward vom Dorne der Beschwerden;
> Wann erst das R hinweggeschmolzen:
> Dann wird aus Erden Eden werden.

**223. Das ist ihm ein Dorn im Auge.**

S. v. w. es ist ihm unleidlich, er kann es nicht sehen. — Der Ausdruck ist biblischer Herkunft und zwar aus 4 Mos. 33, 55, in den Volksmund übergegangen, wo die betreffende Stelle lautet: „Werdet ihr aber die Einwohner des Landes nicht vertreiben von eurem Angesicht, so werden euch die, so ihr überbleiben lasset, zu Dornen werden in euren Augen, und zu Stacheln in euren Seiten.“ — Ähnlich heißt es bei Plaut. Casina 2, 6, 8: „stimulus tibi sum.“[1]

[1] Eine Ableitung von obiger Redensart ist folgender Ausdruck: „es sticht ihm in die Augen“; von etwas Großem, Bedeutendem, das Aufmerksamkeit und zugleich Neid erregt.

224. **Drachenzähne säen.**

S. v. w. durch übles Geschwätz Unheil stiften. — Die Grundlage dieser Redensart bildet die Sage von Kadmos, der den Drachen, welcher die Quelle des Ares bewachte und Menschen zerriß, tötete und dann auf Anraten der Athene dessen Zähne in die Erde säete. Daraus erhoben sich sogleich bewaffnete Männer, unter die Kadmos Steine warf, um sie von sich abzuhalten. Allsogleich fielen sich dieselben untereinander an, wobei die meisten erschlagen wurden (Apollod. III, 4, 1). Die andere Hälfte der Zähne schenkte Athene dem Aietes, Sohn des Sonnengottes Helios. Diese säete Jason und warf, als die Gewaffneten auf ihn los wollten, auf Medeens Rat ebenfalls Steine unter sie, worauf sie sich selbst bekämpften und Jason sie niedermachte (Apollod. I, 9, 23). — „Der Antrag der Deutschfreisinnigen, das Branntweinmonopol im Reichstage für verwerflich zu erklären, noch bevor es das Licht der Welt erblickt hatte, ist einer dieser parlamentarischen Jasonssteine, die unter die Drachensaat geschleudert werden sollen." „Tägliche Rundschau", Nr. 7, 1886.

Aus derselben Sage erklärt sich auch der figürliche Ausdruck:

Zwietracht säen,

d. h. Gelegenheit, Veranlassung zum Streite geben.

225. **Jemand einen Dreimännerwein vorsetzen.**

In den Weingegenden Deutschlands unterscheidet der Volkswitz die schlechten Weine in drei Sorten: Der erste und beste heißt „Sauerampfer",[1] der etwas besser als

[1] Merkwürdig ist die Wirkung, die dem „Sauerampfer" auf das Temperament zugeschrieben wird. „Sauer macht lustig", sagt ein Sprichwort, das der im J. 1485 zu Mainz erschienene „Hortus sanitatis" als Entlehnung aus griechisch-lateinischer Quelle mit den Worten anführt: „Der meister Serapio spricht, daz suer ampfer gessen verdribet den unlost und machet den menschen lustig — zu essen." Außer verschiedenen Tugenden dieses Krautes rühmt der „Hortus" auch die folgende: „des suer ampfer safft genutzt ist gut widder die drunckenheit". Etymologisch sei bemerkt, daß der Name „Sauerampfer" ein bitteres, scharfes (althochdtsch. amphero) Sauer bezeichnet, daß in Sauerampfer also zwei Wörter fast desselben Sinnes zusammengesetzt sind.

Essig schmeckt und, wie Auerbacher sagt: den Mund kaum bis zu den Ohren verzieht. Die zweite Sorte ist obiger „Dreimännerwein", schon herber und saurer als Essig, so genannt, weil zwei Männer nötig sind, um denjenigen, der trinken soll, festzuhalten, und ein dritter Mann, der ihm die Brühe eingießt. Die dritte Sorte ist der „Rachenputzer". Wer mit diesem Wein schlafen geht, muß sich in der Nacht wecken lassen, damit er sich umkehre; denn sonst würde ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen fressen! (Eiselein, S. 407.)

226. **Leeres Stroh dreschen.**

S. v. w. über eine Sache lang und breit diskutieren, ohne daß sie es wert ist weil doch kein Resultat zu erwarten ist; eine unnütze Arbeit thun. Von einer Sache, die oft überschlagen worden ist, sagen wir auch: das ist lauter abgedroschenes Zeug (verba trita)! weil ihr aller Kern benommen ist. — Ce sont des choses cent fois rabattues.

Das Wort sei jedem gern vergönnt,
Auch wenn er leere Halme drischt.
A. v. Platen, II, Gasele 92.

Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.
Goethe, „Faust", I, Studierzimmer.

Das Dreschen, das bei uns durch Schlagen und Klopfen mit Flegeln auf die Garben bewirkt wird, geschah in alter Zeit und noch heute im Orient durch Ochsen, welche über die Garben getrieben wurden und so das Getreide austreten mußten. Daher der biblische Spruch: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden."

227. **Sich drücken.**

Im Sinne von heimlich sich entfernen; heißt ursprünglich: sich ducken und ist weidmännischer Ausdruck, der angewandt wird, wenn wilde Tiere sich über die Erde oder einen Ast hinstrecken, um sich vor Menschen, Hunden oder Raubtieren zu verbergen. Wenn sie sich aber im Gebüsch verbergen, so sagt man: sie stecken sich. Goethe:

Weiß sich in Zeit und Art zu schicken,
Bald sich zu heben und bald zu drücken.

**228. Durcheinander wie Kraut und Rüben!**

Soll nach Uwinger („Über Land und Meer“, Nr. 28, 1881) erst seit 1813 bekannt und von den damals im Lande weilenden Kosaken hergenommen sein, deren Lieblingsgericht aus einer Speise bestand, zu welcher große Rüben mitsamt dem Kraute verwandt wurden. Diese Angaben Uwingers sind als irrig zu bezeichnen. Folgender Hexenspruch, mitgeteilt bei Henne am Rhyn, „Volkssagen“, S. 294, deutet entschieden auf eine viel ältere Zeit:

West' und Hosen,
Knöpf' (Knospen) und Rosen,
Spiel und Karten,
Speck und Schwarten,
Kraut und Rüben,
Meitschi und Buben,
Roß und Reiter,
Weib und Kinder,
Hühner und Hähndel,
Säck und Bändel,
das giebt sich zusammen
wie Herren und Damen.

**229. Jemand gehörig durchwamsen, durchwichsen,**

sind Ausdrücke, die in der leichten und scherzenden Rede für: schlagen oder prügeln gebraucht werden. — Die Sprache setzt gerne metonymisch statt des Körpers die Bekleidung, wenn von Prügeln die Rede ist; daher

einem die Jacke, das Wams ausklopfen, ihn durchwamsen.

Das Bild ist hergenommen von dem Klopfen auf die Kleider.

Der andere Ausdruck: jemand durchwichsen oder verwichsen, auch: jemand hat Wichse bekommen, beruht auf der folgenden Figur. Ausgehend von dem Verfahren, wie man Stiefel wichst[1], ist zweierlei in Betracht zu ziehen. Erstens, daß der Wichsende den betreffenden Gegenstand mit einer Bürste oder mit einem andern Gegenstande wiederholt stark

[1] In früherer Zeit wurden die Stiefel mit Wachs bestrichen, welchem man später andere Stoffe beimischte; daher das Zeitwort wichsen.

reibt und streicht, und zweitens, daß der Gegenstand durch diese Thätigkeit blank und sauber gemacht wird. Von diesen Gesichtspunkten sind Figuren in doppelter Richtung ausgegangen.

Sofern es auf das Blankmachen ankommt, hat „Wichsen" die erweiterte Bedeutung von „Putzen", „Schmücken" bekommen. So in folgender, dem studentischen Idiotikon angehörigen Phrase:

sich in Wichs werfen,

s. v. w. sich putzen, festliche Kleider anziehen. Auch der Ausdruck:

aufwichsen,

s. v. w. ein splendides Gastmahl anrichten, den Tisch mit Speisen und Getränken reichlich besetzen, beruht auf dieser Vorstellung.

Sofern aber das Streichen ins Auge gefaßt wird, bekommt Wichsen die Bedeutung von „Schlagen", wie ja auch „Streiche" gleichbedeutend mit „Schläge" ist. Vgl. 2 Kor. 11, 24: „Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins."

In diesem Genre besitzt unsere Sprache einen großen Vorrat von Schlagwörtern, die größtenteils alle dem Kreise gewisser Berufsarten entlehnt sind:

Vom Apotheker haben wir das Schmieren mit ungebrannter Asche; — der Bauer drischt tüchtig drauf los; — vom Bergmann giebt es Schacht; — der Bildhauer haut uns aus; — der Doktor kuriert uns mit einer guten Dosis ungebrannter Asche; — vom Färber werden wir durchgebläut; — vom Fuhrmann giebt es Kalesche; — vom Gerber wird man in die Walke genommen und einem das Fell gehörig durchgegerbt; — der Koch bereitet einem die häufig sehr gesalzene und gepfefferte Prügelsuppe und dazu den Klops; — der Kürschner klopft uns den Pelz aus; — vom Maler giebt es Streiche; — der Musikant versteht es, einem aus dem ff aufzuspielen oder einem gehörig den Marsch zu blasen; auch das Pauken ist seines Amtes; — der Sattler verledert die Haut; — der Schlächter macht das Fell lose; — der Schmied haut zusammen wie kalt Eisen; — der Schneider versteht sich auf das Durchwamsen und mißt uns mit

der Elle etwas auf; — der Schuster versohlt den Unaussprechlichen, um, wenn dies geschehen, uns noch gehörig durchzuwichsen; — der Tischler ist bereit, uns zu vermöbeln; — der Zimmermann steigt uns aufs Dach.

## E.

### 230. Du bist mein getreuer Eckart!

Bei Agricola Nr. 667: „Du bist der trew Eckhart, du warnst yederman.“ Mit der Erklärung am Schlusse: „Wir brauchen dises wortts, wenn yemand einen andern trewlich vor schaden warnet, vnd wir wollens nach rhumen, so sagen wir, Du thust wie der trew Eckhart, der warnet auch yederman vor schaden.“

Diese herrliche Gestalt deutscher Sage nimmt mit Dietrich von Bern teil an der wilden Jagd, doch so, daß sie mit Holda zusammen still derselben voranzieht. Als ein alter Mann mit langem Barte und weißem Stabe schreitet der treue Eckart vorauf, um alle Begegnenden zeitig zu warnen, daß sie aus dem Wege gehen und sich dem Verderben entziehen können.

Einmal begegneten ihm zwei Kinder, die soeben einen Krug Bier für ihre Eltern aus dem Wirtshause geholt hatten. Das wütende Heer hielt sie an, riesige Männer nahmen ihnen den Krug ab und leerten ihn. Die Kleinen weinten bitterlich. Aber der getreue Eckart beruhigte sie und sagte, sie sollten nicht bange sein, der Krug werde sich wieder füllen und niemals leer werden, solange sie verschwiegen hielten, wodurch die Wundergabe komme. Als die Kleinen auf die Anfragen der Eltern und Nachbarn schließlich doch ausschwatzten, versiegte das Bier. Zu vergleichen ist Goethes herrliche Ballade: „Der getreue Eckart.“

Eckart soll ein Held von Breisach im Elsaß gewesen sein, der sich in deutschen Landen als treuer Vormund der Witwen und Waisen unvergeßlich gemacht hat. Hierauf bezieht sich folgende Stelle in Agricolas Erklärung: „Wo findet man itzt yemand, der sich als ein vormund frembder

kinder also hart anneme? Ja der vormund nimpt also vil, daß der achtermund nichts vberkompt."

231. **Das ist auch so ein Ehren-Ludwig!**

In diesem ironischen Sinne gebrauchen wir den Ausdruck „Ehren" unter Hinzufügung irgend eines Personennamens. So sagt Bürger in seinem Gedicht „Frau Schnips":

> Hierauf sprang Ehren-Lot herbei
> Mit Brausen und mit Schnarchen,

und ebenso begegnet uns in der Shakespeare-Übersetzung von Schlegel und Tieck ein „Ehren-Matthias". Dieser Ausdruck ist nun nach einem Vortrage des Geh. Oberjustizrats Stölzel nur infolge eines Mißverständnisses von einem in ältern deutschen Urkunden häufig vorkommenden Präfixum „Er" entnommen, das Personennamen vorgesetzt wurde, um denselben eine besondere Würde zu verleihen, wie z. B. „Er Siegfriedus clericus", oder wie es von einem Kurfürsten in einer brandenburgischen Urkunde heißt: „Ern Joachim Hübner ernenne ich zum Geheimen Rath", das nach damaligem Sprachgebrauch so viel wie Minister ist. Statt „Er" wurde auch „Her" und „Ehr", im Genetiv und Dativ „Ehrn" geschrieben; es entspricht dem lat. herus (Herr), das an einer Stelle der Pandekten mit dominus gleichbedeutend gebraucht wird.[1]

232. **Sich gleichen wie ein Ei dem andern.**

Von der größten Ähnlichkeit. — Tunnicius (a. 1514) Nr. 474: „Eier sint eieren gelyk." Mit der Übersetzung:

---

[1] Auch als Endsilbe erscheint „Er" z. B. im Worte „Richter", d. i. Richtherr, welches Wort nach der Gerichtsverfassung früherer Zeit einen von der heutigen Bedeutung ganz abweichenden Sinn hatte, indem der Richter damals nicht zu entscheiden, sondern die Stimmen zu sammeln und das Urteil zu vollstrecken hatte (s. Viel Umstände machen). Die letztere Thätigkeit hat sich noch in dem Namen eines Beamten erhalten, den unsere Richter, obwohl er ihren Namen führt, nicht gern als ihren Kollegen anerkennen werden, nämlich dem des Scharfrichters. Ehedem lag die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten den Schöffen ob, welche das Recht „schöpften". Erst mit der Einführung des römisch-kanonischen Rechts wurde dem Richter die richterliche Entscheidung übertragen.

„Ovis ova, vitrum vitroque simillima semper.“ — Aus dem Lat.: „Non tam ovo ovum simile.“ Cic. quaest. acad. 4, 18; — „ovium inter se similitudo.“ Id. academicorum libr. 2, 8, 57; cf. Seneca lud. Claud. Quinct. 5, 11, 30; — ebenso: „non tam aqua similis aquae“. Plaut. Menaechm. 5, 9, 30; — „neque lac lactis magis est simile quam ille ego similis est mei.“ Plaut. Amphitr. 2, 1, 54; cf. Menaechm. 5, 9, 30; Mil. glor. 2, 2, 85.

233. **Wie aus dem Ei geschält!**

S. v. w. reinlich, zierlich im Anzuge sein; besonders von Menschen gebräuchlich, die uns einen besonders schönen, netten Eindruck machen und hierdurch gleichsam ihren Ursprung verraten. Aus der griechischen Mythologie, nach welcher Leda zwei Eier legte, aus denen das Dioskurenpaar Kastor und Pollux, Jünglinge von ausgezeichneter Schönheit, und Helena und Klytämnestra von gleich gefeierter Schönheit hervorgingen. Auch auf Abbildungen tragen diese Dioskuren Mützen von der Form der Eierschalen.[1]

234. **Sich um ungelegte Eier kümmern.**

D. h. sich um Dinge Sorge machen, die noch ungewiß und ungeschehen sind. — Anlaß zu dieser Redensart könnte nach Tendlau der talmudische Disput im Traktat Beza ge-

---

[1] Eierschalen spielen auch in den Sagen unsers Volkes eine große Rolle. Interessant ist, was Wilh. Mannhardt in seinem bahnbrechenden Werke: „Germanische Mythen“ von den Elben erzählt, daß sie in Eierschalen fahren. Daher empfiehlt man die Eierschalen zu zerbrechen, weil die Hexen sie gern als Boote benutzen. Dieser Aberglaube soll nach Bodin (Zeitschrift „Natur“, Halle 1886, S. 428) außer in England und Holland noch in Portugal herrschend sein. In Mittel- und Norddeutschland heißt es wohl ziemlich allgemein: Hat man Eier gegessen, so muß man die Schalen zerdrücken oder verbrennen, sonst legen die Hühner nicht mehr oder sonst kommen die Hexen über sie. Auch heißt es: Träumt man von Eiern, so giebt es Zank oder Unglück. Das Ei erschien unsern germanischen Altvordern elbisch; deshalb auch der von Curtze bezeugte Aberglaube der Waldecker: „In solchem Wasser, in welchem Eier gesotten sind, darf man sich die Hände nicht waschen, sonst bekommt man Handgeschwüre.“

geben haben, wo die Frage ventiliert wird, ob Eier, die an einem Festtage gelegt werden, als Neugewordenes an demselben Tage gegessen werden dürfen oder nicht. — Ähnliches Sprichwort bei Brant, „Narrenschiff“, 24, 27—30: „Wer sorget ob die gänß gent bloß Vnd fägen will all gaß vnd stroß Vnd eben machen berg vnd tal Der hat keyn fryd, růw, vberal.“

235. **Wie auf Eiern gehen.**

S. v. w. langsam und vorsichtig gehen; von Lauen, Trägen, die nicht entschieden zugreifen. Das Bild ist von den Hühnern entlehnt, die sich behutsam über die Bruteier des Nestes hinweg begeben. — Frz.: il passerait sur des œufs sans les casser; ähnlich das deutsche Sprichwort: „Neutral will auf Eiern gehen und keins zertreten.“ Vgl. lat.: Junonis sacra ferre. Hor. sat. 1, 3, 11 und das frz.: porter des bouteilles.

236. **Das Ei des Columbus.**

Ist sprichwörtlich zur Bezeichnung dessen, was man nicht hat ausführen können, hernach aber sehr einfach findet. Die Redensart ist eine Ableitung von dem span. Sprichwort: huevo de Juanelo, d. i. „Hänschens Ei“. Es findet sich im zweiten Aufzuge von Calderons auch in Deutschland sehr bekanntem Schauspiel „Dame Kobold“ also erklärt:

Das andre (Geheimnis)
Kennst du doch mit „Hänschens Ei?“
Womit viele hoch erhabne
Geister sich umsonst bemühten,
Um auf einen Tisch von Jaspis
Solches aufrecht hinzustellen;
Aber Hänschen kam und gab ihm
Einen Knicks nur, und es stand.

Eine Anwendung hat diese Redensart u. a. von Columbus erfahren. Bekanntlich wurde dem großen Genuesen sehr oft die Bedeutung seiner Entdeckung abgesprochen. Als nun eines Tages die Sache in seiner Gegenwart an der Tafel eines spanischen Granden wieder aufs Tapet gebracht wurde, und man die Behauptung aufstellte, daß

seine Entdeckung durchaus nicht so schwierig zu machen gewesen, wenn man nur früher daran gedacht hätte, soll Columbus ein Ei genommen und alle Anwesenden gefragt haben: „Wer von Ihnen, meine Herren, ist im stande, dies Ei auf einem seiner beiden Enden zum Stehen zu bringen?“ — Da dies keinem gelang, nahm Columbus das Ei, schlug es auf einem der beiden Enden so auf den Teller auf, daß es breit gedrückt wurde und sich im Gleichgewicht erhielt. Vgl. Humboldt, „Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt“, II, 394.

237. **Sich etwas einbrocken.**

S. v. w. etwas versehen, wofür man büßen muß; vgl. die Redensarten: „sich eine Suppe einbrocken“ und „die Suppe ausessen müssen“, d. h. büßen müssen. — Schon im Lat. ist sprichwörtlich: „tute hac intristi“, das hast du dir eingebrockt, angerührt. Terent. Phorm. 2, 2, 4; cf. Ausonius praef. idyll. 7.

238. **Das Eine thun und das Andere nicht lassen.**

Nach Matth. 23, 23 und Luk. 11, 42: „Dies sollte man thun und jenes nicht lassen.“ — Lessing gebraucht die Redensart in „Emilia Galotti“, II, 7.

239. **Einfaltspinsel.**

So nennt man einen Menschen, dessen Verstandeskräfte so beschränkt, so wenig entwickelt sind, daß er, gleichsam wie der Pinsel des Malers, nur als Werkzeug in der Hand eines andern tauglich ist. Ein Pinsel ist, wer sich von andern leiten läßt aus Mangel an Verstand, aus Verlegenheit, schüchterner Blödigkeit u. s. f. — „Wer am Zoll sitzt, ohne reich zu werden, ist ein Pinsel.“ Goethe, „Clavigo“, IV. Akt, Clavigos Wohnung.

240. **Ein Herz und eine Seele sein.**

Nach Apostelgesch. 4, 32: „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein.“

**241. Gut (schlecht) eingeschlagen sein,** s. Aus der Art schlagen.

**242. Eingezogen leben.**

S. v. w. den Umgang mit andern möglichst meiden und sich auf sein Haus beschränken. Das Bild ist von der Schnecke; vgl. lat.: cochleae vitam agere, eigentlich das Leben einer Schnecke führen, d. i. immer zu Hause bleiben. Den Gegensatz zu obiger Redensart bezeichnet der Ausdruck: „ganz aus dem Häuschen sein."

**243. Eine Existenz wie die Eintagsfliege.**

Von einer flüchtigen, vorübergehenden Erscheinung. — Die Eintagsfliegen (Ephemeridae) verdienen den Namen in der That, da sie mitunter kaum 24 Stunden leben. Sie waren schon den Alten bekannt. Aristoteles erzählt, daß der Fluß Hypanis, welcher sich in den cimmerischen Bosporus ergießt, zur Zeit der Sommertag- und Nachtgleiche Dinge wie Säckchen von der Größe der Weinkerne mit sich führe, aus welchen ein geflügeltes vierfüßiges Tierchen krieche, welches bis zum Abend herumfliege, dann ermatte und mit der sinkenden Sonne sterbe; es heiße daher Eintagsfliege. Älian läßt sie aus dem Weine geboren werden. Wird das Gefäß geöffnet, so fliegen die Eintagsfliegen heraus, erblicken das Licht der Welt und sterben. Die Natur beschenkt sie mit dem Leben, entreißt sie demselben aber so schnell wieder, daß sie weder eigenes Unglück fühlen, noch fremdes zu sehen bekommen können. Über die Eintagsfliege s. Brehms „Tierleben", IX (Insekten), S. 507 und 508 (Leipzig 1877).

**244. Jemand aufs (Glatt-)Eis führen.**

S. v. w. ihn in Gefahr bringen. — Das Eis ist hier wegen seiner Glätte („slipfec alsam ein îs". Winsbeke 32, 10) das Bild des Unsichern, Gefahrbringenden, weil man leicht darauf straucheln kann. — „Einen ûf ein îs leiten." Liv. Chronik 6501; — Qui currit glaciem, se non monstrat sapientem. Sprichwort des 12. Jahrhunderts bei Haupt, VI, 305, 45.

**245. Am kalten Eisen sterben.**

D. h. durchs Schwert. Das Eisen wird schon in der alten Sprache kalt genannt: „cald irsen.“ Vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 35, und Weises „Drei Erznarren“, S. 81, 207.

**246. Einen zusammenhauen wie kalt Eisen.**

Von den Schmieden entlehnt; ein absichtlicher Widerspruch, da kaltes Eisen, alles Hauens und Schlagens ungeachtet, sich nicht zusammenfügen oder schweißen läßt. Es ist ein hyperbolischer Ausdruck = über alle Maßen hauen.

**247. Einen ins Elend stoßen.**

Elend, mittelhochdtsch. das ellende, elelende, althochdtsch. elilenti, ist zusammengezogen aus dem mit dem lat. alius übereinstimmenden althochdtsch. Adjektiv ali, eli = ein anderer und aus dem Substantiv lant. „Elend“ bezeichnet ursprünglich ein anderes, fremdes Land; vgl. „Elsaß“, d. i. ein fremder Sitz; ferner die erst seit dem 15. Jahrhundert für Pilger aufkommenden „Elendhäuser, Elendherbergen“, die zur Aufnahme der Fremdlinge bestimmt waren und aus denen sich unsere jetzigen Gasthäuser entwickelt haben. Später bekam Elend die Bedeutung größter Bedrängnis (miseria). Der ursprüngliche Sinn hat sich jedoch noch in einigen Redensarten erhalten: jemand ins Elend stoßen; ins Elend gehen; sich im Elend befinden; vgl. auch die folgende Stelle eines Volksliedes:

> e ich mein bulen wolt faren lan,
> e wolt ich mit ihr ins elend gan.

**248. In elftausend Jungfrauen verliebt.**

D. h. in jedes Mädchen verliebt; — ferner die Redensart:

Davor behüten mich die elftausend Jungfrauen von Köln samt allen Heiligen! — Beide Redensarten beziehen sich auf die Legende von der heiligen Ursula, die mit ihren „elftausend Jungfrauen“, Attila fliehend, Deutschland durchwanderte, den Rhein hinab bis nach Basel und von dort nach Rom kam. Auf der Rückkehr wurden sie in Köln von einem hunnischen Belagerungsheer alle ermordet und von den Einwohnern der Stadt feierlichst bestattet, wo

ihre Gebeine bis auf den heutigen Tag in einer der dortigen Kirchen gezeigt werden. Die Ursache jener Wanderung soll nach der Legende die Werbung eines heidnischen Fürsten um Ursulas Hand gewesen sein, die, eine wunderschöne britannische Königstochter, sich schon mit Christo verlobt hatte. Um aber ihr Vaterland durch Abweisung jenes Antrags nicht ins Unglück zu bringen, erbat sie sich eine Frist von drei Jahren, übte sich während dieser Zeit in der praktischen Nautik und rettete sich dann mit zehn edeln Gefährtinnen, deren jede tausend Jungfrauen im Gefolge hatte, zu Schiffe nach der deutschen Küste, wo sie die oben beschriebene Fahrt unternahmen.[1] — Wahrscheinlich bedeuten jene elftausend Jungfrauen — eine auffallend große Zahl — die Sterne, die mit ihrer Führerin, d. i. mit dem Mond, während der Nacht über die Erde hinwandern.

**249. Zänkisch, spöttisch, geschwätzig wie eine Elster.**

Im Volksaberglauben bedeutet das Schreien einer Elster Zank. Auch als verwandelte, spöttische Hexe gilt sie. So erzählt man (nach Henne am Rhyn, S. 47) in der Schweiz, daß einmal ein Jäger von einer solchen, die auf dem Baume saß, wegen fortwährender Fehlschüsse ausgespottet wurde, sodaß er zornig die Flinte anlegte und sie mit Schrot ins Bein traf, worauf sie einer nahen Hütte zuflog. Als er nach der Jagd ebendaselbst einkehrte, fand er den Hausflur voll Blut und die Hauswirtin mit verbundenen Füßen am Ofen sitzen. Zu vergleichen Ovid. met. 5, 296 sq., wo die Pieriden, die neun Töchter des Pierus und der Enippe, die neun Musen zu einem Wettkampf herausforderten, und als sie, besiegt, sich in Schimpfreden ergingen, in Elstern verwandelt wurden.[2] — Brant, „Narrenschiff", 42, 21: „Der häher (= die Elster, pica) eyn spottvogel ist." — Die Elstern sind auch das Symbol der Schwatzhaftigkeit, und darum werden böse Frauen sehr häufig mit Elstern ver-

[1] J. H. Kessel, „St. Ursula und ihre Gesellschaft. Eine kritisch-historische Monographie" (Köln 1863); vgl. auch M. Müller, „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache", 2, 507; deutsch von Böttger.

[2] Daher die Redensart: „disputieren wie eine Elster." Scheffel, „Ekkehard", 1, 97.

glichen. Brant, „Narrenschiff“, 64, 19: „Eyn frow ist worden bald eyn hätz“ (= Elster). Daselbst 19, 11, 12: „Mancher verlaßt sich vff syn schwätzen Das er eyn nuß redt von eynr hätzen“, d. h. daß er dem schwatzhaftesten Vogel eine Nuß abreden könne. Zu Grunde liegt diesem Sprichwort die bekannte Fabel vom Fuchs und der Elster.

### 250. Du hast einen guten Engel gehabt!

Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 595: „Du hast einen gutten engel gehabt.“ Mit der Erklärung: „Wer in einem vnglück vnd schwinden vnfall gewent ist, vnd jm würt geholffen, do all menschen verzagten, von dem sagt mann, Der hat einn gutten Engel gehabt, der jm geholffen hat.“ Zu vergleichen Agricola, Nr. 555.

Dieses Sprichwort scheint Bezug zu nehmen auf eine Vorstellung der Alten, welche wir besonders in der Religion der Römer ausgeprägt finden. Diese legten nämlich einem jeden Menschen einen Genius bei, der ihm gleichsam als Gefährte schon bei der Geburt mitgeteilt wurde, seine Schicksale leitet, seinen Tod bewirkt, so wie er ihn ins Leben gerufen hat. Auch den Zustand nach dem Tode bestimmt er, wiewohl er, als dem Reiche des Lichts angehörig, nach dem Verscheiden des Menschen in die ätherischen Regionen zurückkehrt, in denen die Genien in Gemeinschaft mit den Heroen und Laren ihren Aufenthalt haben. Man richtete an die Genien der Menschen ganz wie an andere Götter Gebete und Opfer, man schwur bei seinem eigenen Genius und bei dem geachteter und werter Personen, z. B. Sklaven bei dem ihres Herrn, Unterthanen bei dem ihres Herrschers. — Es ist auch bekannt, daß sich dem Brutus kurz vor der Schlacht bei Philippi ein schreckliches Gespenst als sein böser Genius ankündigte. Zu vergleichen Hartung, „Religion der Römer“, I, 32 fg.

### 251. Klage erheben gegen jemand.

Eigentlich Klage „erhebend vorbringen“ gegen jemand; das Bild ist von der Schlange, welche durch Erhebung ihres Körpers ihren Zorn, ihre Drohungen unterstützt; vgl. lat.: „iras attollere.“ Virg. Aen. 2, 381. Wir sprechen auch

im selben Bilde: die Stimme (drohend gegen jemand) erheben. —

252. Es ist ein Esel!

Schon bei den Römern war „asinus" sprichwörtlich für einen dummen, einfältigen Menschen. Wir begegnen dem Worte „Esel" als Scheltwort z. B. bei Plaut. Pseud. 1, 2, 4: „neque ego homines magis asinos unquam vidi"; — Ter. Heaut. 5, 1, 4: „caudex, stipes, asinus, plumbeus"; — Cic. in L. Calp. Pisonem 30, 73: „Quid nunc te, asine, litteras doceam?" cf. Ter. Eun. 3, 5, 50; Cic. Att. 4, 5, 3. — Ebenso wird auch in der altdeutschen Sprache der Name Esel, gleichwie die Tiernamen Affe und Gauch, als synonyme Bezeichnung für den Tölpel, resp. Narren gebraucht. Schon Notker sagt: „Er lebet in Esiles wise"; — Frîd.: „Esels stimme unt gouches sanc Erkenne ich ân ir beider danc." 140, 9; — Boner: „Der mag zeim esel werden wol Bi den oren man in erkennen sol." 67, 61; — der Renner, 1456 fg., setzt gegenüber Edelinge und Eselinge. Bebel Nr. 513: „Multi sunt asini bipedes"; — derselbe Nr. 514: „Non omnes asini portant saccos." — Seb. Franck 1, 88: „Es sind vil Esel auff zweyen füssen." — Ferner befand sich in den mittelalterlichen Klosterschulen ein hölzerner Esel (asinus), auf den sich Schüler zur Strafe setzen mußten, um nachher von ihren Mitschülern als asinus verspottet zu werden; daher noch der Ausdruck: „auf der Eselsbank sitzen."

Um so merkwürdiger erscheint es, daß der Esel umgekehrt bei den Juden einst so hoch geschätzt wurde; 2 Mos. 13, 13; Kap. 34, 20, wird z. B. die Lösung der Erstgeburt des Esels (d. h. die Befreiung des Erstgeborenen vom Opfer) als eine ebenso wichtige Angelegenheit behandelt, wie die Lösung der Erstgeburt des Menschen; beides wird nebeneinander genannt. Weiter ist bekannt, daß nach der jüdischen Tradition der Messias auf einem Esel reitend erscheinen werde. An Bileams Eselin und an Simsons Eselskinnbacken wollen wir ebenfalls erinnern. Diese merkwürdige Hochschätzung des Esels erklärt sich aus dem Umstande, daß die Juden ein Nomadenvolk waren, weshalb

der Esel für sie von äußerster Wichtigkeit.[1] Von einem ackerbautreibenden Volke wird umgekehrt der Stier über alles hochgeschätzt. So wird es uns klar erscheinen, wie mit dem Überhandnehmen des Ackerbaues und dem Zurücktreten des Nomadentums das gute, nützliche, nicht dumme, aber hartnäckige Tier allmählich von seiner frühern Verehrung zu einem verachteten Tiere herabsank,[2] und nicht ohne Recht glaubt wohl Gubernatis („Die Tiere in der indogermanischen Mythologie", S. 281 fg., wo interessante Eselsagen aus Indien und andern Ländern erzählt werden), dieses Tier habe früher auch äußerlich höher gestanden und sei durch Vernachlässigung seiner Zucht heruntergekommen.

253. **Er ist ein Esel in der Löwenhaut!**

D. h. er ist wie der hoffärtige Esel in der Fabel vom kumanischen Esel, der im Walde eine Löwenhaut fand, sich damit als Löwe darstellte und Menschen und Vieh zugleich durch Stimme und Schwanz erschreckte. — Erasm. Ad. I, 3 („asinus in pelle leonis"), erzählt die Fabel nach Lucian („Piscator") wie folgt: „Apud Cumanos asinus quispiam pertaesus servitutem, abrupto loro in sylvam aufugerat. Illic forte repertum leonis exuvium, corpori applicabat suo. Atque ita pro leone se gerebat, homines pariter ac feras voce caudaque territans. Nam Cumani leonem ignorant. Ad hunc igitur modum regnabat aliquamdiu personatus hic asinus, pro leone immani habitus ac formidatus. Donec hospes quispiam Cuneas profectus, qui saepenumero viderat et leonem et asinum, atque ob id non erat difficile dignoscere, aurium prominentium indicio, neque non aliis quibusdam coniecturis asinum esse deprehendit, ac probe fu-

---

[1] Pferde kommen in der patriarchalischen Zeit des israelitischen Volkes gar nicht vor, und erst unter David geschieht ihrer Erwähnung (2 Sam. 8, 4). Allgemeiner wurde der Gebrauch der Pferde erst unter Salomo, welcher sie aus Ägypten bezog (1 Kön. 10, 28 fg.). Er hatte nicht nur einen ansehnlichen Marstall, sondern auch eine stehende Kriegsreiterei (2 Chron. 1, 14).

[2] Schon den ackerbautreibenden Ägyptern galt der Esel ebenso unrein wie das Schwein.

stigatum reduxit, dominoque agnoscenti reddidit. Interim autem risum non mediocrem concitabat omnibus Cumanis asinus iam agnitus, quos dudum creditus leo, metu propemodum examinaverat." — Boner, 67, 61: „Der mag zeim esel werden wol Bi den oren man in erkennen sol."

Die Redensart wird angewandt auf solche, die aus Dünkel ein Amt übernommen haben, für das ihre Kräfte nicht ausreichen, die hoffärtig über ihren Stand hinaus wollen, vornehmer thun und leben, als es die Verhältnisse erlauben.

254. **Es ist ein Esel auf dem Dache!**

Von einer seltenen, unerhörten Erscheinung; aus dem Lat.: „asinus in tegulis!" Petron. 63, 2. Der Ausdruck wird vielfach variiert.

255. **Er eignet sich dazu, wie der Esel zum Lautenschlagen!**

Von einem rohen, ungeschickten Menschen, der für alles, was Künste und Wissenschaften betrifft, kein Verständnis besitzt. — Dieses Sprichwort ist alt und weitverbreitet. Schon im Lat.: „asinus ad lyram." P. Terent. Varro b. Gell. 3, 16, 13. — Im Altdeutschen vgl.: „Ein man mac sich wol selben touben der ein esel wil herpfen lêren und so getân liute bekêren. Renner 22574; — „Eim esel ein harpffen oder lyren geben." Seb. Franck II, 164[a]; — bei Brant, „Narrenschiff", 73, 22, wird von jungen Geistlichen gesagt, daß sie so viel wissen „von kyrchregyren Als müllers esel kan qwintieren, d. i. auf der Quinterne[1] spielen. — Auch vom Bären heißt es sprichwörtlich: Harfen spielen! „So mac man einen wilden bern noch sanfter harfen lêren." Spervogel; — „Man lêrte einen beren ê den salter." W. Titurel 87, 4; — „Ich wil iu sagen daß der per wirt nimmer ein guot singer." „Wälscher Gast", 357.

256. **Sich um des Esels Schatten streiten**, s. Um des Kaisers Bart streiten, Anmerkung.

[1] „Vff der lauten vnd quintternen." Hätzlerin 165, nach Haltaus im „Glossar" und nach Göz, „Glossar zu H. Sachs", 199, eine Zither von fünf Saiten, nach Schmeller, II, 403, eine Leier, von der beständig accompagnierenden Quinte so genannt.

257. **Den Esel zu Grabe läuten!**

Sprichwörtlich: „Fluchen läutet den Esel zu Grabe.“ — Im Frz. entspricht die Redensart: Musique à porter le diable en terre, und im Engl.: bewitched music, d. i. Hexenmusik, ein Ausdruck, der u. a. bei Fielding („Tom Jones“, XXIII, 12) vorkommt. Unsere deutsche Redensart erklärt sich durch die französische und englische. Der Esel, der zu Grabe geläutet wird, ist der Teufel, der, bekanntlich „unsers Herrgotts Aff“, nach der Vorstellung früherer Zeit am Hexensabbat von seiner Sippe in religiöser Weise verehrt wurde. Man sang ihm zu Ehren Messen, feierte sein Leiden, Sterben und seine Grablegung, sodaß das Ganze auf eine Parodie der Mysterien der christlichen Religion hinauslief.

Wie also der Aberglaube früherer Zeit dem Teufel dieses mehr komische Eselsbegräbnis bereitete, so wurde den Ketzern, welche im Kirchenbann verstorben waren, den Selbstmördern, gewissen Verbrechern ein anderes sogenanntes Eselsbegräbnis zu teil. Sie wurden auf den Schindanger gebracht und dort ohne Sang und ohne Klang gleich verendeten Tieren eingegraben. Man hieß dies ein Eselsbegräbnis (sepultura asinina), weil geschrieben steht Jerem. 22, 18, 19: „Man wird ihn nicht klagen: Ach Bruder, ach Schwester! Man wird ihn nicht klagen: Ach Herr, ach Edler! Er soll wie ein Esel begraben werden und hinausgeworfen vor die Thore Jerusalems.“

Ohne an diesen düstern Hintergrund zu denken, wenden wir unsere Redensart doch häufig im Scherze auf Kinder an, die auf dem Stuhle sitzend mit den Füßen rückwärts und vorwärts baumeln; wir verweisen sie freundlich mit den Worten: „Du willst wohl den Esel zu Grabe läuten?“

258. **Einen Esel suchen und eine Krone finden.**

„Saul hat so lange Esel gesucht, bis ihn Gott zum Könige erwählte. Bei jetziger Zeit findet man die Esel weit leichter, und man darf nicht so lange herumlaufen wie Saul, man kann sie gleich bei den Ohren ertappen.“ Abraham a Sancta Clara. — Goethe: „Es finden nicht alle eine Krone, die einen Esel suchen.“ — Frz.: Saül cherchait des ânesses et il trouva une couronne.

259. **Vom Pferd auf den Esel kommen.**

S. v. w. zurückkommen, seinen Zustand verschlechtern.[1] — Erasm. Ad. I, 282: „ab equis ad asinos." Mit der Erklärung: „Ubi quis a studiis honestioribus ad parum honesta deflectit, veluti si quis e philosopho cantor, e theologo grammaticus, e mercatore caupo, ex oeconomo coquus, e fabro fieret histrio. Quadrabit item, ubi quis e conditione lautiore ad abiectiora devenerit." — Renner 8482: „Biz daz sîn habe kume von dem rosse zu dem stabe" (d. i. Steckenpferd). — Das Sprichwort muß schon im römischen Altertum bekannt gewesen sein; vgl. Plaut. Aulularia, 2, 2, 56: „hoc magnum est periculum me ab asinis ad boves transcendere"; hier gilt offenbar der Esel als ein ungleich nützlicheres Haustier als das Rind.

260. **Es ist eine Eselsbrücke.**

Frz.: c'est le pont aux ânes; von Notbehelfen, die angewendet werden, um Schwierigkeiten zu überwinden. Solche Brücken sind nötig für den Esel, der nicht über den Graben kann, über welchen ein Pferd mit Bequemlichkeit springt.

Der Ausdruck soll auf Buridan (s. d.) zurückgehen, dem eine Erfindung in der Logik, wahrscheinlich zur Auffindung der Mittelbegriffe zugeschrieben wird, die später Eselsbrücke (pons asini) genannt wurde.

---

[1] Der Esel als sehr schlechtes Reittier ist auch im Lat. sprichwörtlich: „asellum currere doceas", von vergeblicher Arbeit. Hor. sat. 1, 1, 91. — Im Mittelhochdeutschen heißt es Winsbeke 33, 8: „So kumt dir gar daz sprichwort wol Daz muotes alze gæher man Vil trægen esel rîten sol." Und Frîd. 116, 25: „Swer gæhe ist zallen zîten Der sol den êsel rîten." Es ist hier zu erinnern an die alte Strafe des Eselreitens, die früher ebenso wie der Sauritt eine häufig angewandte Strafart für öffentliche Vergehen war. Ungeduldig gewordene Gläubiger stellten ihrem Schuldner gewöhnlich Schandbilder zu oder schlugen sie an öffentlichen Plätzen an, worauf der Betreffende dargestellt war als auf einem Esel oder einer Sau reitend, am Pranger u. s. f. Eine Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, mußte rückwärts auf einem Esel reiten und dessen Schwanz haltend durch den ganzen Ort ziehen.

261. **Zittern wie Espenlaub.**

Ist ein altes Wort. Frz.: il tremble comme la feuille. — Die eigentümliche Stellung des langen, feinen, merkwürdig drehbaren Stieles des Espenblattes mit einem schmalen Fuße auf dem Holze ist Ursache, daß es bei dem leisesten Luftzuge in Zittern gerät. Vgl. Masius, „Naturstudien" (Leipzig 1851), I, 21. — Nach der Legende ist das Zittern des Espenlaubes eine Strafe für den Hochmut des Baumes. Als noch der Herr auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Espe nicht, wofür sie mit ewiger Unruhe bestraft wurde. Die Schottländer und Schweden glauben, der Baum könne deshalb nicht ruhen, weil das Kreuz Christi aus seinem Holze gefertigt worden sei.

262. **In seinem Esse sein.**

S. v. w. sich in seinem Elemente fühlen, sich wohl befinden. — Man hat geglaubt, daß dieses Wort dem frz.: être à son aise nachgebildet sei; v. Bülow („Über Land und Meer", 1884, S. 933) bestreitet dies, weil, wie er sagt, durch „mehrere alte Belegstellen" dokumentiert werde, daß dies „Esse" der lateinische Infinitiv esse = sein ist. Da es uns nicht gelungen ist, jene „alten Belegstellen" ausfindig zu machen und auch v. Bülow sie nicht mitgeteilt hat, so lassen wir die Sache vorläufig auf sich beruhen.

263. **Zu Essig werden.**

Von einer Sache, die sauer, verdorben, ungenießbar und darum wertlos, unbrauchbar geworden, gleichwie der Wein im Keller. — Es wird von solchen gebraucht, die sich in ihrer Hoffnung getäuscht sehen. Einen ähnlichen Gedanken wie obige Redensart drückt auch die folgende figürliche Redensart aus:

etwas ist zu Wasser geworden,

hergenommen vom Eis oder Schnee, Bildern des Zerfließenden, Unbeständigen: „Der welte prîs zerschmilzt als ein îs." Colm. Hs. der Meistersänger 94, 36. — „Es flüht vnd smyltzt glich wie der schne." Brant, „Narrenschiff", 31, 20.

264. **Es hieße Eulen nach Athen tragen.**

S. v. w. etwas Unnötiges, Zweckloses thun; von thörichten Kaufleuten, die ihre Waren dorthin zu Markte bringen, wo solche im Überfluß vorhanden sind; vgl. Ablaß

nach Rom, Wasser in den Rhein tragen. Schon Cicero ad fratr. hat: „Et tibi versus quos rogas, id est, Athenas noctuam mittam“; vgl. Erasm. Ad. I, 2 (Ululas Athenas; γλαῦκ' εἰς Ἀθήνας). Der Ursprung der Redensart ist in Hellas zu suchen; die Eule ist, weil sie auch im Dunkeln sieht, ein Sinnbild der Klugheit und daher ein Attribut der Minerva, der Schutzgöttin Athens. Abbildungen dieses schöngebildeten und klugen Vogels waren daher ohne Zahl. Man führte ihn gar als Abzeichen auf dem Schilde, und selbst auf den Gold- und Silbermünzen der Athener soll eine Eule mit dem Bildnis der Minerva aufgeprägt gewesen sein.

## F.

**265. Den Faden verlieren.**

S. v. w. aus dem Zusammenhang, aus dem Kontext kommen. — Das Bild scheint entlehnt zu sein von den Schneidern, die beim Zuschneiden und Zusammensetzen des Kleides sich nach dem Faden des Tuches zu richten haben.

Ich weiß nicht, wie ich da ins Phantasieren kam;
Und Psyche — In der That, der Faden ist verloren.
Wieland.

**266. Es zieht sich ein roter Faden hindurch!**

S. v. w. das Ganze wird durch einen einheitlichen Grundgedanken zusammengehalten. — Dieses jetzt so gewöhnliche, aber vielfach noch unverstandene Bild ist erst durch Goethe in unsere Sprache eingeführt worden. Es gehört zu den eigentlich gelehrten Bildern, d. h. es ist nicht aus unmittelbarer Beobachtung, sondern aus vermittelnder gelehrter Kenntnis geflossen. Denn bevor Goethe obiges Gleichnis auf Ottiliens Tagebuch („Wahlverwandtschaften“, II, 2. Kap.) anwendet, mußte er seine Leser erst mit der besondern Einrichtung der Tauwerke bei der englischen Marine bekannt machen. Goethe sagt a. a. O.: „Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht heraus-

winden kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören. Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet."

**267. Auf einem fahlen Pferd gesehen werden.**

D. h. auf einer Unwahrheit ertappt werden; an jemand einen Fehler, eine Schwäche bemerken. — In den „Fastnachtsspielen", 321, 5, findet sich: „An welchem das vrteil man soll verstan, Der muoß sein fürpaß abgan, Vnd wen wir ains mer auf ainem valben pfert finden, So well wir im den hochen pan verkünden." — Eiselein, S. 509, erklärt unser Sprichwort also: „Diese Redensart entstand wohl zur Zeit, als man noch sehr an die Luftreisen des wilden Heeres und an die Fahrten des Wuotans auf seinem S c h i m m e l glaubte. Man wollte damit sagen, daß man jemand auf einer so heimlichen oder erlogenen Fahrt gleichsam zu Pferd sitzend ertappt habe." Zarncke findet diese Erklärung zu weit hergeholt; wir glauben, mit Unrecht! Schon in der Offenb. Joh. 6, 8, findet sich: „Und siehe, und ich sahe ein fahl Pferd, und der darauf saß, deß Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach." Der Tod ist hier personifiziert gedacht und als solcher mit dem Teufel identisch; wenigstens wurden seit Einführung des Christentums Tod und Teufel immer zusammen gefürchtet, zusammen geglaubt und häufig auch so zusammengeworfen, daß kaum mehr ein Unterschied zwischen beiden zu entdecken ist. Wir erinnern nun daran, daß nach dem Aberglauben des Mittelalters die Hexen gleich den Walkyrien durch die Luft reiten und zwar den Höhen zu, wo sie unter des Bösen Vorsitz ihre Versammlungen abhalten.[1] Wir erinnern ferner an die Redensart:

---

[1] In Beziehung hierzu steht noch der folgende Singsang, womit die Kinder in Mecklenburg einen Fuhrmann mit schlechten Pferden verspotten:

Johann, spann an,
Dei Katten vöran,
Dei Hun'n vörupp,
Na'n Blocksbarg rupp!

jemand aufs fahle Pferd setzen,

d. h. ihn bloßstellen; ihn in übeln Geruch bringen, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe. Hiernach verstehen wir auch das von Zarncke (zu Kap. 100 von Brants „Narrenschiff") beigebrachte Beispiel aus Seb. Franck I, 222[a], das dieser unter dem Rubrum „Verschwiegen" aufführt. „Er ist wüssend, oder ein wüssender. Das ist, er kan wol schwygen, Man kan nit vß im bringen. Wir sagend: Sölte ich minem mul zeessen geben, vnnd sölte mich verradten. Es hetts einer vff einem falben rößlein nit so bald erradten. Wenn er redt, so zittret der bachofen, oder kräyt der han vff der kilchen, die axt vnder dem banck. Er hat gelernet was Tace heißt. Er ist Pythagore jünger gewesen."

268. **Fahren.**

Auf diesen Begriff gehen zahlreiche paronyme Ausdrücke zurück: Gut, schlecht mit etwas fahren: s. v. w. gut, übel fortkommen. — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 457: „Fare wol darmit." Mit der Erklärung: „Gott gebe das dirs wol gerate." Ebenso Agricola 570 mit der folgenden Erklärung: „Das ist ein Deutsche Metaphora vom faren, zum wol faren gehoren vil, Erstlich ein guter fester wagen, darnach gute starke reder, gute starke axen, ein gute deyssel, gute pferde, vnd ein guter fuerman, der die wege weyß, auch ein gut gesetz, des der sich fueren leßt, darumb ist es also vil, Fare wol damit, vnd Gott gebe, daß du wol damit farest, als, Gott gebe daß dirs wol geradte, Wir brauchen es auch zum spott also, Es hat mich der umb ein pferd, umb geldt betrogen, ich will es gehen lassen, er mag wol mit faren, er darff sonst nicht widder kommen."

Bemerkenswert ist, daß die am Meere wohnenden, schifffahrttreibenden Völker sich voneinander verabschieden mit „Fahre wohl!" z. B. die Engländer mit Farewell! der Schwede mit Farväl! der Däne mit Farvel! der Holländer mit Vaarvel!

Der Begriff „fahren" bezeichnet ursprünglich jede Art menschlicher Fortbewegung. Es kommt ebenso wie das Wort „fern" von dem Stamme, der noch in unserm „vor" übrig ist. Aus dieser Ableitung entwickelt sich die vorwärts-

gehende Bewegung und davon noch allgemeiner die Bedeutung: thätig sein.

| | |
|---|---|
| The unsittig warun | Die unsittlich waren, |
| Thie mid thu io in wara | Die meide stets ernstlich |
| Io allero iro fara. | Und ihr ganzes Verfahren. |
| | Otfried V, 25, 242—244. |

So sagt Walther 13, 23: „varnde bluomen unde blat", wo varnd so viel ist wie im Wind beweglich. Zu vergleichen 2 Sam. 18, 5: „Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absolom." In einer großen Anzahl von Ausdrücken hat sich die alte weitere Bedeutung (= ire, moveri) erhalten: Fahrende Schüler (scholares vagantes) = Studenten, die unstät, ohne festen Wohnsitz, bald hierhin, bald dorthin schweiften; — Gefährte; — Fahrten und Abenteuer; — Turnfahrt; — fahrende Habe, im Gegensatz zu der liegenden, bezeichnet das von Ort zu Ort bewegliche Eigentum (res mobilis et immobilis); — wir wissen nicht, wohin der Wind fährt; — hochfahrend; Christus (Elias) ist gen Himmel (in die Höhe) gefahren u. s. f. Man sagt: einem über das Maul fahren, s. v. w. einem Verweise geben; unhöflich sein; hergenommen von der handgreiflichen Bewegung; — einen anfahren: im Zorn auf ihn losfahren, d. h. ihm mit heftigen Worten begegnen; — aus der Haut fahren: sich vor Ungeduld nicht zu lassen wissen; das Bild ist von den Schlangen.

Zuletzt hat sich der Begriff des Fahrens schon verengert zu der bestimmten Bedeutung: sich fortbewegen zu Wagen, zu Schiff, oder auf ähnliche Weise. Dies mag sich darauf gründen, daß man mittelst eines Fuhrwerks besser vorwärts kommt als zu Fuße. „Fahren" involviert heute, dem Geiste unserer schnelllebigen Zeit gemäß, den Begriff größter Geschwindigkeit.

Als metaphorische Ausdrücke sind schließlich noch zu nennen: etwas erfahren — Erfahrung — sich verfahren — sich festgefahren haben — Fahrlässigkeit u. a. m.

### 269. Fall und Knall.

Gewöhnlicher ist die umgekehrte Folge: Knall und Fall, s. v. w. plötzlich; sprichwörtliche Umschreibung eines

kurzen Zeitraums. Vom Schießen entlehnt; bedeutet eigentlich: so schnell, wie auf den Knall des Gewehrs der Fall des Erschossenen folgt.

**270. Jemand eine Falle stellen.**

Sinn: ihm auf hinterlistige Weise nachstellen, ihn ins Verderben zu locken suchen. Eine Falle ist ein Werkzeug, an welchem unter gewissen Umständen etwas niederfällt, z. B. an der Mausefalle, wenn die Maus hineingegangen ist und den Fangbrocken berührt. Schon im Lat. ist sprichwörtlich: casses tendere alicui. Tibull. 1, 6, 5; Ovid. de arte am. 3, 554; ebenso Ps. 140, 6.

**271. Jemand Fallstricke legen.**

Bezeichnet ebenso wie die vorige Redensart: Jemand unvermuteter Weise zu einem Fehltritt verleiten, wodurch ihm Schaden und Nachteil gebracht werden soll. Fallstrick ist eine versteckt liegende Schleife oder Schlinge, oder eine Fußangel, d. h. ein im Erdboden liegendes Stück Eisen mit Widerhaken. Schon Hiob 40, 19, sind Fallstricke das Sinnbild eines unerwarteten Verderbens. Im „Froschmäusler" (1, 23) des G. Rollenhagen heißt es:

> So schadet meist der böse Rat
> Dem selbst, der ihn gegeben hat,
> Denn wer einem andern Fallstricke legt,
> Sich selbst darin zu fangen pflegt.

Auch lat. sagt man: laqueos disponere. Ovid. de arte am. 2, 599; — laqueos ponere. Id. ib. 1, 648; — laqueos alicui obtendere. Ammian. 14, 11; — in laqueos cadere. Ovid. de arte am. 1, 648; 3, 591; — in laqueos incidere. Quinctil. institut. orat. 5, 10, 11; — vgl. „laqueos Stoicorum", verfängliche Schlüsse. Cic. Tusc. 5, 27.

**272. Falsch wie Galgenholz!**

Diese Redensart wird auf einen Hessen, Fritz Galgenholz genannt, zurückgeführt, der unter der Maske eines treuen Dieners seinen Fürsten, Landgrafen Ludwig I. oder den Friedfertigen (1413—58), bei einer Fehde mit dem Grafen

von Nassau-Dillenburg, Johann mit der Haube, verriet, indem er diesem Kundschafterdienste leistete. Galgenholz starb, 1414 gefangen genommen, den Tod eines Verräters. Die hessische Reimchronik erzählt diesen Vorfall mit folgenden Worten:

> Den Hessen auch das bracht ein Freud,
> daß sie fingen in selbem Streit
> Fritz Galgenholz, ein Reisigknecht,
> der ein geborner Hesse recht
> und des Grafen Kundschafter war,
> von dem das Land leid't groß Gefahr.

Zu vergleichen Justi, „Taschenbuch der deutschen Vorzeit", 1825, S. 180, und Kuchenbeckers „Annalen von Hessen", II, 43; VI, 332.

273. **Etwas auf eigene Faust unternehmen.**

D. h. auf eigene Gefahr, auf gut Glück. Die Redensart ist eine elliptische und lautet vollständig: etwas im Vertrauen auf die eigene Faust (im Gegensatz zu fremder Hilfe) unternehmen. — Auch lat. ist sprichwörtlich: suo (nostro, vestro) Marte aliquid agere; cf. Cic. in Verrem sive Accusat. libr. 3, 4, 9: „vestro Marte his rebus omnibus abundatis"; — Cic. in Anton. Philippica 2, 37, 95: „suo Marte res suas recuperavit"; — Cic. de off. 3, 7, 34: „nullis adminiculis, sed ut dicitur Marte nostro."

274. **Es paßt, wie die Faust aufs Auge!**

D. h. sehr schlecht; von etwas Unzutreffendem. — Bei Luther in der Auslegung des ersten Kapitels des zweiten Buchs Mosis: „Es reimt, wie eine Faust auf ein Auge" (Heuseler 130). Vgl. das frz.: cela rime comme hallebarde et miséricorde (= kleiner Dolch, mit dem die alten Ritter ihren Gegner vollends töteten, wenn er nicht um Gnade flehte).

275. **Es faustdick hinter den Ohren haben**; s. Ohr.

276. **Ins Fäustchen lachen.**

Bedeutet eigentlich s. v. w. heimlich lachen; hergenommen von jemand, der sein Lachen dadurch zu verbergen sucht,

daß er die Hand vor den Mund hält, um hierdurch den Schein zu erwecken, als wenn er gähnen wollte. Wer also heimlich lacht, freut sich über etwas Unangenehmes, das einem andern passiert ist; daher erhält die Redensart den Sinn: sich boshaft, heimtückisch über etwas freuen. — Lat.: in sinu gaudere. Cic. Tusc. 3, 23; Tibull. 4, 13, 8; u. ö.

277. **Fechten.**

Als Handwerksgesellenausdruck s. v. w. bettelnd von Haus zu Haus ziehen, kommt von „bechten", das ursprünglich bedeutete: zur Feier der heidnischen Frau Berchta, schlechtweg Frau Bechte genannt, zwölf Tage nach dem Weihnachtsfeste Gaben zu einem Freudenschmause zusammenbetteln. Diese ursprünglich nur um Weihnachten übliche Sitte wurde dann von den wandernden Handwerksburschen auch zu anderer Zeit geübt, was sie „bechten gehen" nannten. Durch volksetymologische Entstellung ward später aus „bechten" — „fechten".

Eine sonderbare Herleitung von Bacchus versucht Brant, „Narrenschiff", Kap. 66, wo es V. 95 fg. also heißt: „Aber was wart Bacho dar von Er můst zů letst von gsellen gon Vnd faren hyen do er yetzt dringkt Das jm me durst, dann wolluſt bringt Wie wol die heyden jn dar noch Ertten als gott, vnd hyeltten hoch, Von denen kumen ist sytthar Das man jm l a n d t v m b b ä c h t e n f a r Vnd důt dem ere noch synen dott Der vns vil übels hat vff brocht."

278. **Die alten Federn aus dem Himmel werfen,**

sagt man, wenn es schneit; oder: „dem Federmann ist der Sack aufgebrochen"; auch: „der Federsack ist aufgebrochen" (Birlinger, S. 29). In Niederdeutschland: „Frau Holle schüttelt die Federn", oder „macht ihr Bett, daß die Federn fliegen." — Der Schnee wird mit Frau Holle, d. i. Odins Gemahlin, in Verbindung gebracht. Sie wohnt neben ihm in den Lufthöhen und regiert deren Erscheinungen: eine musterhafte Hausfrau muß auch der Betten pflegen.[1]

[1] Die altgermanische Göttin als Wetterherrin lebt auch noch sonst bei uns in Norddeutschland im Volksmunde. Wenn weiße Schäfchen am Himmel stehen, pflegt man in der Mark Brandenburg zu scherzen: „Heute treibt Frau Holle ihre Schafe aus." Wenn es während eines großen Teils der Woche geregnet hat, so

**279. Seine Federn wohin blasen.**

D. h. sich wohin begeben, seinen Weg nach einer bestimmten Richtung nehmen. „Wohin bläst du deine Feder?“ fragt man einen Ausreißenden. Er weiß nicht, wohin er seine Federn hinausblasen soll. Schon Aventin, „Bairische Chronik“, 98[b]: „Es ist auch sonst ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, so fremde Lande bauen wollen oder sollen, ich will eine Feder aufblasen, wo dieselbig hinaus fleugt, will ich nachfahren.“ Vgl. „Altdeutsche Wälder“, 1, 91. In der Vorsage der Schmiedegesellen heißt es: Wenn du zum Thor hinaus kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blas sie auf in die Höhe; die eine wird fliegen über die Stadtmauer, die andere wird fliegen über das Wasser, und die dritte wird fliegen gleich aus. Grimm, „Rechtsaltertümer“. Ähnliches bei Freytag, „Ahnen“, V, 13. Hierauf gründen sich auch Kindermärchen. In Nr. 63 der „Kinder- und Hausmärchen“, gesammelt durch die Brüder Grimm, wird erzählt von einem König, der drei Söhne hatte. Und da er nicht wußte, welcher von ihnen nach seinem Tode das Reich haben sollte, so legte er ihnen gewisse Arbeiten auf. Damit jedoch kein Streit entstände, führte er sie vor sein Schloß, blies drei Federn in die Luft und sprach: „Wie die fliegen, so sollt ihr ziehen.“ Die eine

---

erwartet man am Ende derselben schönes Wetter; denn „Frau Holle muß zum Sonntage ihren Schleier trocknen“ — sie hängt ihn auf Rosensträuche und darum blühen die Rosen so schön. Vielfach ist die Jungfrau Maria an Stelle der Frau Holle getreten. So wenn im Kinderspruche die Jungfrau Maria, die hier mit der Lämmerwolke in Verbindung gebracht wird, am Freitage, als am Frauentage, dafür Sorge tragen soll, daß sie am letzten Tage der Woche ihrem Christkindlein die Windeln trocknen kann, das will sagen, daß gutes Wetter eintreten wird. So heißt es in einem Reimgedicht in Simrocks Kinderbuche:

Laß den Regen vorübergehen,
Die Himmelsthür soll offen stehen,
Maria, Gottes Amme,
Kommt mit dem weißen Lamme,
Weist die Wolken über Land
Von Brabant nach Engelland.

Feder flog nach Osten, die andere nach Westen, die dritte aber flog geradeaus und flog nicht weit, sondern fiel bald zur Erde. Dasselbe wiederholte sich dann noch zweimal. „Solche Motive“, sagt Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 84, „enthalten beinahe alle Sagen von alten Auswanderungen. Die Ziehenden wollten nicht ganz aufs Ungefähr ihren Weg einschlagen, sie überließen sich der Leitung eines Tieres, dem Fluge eines Vogels, oder der unbelebten Sache, die vor ihnen in der Luft oder in den Fluten trieb. Es war ihnen geheime Führung Gottes. Nahten die Norweger dem Land, so warf der Schiffsherr die «setstockar» oder «öndvegis súlur» (mitgenommene ausgeschnittene Thürschwellen oder Pfähle) ins Wasser; wohin sie ans Land trieben, wurde sich niedergelassen.“ Bekannt ist, daß auch bei Beginn des ersten Kreuzzuges die zusammengelaufenen Scharen sich der Führung einer Gans überließen, die vor ihnen herlaufend als Wegweiser angesehen wurde.

**280. Fliegen wollen, ehe die Federn gewachsen sind.**

Etwas thun wollen, ehe man Kräfte dazu hat. — Von den jungen Vögeln entlehnt.

**281. Sich mit fremden Federn schmücken.**

S. v. w. mit fremdem Gute prahlen; sich anderer Verdienste zueignen, um dadurch selbst Vorteil zu haben. — Nach Phaedr. fab. I, 3: „Die stolze Krähe und der Pfau.“ Die entsprechende Stelle lautet deutsch:

Von eitlem Stolz geblendet, suchte eine Krähe
Die Federn auf, die einem Pfau entfallen waren,
Und schmückte sich mit ihnen. Ihresgleichen höhnend
Vermischte sie sich mit der stolzen Schar der Pfaue.
Doch diese reißen ihr die Federn wieder aus
Und jagen sie zurück. —

Daher lat.: „graculus Aesopi“, jemand, der sich mit fremden Federn schmückt, Tertull. adv. Val. 12.

**282. Mit fremden Federn fliegen.**

S. v. w. mit anderer Hilfe etwas thun. — Von dem Zaunkönige entlehnt, der nach der alten Tierfabel bei der Königswahl der Vögel sich vom Adler mit in die Luft tragen läßt und schließlich diesen überfliegt. Mit seinen

Ansprüchen auf den Thron verspottet, lebt er jetzt nur noch hinter den Zäunen.

**283. Nicht viel Federlesens machen.**

D. h. nicht viel Komplimente, nicht viel Umstände machen; gleich zur Sache schreiten und kurzen Prozeß machen. — Vgl.: „Liebkoser vnnd fåderleser, die jren herren die oren melckend, lupffend vnd vnder alle ellenbogen küßlin schübend.“ Seb. Franck, I, 236[a]. — Geiler sagt: „adulatores nominantur multis nominibus: Den falwen hengst streichen: kutzenstreicher: kreidenstreicher: federleser: schmeichler“; vgl. Zarncke zu Brants „Narrenschiff“, Kap. 100. — Statt Federleser wird in der alten Sprache auch häufig Federklauber als Epitheton für Schmeichler gebraucht. Brant, „Narrenschiff“, 100, 8 fg.: „Der eyn klubt fådern, der stricht kryden Der liebkoßt, der runnt jnn die oren Das er vff kum jn kurtzen joren.“ In einem Fastnachtsspiel 254, 23, werden Federklauber und Ohrenkrauer zusammen genannt. Dieses klüben, klauben bedeutet nun so viel wie einzeln auflesen; federn klüben = Federn ablesen und zwar von dem Kleide von vornehmen Herren und Damen, um sich durch solche Dienste beliebt zu machen. Locher (Zarncke a. a. O.): „Alter ab excultis sparsas scit vellere plumas vestibus.“ Und Kaiserberg in den Predigten über Brants Narrenschiff: „Wann der narr neben ir sitzet, so lieset er ir helmle oder federlin ab.“ — Zum Schlusse sei noch auf den von dem Adverb „viel“ abhängigen Genitiv „Federlesens“ hingewiesen.

**284. Jemand den Fehdehandschuh hinwerfen.**

S. v. w. mit ihm Streit anfangen. — Der Ausdruck, der heute nur noch in bildlichem Sinne angewandt wird, beruht auf der alten Sitte, daß Ritter sich zum Zeichen der Herausforderung zum Kampfe einen Handschuh vor die Füße warfen, was als symbolisches Zeichen eines Schlages galt, der als wirkliche Beleidigung von der ritterlichen Sitte ausgeschlossen war. Das Aufheben des Handschuhes war das Zeichen der Annahme des Kampfes. Der Handschuh, aus Leder mit Eisenschuppen besetzt, galt im Ritterwesen als Symbol des Standes. Beim Ritterschlag wurde

er als Attribut der Ritterwürde verliehen. Heute hat der Handschuh seine symbolische Bedeutung verloren. Nur bei Leichenbegängnissen von Offizieren legt man die Handschuhe mit dem Helm und dem Degen auf den Sarg, als Erinnerung an die alte Bedeutung des ritterlichen Handschuhes.

Sînen handschuoch zôh er abe,
er bôt in Moroldc dar.
Tristan 6451.

De ûtbüt den kamp, dat is recht,
ênen hantschen deme anderen tô dônde plegt.
Reineke Vos, 4, 5.

**285. Einem die Feige weisen.**

S. v. w. jemand drohen. — Aus der Geberdensprache; die Feige figuriert in dieser Redensart wegen ihrer Ähnlichkeit mit der geballten Faust. Auch im Französischen ist sprichwörtlich: faire la figue à quelqu'un = einem die Feige zeigen, ihm mit der geballten Faust drohen. Rabelais (livr. IV, chap. 44 seines „Gargantua") sagt: „L'ung d'eulx voyant le pourtraict papal, comme estoit de louable costume publicquement le monstrer ès jours de festes à doubles bastons, *lui feit la figue*: qui est en icelluy pays signe de contemnement et dérision manifeste."[1]

**286. Die letzte Feile anlegen.**

S. v. w. eine Sache zum letzten Mal bearbeiten, sie vollständig fertig machen. Die Redensart stammt aus dem Lateinischen; vgl. lima egere = der Feile bedürfen. Ovid. trist. 1, 7, 30: „defuit et scriptis ultima lima meis"; dasselbe Bild bei Mart. 10, 2: „carmina rasa lima recenti"; — Ovid. epist. ex Ponto 1, 5, 19: „incipiam lima mordacius uti." Vgl. hierzu: die letzte Hand anlegen.

---

[1] Nach Adelung (unter Ohrfeige) kommt „Feige" von fegen = schlagen; einen fegen = jemand einen Verweis geben. Auch heute ist fegen noch gleich „streichen" (z. B. den Fußboden mit dem Besen); dann wäre Ohrfeige (niederländ. oorveeg) = ein Streich oder Schlag aufs Ohr. Zu vergleichen der Ausdruck: Maulschelle, d. i. ein Schlag, der schallt; Backpfeife, d. i. ein pfeifender Schlag auf die Backe. Dies sind unedle Ausdrücke für das edlere Backenstreich (s. Joh. 18, 22).

**287. Etwas steht noch in weitem Felde!**

S. v. w. es ist von der Ausführung noch weit entfernt; es kann noch lange dauern, bevor die Sache entschieden ist. Die Metapher ist entlehnt von den noch zarten und grasgrünen Saaten, von denen der Landwirt nichts Sicheres erwarten kann, da ihm die verschiedenartigsten Umstände seine Hoffnungen zu Schanden machen können. Erst wenn die Erntezeit da und das Korn sicher unter Dach und Fach ist, soll man sich sichern Hoffnungen hingeben. — Lat.: „Et adhuc tua messis in herba est", d. h. im Halm, noch nicht weit gediehen. Ovid. Heroid. epist. 17, 263; — „emole, quid metuis? occa et seges altera in herba est." Persius in der sechsten Satire; — ferner Tacit. dialogo de orator. 9: „omnis illa laus, velut in herba vel flore praecepta" (d. h. im ersten Keim).

**288. Es ist noch viel Feld zur Nachlese da!**

D. h. auf einem Gebiete menschlicher Thätigkeit ist, obgleich es schon abgeerntet ist, noch manch kleiner Gewinn zu machen; der Gegenstand ist noch nicht erschöpft.

Er ist hier ganz auf seinem Felde!
d. h. auf dem Gebiete, das er bebaut.

Ein weites Feld vor sich haben,
d. h. viel Land, viel Raum für seine Thätigkeit.

**289. Jemand das Fell über die Ohren ziehen;** s. einem die Haut (das Fell) über die Ohren ziehen.

**290. Fersengeld geben.**

S. v. w. entfliehen, sich davon machen wie ein Bankerottierer. — Die Redensart verdankt ihren Ursprung einer alten Bestimmung im alemannischen Recht, daß derjenige, welcher seinen Mitstreiter schimpflich verließ und dem Feinde die Fersen gezeigt hatte, 160 Solidi als Strafe zu zahlen hatte. Derselbe mußte also wirklich Fersengeld geben.

**291. Er hat sein Fett weg!**

S. v. w. er hat seine Lektion bekommen; er ist gehörig abgetrumpft worden. — Diese Redensart, in welcher das Wort „Fett" nichts mit der bekannten tierischen Substanz gemein hat, ist uns wahrscheinlich aus dem Französischen

zugeflossen und vom Volksmund in volkstümlicher Weise umgemodelt worden. Man sagt im Französischen ganz gewöhnlich: je lui ai donné son fait, ich habe ihm sein Teil gegeben, d. h. ihm Vorwürfe gemacht; — dire à quelqu'un son fait, einem derb die Wahrheit sagen. Das fremde und darum unverständliche „fait" ist hier wie häufig mit einem ähnlich klingenden deutschen Worte verwechselt und also heimisch gemacht worden.

### 292. Er ist gleich Feuer und Flamme.

Von jemand, der leicht Feuer fängt, d. h. leicht gereizt wird und in Leidenschaft gerät, gleichwie leicht entzündbare Stoffe, z. B. Werg oder Stroh. Dies Feuer brennt gleich lichterloh, hält aber meist nicht lange an. — Das Feuer wird sehr häufig zu bildlichen Vergleichungen mit ethischen Begriffen, sowohl der Tugend, wie des Lasters angewandt. Man spricht von dem Feuer der Liebe, der Hingebung, der Tapferkeit, der Frömmigkeit, der Beredsamkeit; wie von dem Feuer des Ehrgeizes, der Wollust, der Habsucht u. s. f. Die heilige Flamme der Vaterlandsliebe wird ebenso „entzündet" und „unterhalten", wie die wilde Fackel der bösen Leidenschaften „angefacht" wird und die daran Leidenden „verzehrt".

### 293. Feuer und Flamme speien.

S. v. w. äußerst zornig sein; Wut und Rache schnauben; — auch frz.: jeter feu et flamme. — Das Bild ist von den sagenhaften Drachen entlehnt, die Rauch und Feuer speien und alles in der Gegend mit ihrem giftigen Atem versengen. Schon in der griechischen Mythologie findet sich diese Vorstellung, wo Gaia dem Tartaros den Typhon gebar, halb Mensch, halb Tier und von riesiger Gestalt. Sein Haupt berührte öfters die Sterne, Feuer strahlte aus seinen Augen und Wasser kochte sprudelnd aus seinem Munde. In einem furchtbaren Kampfe zwischen Typhon und Zeus wird ersterer unter den Ätna gebannt, aus dem er fortwährend Feuer und Flamme speit. Im Lat. heißt es bei Vergil: „absistunt scintillae ab ore", es fahren ihm Funken aus dem Maule.

294. **Öl ins Feuer gießen.**

S. v. w. das Übel ärger machen. — Öl ist eine Flüssigkeit, die das Feuer unterhält und verstärkt. Feuer ist das Bild auflodernder Leidenschaft und dessen, was daraus hervorgeht: Zank und Streit. Übertragen bedeutet die Redensart: dazu beitragen, daß auflodernde Leidenschaften, Zank und Streit unterhalten und verstärkt werden. — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 646: „Laß den Hund schlaffen, schüt nit œl ins fewr, richt keynn hader an, erzürne keynen bœsen.“ Tapp. 49, 6: oleo incendium restinguere. — Engl.: to add fuel to the fire, d. i. Feuerung zum Feuer thun; — frz.: mettre le feu aux étoupes (zum Werg), aux poudres; jeter de l'huile sur le feu. — Das Sprichwort existierte schon im Altertum: „Adde poëmata nunc, hoc est, oleum adde camino.“ Hor. sat. 2, 3, 321. Ebenso gebraucht es der heilige Hieronymus (ad Eustochium): „Vinum et adolescentia duplex est incendium voluptatis. Quid oleum flammae adjicimus?“ Sehr gewöhnlich war auch die folgende Formel: ignem igni addere. So verbietet Plato, lib. de leg. 2: „ne pueri ad annum usque duodevigesimum vinum bibant, ne si vini calor accesserit ad fervorem aetatis, ignem igni suggerere videantur.“ Desgl. Plutarch. Praecept. conjug.: „ne ignis ad ignem accedat“; vgl. unser „Feuer und Stroh zusammen thun“.

295. **Er läuft für mich durchs Feuer.**

D. h. er thut das Schwerste aus Liebe zu mir. — Die Redensart erklärt sich aus den Ordalien, und zwar aus dem sogenannten Feuerurteil (judicium ignis), das neben dem Wasserordal, dem judicium offae (s. Abendmahl) und dem Zweikampf besonders in Gebrauch war. Der Betreffende, der sich von der ihm zur Last gelegten Schuld reinigen wollte, mußte im bloßen Hemd, nach einigen Sagen sogar im Wachshemde, durch einen in Flammen stehenden Holzstoß gehen. Auf diese Art soll Richardis, Karl des Dicken Gemahlin, nach den Chroniken des Mittelalters ihre Unschuld bewährt haben; Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 912. Dies Gottesurteil war eingeschränkt auf Unfreie, die nicht

streitbar sind; ferner auf Frauen. Für letztere galt indessen das Recht der Stellvertretung: sie konnten einen andern das Gottesgericht für sich bestehen lassen. Fand sich jedoch niemand hierzu, so blieb der Frau nichts übrig, als sich einem Feuer- oder Wasserurteil selbst zu unterziehen. Zu vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 929.

**296. Das Feuer brennt ihm auf die Nägel.**

Wird gesagt, wenn eine Sache sehr eilig ist. Von der Sitte, bei Frühmessen kleine Wachskerzen auf den Nagel des Daumen zu kleben und beim Lesen damit zu leuchten. — Eine andere Erklärung leitet die Redensart vom Gewerbe der Kupferschmiede her, wo beim Verzinnen die größte Eile nötig ist, wenn man sich nicht die Fingerspitzen, welche mit Werg das Zinn im glühenden Geschirr umherwischen, verbrennen will.

**297. Zwischen zwei Feuer kommen.**

S. v. w. von zwei Seiten der Gefahr ausgesetzt sein. — Die Redensart stammt aus dem Kriegsleben und bezieht sich auf das feindliche Feuer, dem ein Soldat von zwei entgegengesetzten Seiten ausgesetzt ist; sie ist nicht älter als die Erfindung des Schießpulvers.

**298. Er hat die Feuerprobe bestanden.**

S. v. w. er hat sich unter den schwierigsten Verhältnissen bewährt. Diese Redensart ist nicht auf das in Nr. 295 erwähnte Feuerordal zurückzuführen, sondern als Metapher, vom Golde genommen, aufzufassen. Dies Bild von dem im Feuer geläuterten Edelmetall findet sich schon in der Bibel; Sprüche 17, 3: „Wie das Feuer Silber, und der Ofen Gold, also prüfet der Herr die Herzen." Zu vgl. Sacharja 13, 9; 1 Petr. 1, 7; Offenb. 3, 18. — Auch im klassischen Altertum war das Bild sehr geläufig. Ovid. trist. 1, 4, 25: „Scilicet, ut fulvum spectatur in ignibus aurum, Tempore sic duro est inspicienda fides", d. h. „Wie Gold im Feuer geprüft wird, so lernt man die Freunde in der Not kennen." Ebenso bei Cicero ad fam.

lib. 9; desgl. bei Pindar; vgl. Erasm. Ad. IV, 1: „aurum igni probatum.“

299. **Etwas aus dem ff verstehen.**

Es giebt mehrere Erklärungen für die Entstehung dieser Redensart, von denen jedoch die folgende die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Die Juristen citierten früher sehr häufig das Justinianische Recht und bedienten sich dabei für Digesta der Signatur durchstrichen D. Da nun dieses Zeichen große Ähnlichkeit mit doppeltem f hatte, so schrieb man wohl auch ff. Wer nun viel aus dem ff, d. i. eigentlich aus den Digesten, Citate brachte, war natürlich ein grundgelehrter Jurist; er verstand die Sachen aus dem ff zu beurteilen. Später erweiterte sich die Bedeutung und dient nun allgemein zur Bezeichnung eines hohen Grades von Gründlichkeit, Tüchtigkeit u. s. f.

Die zweite Erklärung ist aus der Tonkunst entnommen. Dieselbe lehnt sich an die musikalischen Bezeichnungen für forte (f) und fortissimo (ff) an, welche, einer Note vorgesetzt, das Anschwellen des betreffenden Tones zum einfachen f oder zum ff ausdrücken. Dann wäre der übertragene Sinn des Ausdruckes: aus dem ff = aus vollster Stärke. Diese metaphorische Bedeutung stimmt jedoch nicht recht zu dem Wortlaut unserer Redensart.

Eine dritte Erklärung stützt sich auf die moderne merkantilische Bezeichnung von Waren als fein (f), feiner (ff), sehr fein (fff). Aber auch diese Erklärung scheint für die Bedeutung des Ausdrucks nicht recht zu passen, sodaß entschieden die zuerst gegebene Erklärung den Vorzug verdient.

300. **Einem durch die Finger sehen.**

S. v. w. Nachsicht haben. — Brant, „Narrenschiff“, 33, α fg.: „Wer durch die fynger sehen kan Vnd loßt eyn frow eym andern man Do lacht die katz die müß süſß an.“ Dazu ein Holzschnitt, einen am Tische sitzenden Narren darstellend, der durch die Finger sieht, während seine Frau ihm mit einem Hälmchen auf der Nase spielt. — Bebel (a. 1507) Nr. 583: „Per digitos videre; est surda aure et sciens

aliquid praeterire." — Tunnicius (a. 1514) Nr. 391: „Men moet by tyden durch de vinger seyn." — Agricola 306: „Wer regiren wil, der mus horen vnd nicht sehen." — Luthers Sprichwörter, gesammelt von Heuseler, Nr. 81: „Wer nicht kann durch die Finger sehen, der kann nie regieren." — Val. Holl. 131ᵇ: „Mein gesellen sahen all durch die hend Als ob sy mich nit kantten." — Bei aufgestütztem Ellenbogen geschieht es wohl, daß man die Hand so an die Stirn legt, daß die Finger die Augen decken. Sind dabei die Finger geschlossen, so sieht man wohl den unter den Augen befindlichen Gegenstand genau, aber erkennt nichts von den übrigen Gegenständen umher; öffnet man aber die Finger der vor der Stirne befindlichen Hand, so kann man auch noch die umherstehenden Gegenstände und das Thun der Menschen, wenn auch nicht genau, wie mit freiem Auge beobachten. Sieht man nun sinnlich also durch die Finger, so hat man die Absicht, entweder ungenau zu sehen, einen Gegenstand oder eine Handlung nicht deutlich wahrzunehmen; oder man will nur vor andern verbergen, daß man überhaupt Beobachtungen anstellt, weil die andern nicht wissen können, ob die Hand vor dem Auge geschlossen oder geöffnet ist. „Durch die Finger sehen" heißt daher: undeutlich und auch deutlich etwas wahrnehmen, beobachten, jedoch so, daß es von andern nicht bemerkt wird. Die übertragene Bedeutung, die sich immer auf das Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen bezieht, wird also die folgende sein: etwas Ungebührliches, Pflichtwidriges mit Nachsicht beurteilen, nicht die volle Strenge gegen den Untergebenen wegen seines ungesetzlichen Betragens zur Anwendung bringen.

### 301. **Lange Finger machen.**

Umschreibender Ausdruck für stehlen. Das Bild ist höchst treffend von dem schlauen Taschendieb entlehnt, der, im Gegensatz zu der gewaltthätigen Faust des Räubers, gleichsam mit langen Fingern in heimlich listiger Weise in die Tasche zu bringen sucht, um einen Diebstahl zu begehen. — Lat.: acutas manus habere. Apulej. Metam. ed. Elmenhorst 5, p. 172.

**302. Mit den Fingern auf einen zeigen.**

S. v. w. ihn verspotten, verachten; wie Schulknaben es zu thun pflegen, wenn sie einen Trunkenbold auf der Straße sehen. Eine ganz entgegengesetzte Bedeutung hat diese Redensart im Lateinischen: monstrari digito = allgemein gerühmt werden. So sagt Horaz in den Oden 4, 3, 22:

Quod monstror digito praetereuntium.
Die Vorübergehenden zeigten mit Fingern auf mich.

Und Persius I, 23:

At pulchrum est digito monstrari et dicier, hic est.
Schön ist's, mit den Fingern gezeigt zu werden und zu hören: der ist's!

Ebenso Tacitus de orat. 7: digito demonstrari.

**303. Sich um den Finger wickeln lassen.**

Will sagen, so elastisch und geschmeidig, so nachgiebig und gutmütig ist der Mensch; niemals opponiert er; er fügt sich ohne Widerstand dem Willen eines anderen. Hergenommen vom Metall, das dünn und breit geschlagen, sich mit Leichtigkeit in jede beliebige Form biegen läßt, während es sonst den allergrößten Widerstand leistet.

**304. Etwas an den Fingern herzählen.**

S. v. w. es genau wissen und sagen; es Stück für Stück aufzählen, gleichsam wie ein gut unterrichteter Schüler, der beim Aufsagen seiner Aufgaben die Finger gebraucht. Auch lat.: numerare per digitos. Ovid. fast. 3, 123; numerare digitis. Suet. Claud. 21; „si tuos digitos novi", d. i. deine Rechenfertigkeit. Cic. Att. 5, 21, 13; digerere argumenta in digitos, an den Fingern erzählen. Quinct. institut. orat. 11, 3, 114.

**305. Eine Nachricht aus den Fingern saugen.**

D. h. sie erdenken. — Von der Gewohnheit unwahrer Leute, beim Erzählen an den Fingern zu kauen; vgl. lat.: ungues rodere, an den Nägeln kauen, bei langem Nachsinnen. Hor. sat. 1, 10, 71.

**306. Jemand einen Fingerzeig geben.**

Die Finger sind der ausdrucksvolle Teil der Hand; man giebt Zeichen damit. Mit den Fingern kann man sich also auf geheime Weise verständigen. Sprechen, hören, sehen z. B. wird angedeutet durch Fingerdeuten auf Mund, Ohr, Auge; das Decken mit der ganzen Hand bedeutet umgekehrt: nichts hören wollen oder gehört haben u. a. m. — Lat.: loqui digitis nutuque. Ovid. trist. 2, 453.

**307. Den Finger auf den Mund legen.**

S. v. w. schweigen, nicht reden. Von einer allgemein verständlichen Gebärde der Zeichensprache. Die Redensart ist alt; vgl. Tafel 4, 7; 5, 1 der von Mone und Weber herausgegebenen erläuternden Bilder, mit denen mehrere Handschriften des Sachsenspiegels versehen sind; ferner das lat.: manus apponere ad os, zum Zeichen des Schweigens. Caelius ap. Cic. ad fam. 8, 1.

**308. Mein kleiner Finger hat es mir gesagt!**

D. h. ich weiß es auf geheime Art. Aus der Zeichensprache; wie schon in Nr. 306 und 307 dargethan, sind Hand und Finger bei allen Völkern auf vielfache Weise zeichenhaft und bedeutsam; „manus loquax". Petronius, Burm., p. 669; „linguosi digiti". Cassiodor. var. lib. 4, ep. 51.

**309. Sich die Finger verbrennen.**

S. v. w. Schaden von einer Handlung haben; s. die Redensart: Kastanien aus dem Feuer holen.

**310. Ägyptische Finsternis.**

Sprichwörtliche Bezeichnung für die tiefste, schwärzeste Finsternis, bei der man nicht die Hand vor den Augen sehen kann. Nach 2 Mos. 10, 22: „Et factae sunt tenebrae horribiles in universa terra Aegypti." Luther: „da ward eine dicke Finsternis in ganz Ägyptenland drei Tage."

**311. Stumm wie ein Fisch!**

Schon bei den Pythagoräern genoß der Fisch eine gewisse Verehrung, weil derselbe als ein Symbol des Stillschweigens galt, für sie eine der größten Tugenden.

Ebenso versinnbildlichte der Fisch bei den Ägyptern die Schweigsamkeit. — Horaz in den Oden sagt:

O mutis quoque piscibus
Donatura cygni, si libeat sonum.

Und Erasm. Ad.: „Magis mutus quam pisces.“ — Bekanntlich ist die Tierklasse der Fische mit verschwindenden Ausnahmen vollständig stimmlos. Die Laute, die einige von den Fischen von sich geben, werden überdies durch mechanische Bewegung, nicht durch Atmung hervorgebracht.

312. **Faule Fische.**

D. h. verdächtige Handlungen, erdichtete Entschuldigungen. Sprichwort: „Frische Fische, gute Fische“; lat. „piscis, nisi recens, nequam est“, d. h. der Fisch taugt nichts, wenn er nicht frisch, eben gefangen ist. Plaut. Asin. 1, 3, 26.

313. **Nicht Fisch, noch Fleisch!**

S. v. w. es ist nichts Besonderes. — „Neque caro, neque piscis.“ Buchler, „Thesaurus proverbialium sentent. uberrimus“ (Coloniae 1613), S. 153. — In der alten Sprache sind Fisch und Fleisch häufig formelhaft verbunden im Sinne von köstlicher, feiner Speise. „Fleisches unde vische und kleines ezzen was dâ niht.“ Barl. 383, 23. — „Da fressen wir dann fleisch vnd fisch Vnd hond vil me trachten erdacht Dann Cleopatra hat gemacht.“ Murner, „Narrenbeschwörung“, m[5]. — „Das selbig brot schmackt fleisch vnd fisch Wenn sy dem gouch bereyt den disch.“ Murner, „Geuchmatt“, k[4]. — Wie Fisch und Fleisch sind ebenso formelhaft verbunden Wein und Brot, um das zum gewöhnlichen Leben Notwendige zu bezeichnen. So werden im 16. Abenteuer, Str. 12 des Nibelungenliedes nicht nur „vleisc unde vische“, sondern auch „brôt unde wîn“ sprichwörtlich nebeneinander gestellt. — Brant, „Narrenschiff“, 19, 43, 44: „Mancher durch gschwätz sich so begot (= begeht) Er darff (= braucht) nit kouffen wyn noch brot.“ — Ebendas. 26, 5 fg.: „Mydas der kunig wünschen wolt Das alls, das er angriff, würd goldt Do das wor wart, do leidt er nott Dann jm zů gold wart wyn vnd brot.“ — Ebendas. 110[a], 25: „Den segen über wyn vnd brott.“

**314. Sie haben den gefischt!**

Von Proselytenmacherei. — Petrus war ein Fischer, und als Christus ihn aufforderte, ihm zu folgen, sagte er zu ihm: „Du sollst künftig Menschen fischen.“ Später waren die Apostel Menschenfischer, und der Nachfolger Petri, der Papst, trug einen Fischerring und belehnte mit ähnlichen Ringen die hohen Würdenträger der Kirche. Der Fisch ist Symbol des Priesters und der Seele, welche in den segenbringenden Netzen der Kirche gefangen werden soll, um zum Heil zu gelangen. Im Mittelalter hießen die Taufbecken Piscinae (d. i. Fischteiche), und noch heute sieht man auf alten Taufsteinen zuweilen das Bild vom Fisch.

**315. Im Trüben fischen.**

D. i. heimlich seinen Vorteil suchen. — Wenn das Wasser trübe ist, kann man von den Fischen im Wasser nicht wahrgenommen werden. Außerdem ist es Thatsache, daß im trüben Wasser, z. B. da, wo altes und faulendes Holz im Wasser vorkommt, wo Vieh durchs Wasser getrieben wird u. s. w., sich Fische mit Vorliebe aufhalten. Sinn der Redensart ist demnach: die allgemeine Verwirrung benützen, um ungesehen, wie der Fischer, wenn das Wasser trübe ist, seinen Vorteil zu finden. — Engl.: to fish in troubled waters; — frz.: pêcher en eau trouble; auch im Ital., Span., Holl. u. s. w. — Schon Aristophanes läßt seinen Wursthändler zum Demagogen Kleon sagen:

Gleich ja wie Fischer, wenn sie Aal' einfangen wollen, thust Du:
So lange ruhig steht der See, bekommen sie durchaus nichts;
Doch wenn sie aufwärts und hinab den dicken Schlamm gerührt,
Dann giebt es was. — Auch Du bekommst nur, wenn die Stadt
Du aufwühlst!

Lessing: „Wenn Ihr euch in den Haaren liegt (es ist die Rede von Streit über freigeisterische Meinungen), so fische ich im Trüben. Da fällt manche Brocken ab, die keiner von euch brauchen kann, die ist für mich.“

**316. Die Flagge streichen.**

S. v. w. sich ergeben. — Von den Schiffen entlehnt, die ihre Flagge einziehen zum Zeichen, daß sie überwunden sind und sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

**317. Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.**

D. i. einen doppelten Zweck durch ein Mittel erfüllen; zwei Absichten mit einem Mal erreichen. — Engl.: to kill two birds with one stone; — frz.: faire d'une pierre deux coups; — ital.: prendere due colombi con una fava (zwei Tauben mit einer Bohne fangen); — lat.: duo parietes de eadem fidelia dealbare (zwei Wände aus demselben Tünchgefäß weißen). Curio ap. Cic. ad fam. 7, 29.[1]

**318. Die Flinte ins Korn werfen.**

S. v. w. den Mut verlieren. — Die Redensart ist neueren Ursprungs[2] und wahrscheinlich gebildet mit Bezug auf Wilddiebe nach Analogie von früher schon vorhandenen Redensarten, die ebenfalls Zaghaftigkeit umschreiben; vgl. lat.: hastam abjicere den Speer wegwerfen, d. h. alles für verloren geben. Cic. pro Murena 21, 45; — „scutum reliquisse praecipuum flagitium“. Tac. Germ. 6; — und mit einem vom Steuermann entlehnten Bilde: clavum abjicere. Arnobius 3, p. 106.

**319. In den Flitterwochen leben.**

Das Wort „Flitter“ hat hier nicht die Bedeutung des Flimmernden, Glitzernden, wie wir sie z. B. in den Ausdrücken Flitterstaat, Flitterwerk antreffen. Unser „Flitterwochen“ hängt zusammen mit mittelhochdtsch. vlittern (althochdtsch. flitarazzan), d. h. flüstern, kichern, leise lachen, kosen, schmeichelnd liebkosen. Also sind Flitterwochen die Wochen des Kosens und Schmeichelns. Ähnliche Bezeichnungen für diese erste Zeit der Verheiratung sind: Trütlerwoche (in der Schweiz), von trüteln, triuten, liebkosen; Zärtelwoche, von zärteln, kosen; Küßmonat; Honigmonat u. a.

---

[1] Vgl. hierzu folgende Sprichwörter: „Swer zwei werc mit einander tuot Diu werdent selten beidiu guot.“ Vrîd. 115, 10. — „Swer elliu dinc besorgen wil Daz ist alles leides zil.“ Vrîd. 58, 13. — „Wer zwen weg wil gan Der mûs zwai langi bain han.“ Diutisca I, 325. — „Der vocht zwen hasen vff ein mol Wer meynt zweyn herren dienen wol Vnd richten Vß me dan er sol.“ Brant, „Narrenschiff“, 18, α—γ. — „Nemo potest duobus dominis servire.“ Matth. 6, 24.

[2] Flinte kommt von flint, d. i. Kiesel, Feuerstein am Flintenschloß.

**320. Einem einen Floh ins Ohr setzen.**

Auch frz.: on lui a mis la puce à l'oreille. — Sprichwörtliche Metapher, s. v. w. einem eine beunruhigende Sache offenbaren.

**321. Er hört die Flöhe husten!**

S. v. w. er dünkt sich weise. — Seb. Franck 1, 78: „Er hört die flöh hůsten, das graß wachsen." — Ironischer Ausdruck; denn derjenige müßte wirklich ein feines Gehör haben und klüger als andere Menschenkinder sein, der Flöhe husten hörte! Ähnlich sagt man auch: Er hört das Gras wachsen! die Spinnen weben! Er kann den Mücken zur Ader lassen! Alle diese Ausdrücke dienen dazu, Afterweisheit und Superklugheit zu geißeln und zu verspotten. Der Mückenaderlaß und der Flöhhusten sind wohl die sinnlichsten und darum lächerlichsten Ausdrücke. Eine mehr feine und darum sehr scharfe Ironie liegt in der Redensart: Gras wachsen hören (s. d.), die Bürger in seinem Gedicht: „Der Abt von St. Gallen" sehr treffend anwendet, indem er den Kaiser zum dicken Abt sprechen läßt: „Man rühmt, ihr wärt der pfiffigste Mann, ihr höret das Gräschen fast wachsen, sagt man!"

**322. Flöhe hüten.**

D. h. Unnützes, Vergebliches thun; von unausführbarer Bewachung; vgl. das Sprichwort: „Lieber eine Wanne voll Flöhe, als ein hübsches Mädchen hüten." — Bebel (a. 1507) Nr. 84: „Difficillima dicitur esse custodia mulierum: adeo ut mille pulices ex proverbio facilius contineantur in uno loco, quam castitas unius mulieris pravae et libidinosae." — Seb. Franck 1, 27: „Weiber hüten. Einer wannen vol flöh hüten." — Burkh. Waldis 2, 88, 27:

> . . . Wolt lieber jar vnd tag
> fünfhundert floe in einem sack
> zu velde tragen alle morgen,
> schütten ins graß, vnd dafür sorgen,
> das ers brecht wieder all zu mal
> vnd jm nicht einr fehlt an der zal.

Zu vgl. Brant, „Narrenschiff", 32, $\alpha$—$\gamma$:

> Der hůtt der hewschreck an der sunn
> Vnd schůttet wasser jn eyn brunn
> Wer hůttet das eyn frow blib frum.

Auf dem Holzschnitt zu diesem Kapitel: „Von frowen huetten" ist dargestellt, wie ein Narr Wasser in einen Brunnen gießt, ein anderer Ziegelsteine wäscht, endlich ein dritter mit einer Keule Heuschrecken hütet.

### 323. Flöten gehen.

S. v. w. verloren gehen. — „Flöten" ist aus dem niederdtsch. fleiten (angelsächs. fleotan) = fließen entstellt, indem das Participium praeteritum des niederdeutschen Verbs „fleuten" an das gleichlautende niederdeutsche Substantiv „fleut", d. i. neuhochdtsch. Flöte (frz. flûte, von flatus, flare = blasen) volksetymologisch angelehnt ist. Unsere Redensart bedeutet also eigentlich: im Flusse verloren gehen.

### 324. Flügel bekommen.

D. h. die Kraft, das Vermögen findet sich. Von jungen Vögeln entlehnt, die flügge werden. —

Einem die Flügel beschneiden:

d. h. seine Freiheit einschränken. Von den Hausvögeln. —

Die Flügel sind ihm gewachsen:

d. h. er ist tüchtig geworden.

### 325. Die Flügel hängen lassen.

Von dem, der nach genommenem Anlauf bald nachläßt, mutlos und traurig wird. — Die Metapher ist ebenfalls vom Vogel, der durch langes Fliegen oder durch Krankheit ermattet, die Flügel hängen läßt und nicht weiter zu fliegen vermag, weil seine Flugkraft erlahmt ist. Im übertragenen Sinne angewendet auf einen Menschen, dessen Mut und Kraft durch Mißlingen seiner Arbeit oder durch andere Unfälle so gesunken ist, daß er sich nicht mehr zu neuen Anstrengungen fähig fühlt.

### 326. Sich die Flügel verbrennen.

S. v. w. durch Unbedachtsamkeit, Übereilung zu Schaden kommen. Von den Nachtschmetterlingen entlehnt, die ins Licht fliegen.

327. **Einen vor Liebe fressen.**[1]

Hyperbolischer Ausdruck zur Bezeichnung übermäßig leidenschaftlicher Verliebtheit. Schon im Mittelalter bekannt, wie W. Wackernagel in Haupts „Zeitschrift“, VI, 194 fg. dargethan hat. „Einen vor lieb verkiuwen.“ Liedersaal I, 395. „Für zucker niezen.“ Vgl. Haupts „Zeitschrift“, a. a. O. — Die bekannten Sagen von Liebhabern, deren ausgeschnittenes und geröstetes Herz ihren Damen von den beleidigten Gatten zu essen vorgesetzt wird[2], können nicht wohl zur Erklärung der Redensart herangezogen werden, weil einerseits alle diese Sagen undeutscher Herkunft sind und bei uns zu spät heimisch geworden, um für ein so altertümliches Sprichwort den Anlaß zu geben. Andererseits verzehren in jenen Sagen die Weiber das geröstete Herz, resp. das zerstückelte Fleisch ihres Liebhabers unbewußt, während dagegen das sprichwörtliche „Fressen vor Liebe“ ein bewußt gewolltes ist. Das richtige Verständnis des Ausdrucks geht nach Wackernagel auf die ganz natürliche Empfindung zurück, die wirklich solche Gelüste trägt, zugleich aber auf ebendaher rührende Vorstellungen und Gebräuche des ältern Heidentums. Wir denken hier vor allem an die veraltete abergläubische Vorstellung von den Vampyrn; das sind M e n s c h e n, oder vielmehr deren G e i s t e r, die ihre Gräber verlassen und den Schauplatz ihrer frühern Thätigkeit wieder aufsuchen, um den noch lebenden Angehörigen das Blut auszusaugen. Wir erinnern an die meisterhafte Behandlung dieses Stoffes in Goethes großartiger Ballade: „Die Braut von Korinth“.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn,

---

[1] Die alte Sprache sagt vom Pferd und andern Tieren essen (nicht fressen), z. B. Parcival 14485; Walth. 82, 19; Suchenw. 4, 437; dagegen vom Menschen bald essen, bald fressen.

[2] Vgl. die provenz. Biographie des Guillem von Cabestanh; ferner Diez, „Leben und Werke der Troubadours“, S. 77 fg., und Wolff, „Über die Lais“, S. 236.

Und das junge Volk erliegt der Wut.
Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben!
Du versiechest nun an diesem Ort.

Noch ein Beispiel aus Saxo Grammaticus („Historia Danica“, lib. V, fol. 49 der Pariser Ausgabe vom J. 1514). Hier fällt Asvit, nachdem er sein Pferd und seinen Hund, welche ihm ins Grab mitgegeben worden, aufgezehrt hat, einen noch lebenden Freund an.

An diese früher weit verbreitete Vorstellung, die vielleicht darauf beruht, daß die Angehörigen eines unlängst Verstorbenen diesem aus irgendwelcher Ursache bald nachfolgten, scheint sich unser heute nur bildlich gebrauchtes Sprichwort anzulehnen.

328. **Er hat einen Narren an ihm gefressen!**

S. v. w. er hat eine außerordentliche, blinde Liebe zu ihm. Die Redensart ist eine Anwendung der vorigen auf die bestimmte Personenklasse der Hofnarren, die früher an den Höfen der Fürsten sehr gern gesehen und zur Unterhaltung und Ergötzung der Herrschaften bestimmt waren. Ein Narrenschwank des H. Sachs ist betitelt: „Der Narrenfresser“, abgedruckt in Zarnckes Ausgabe von Brants „Narrenschiff“, S. CXXXI fg. Hier verzehrt der Narrenfresser die mit Narrheiten behafteten Menschen. Einen Narren fressen ist s. v. w. die Narrheiten anderer begierig aufnehmen und sich für dieselben erbauen. Der Ausdruck „Narr“ ist hier die Personifikation der Narrheiten eines Menschen. Eiselein erklärt: „Die übliche Redensart: er hat den Narren an ihm gefressen, heißt wohl am sichersten: er ist von des andern Natur und Manieren so sehr eingenommen und ihm gewogen, daß er hierin fast ein Narr zu sein scheint; wie man sich auch in ähnlichem Sinne ausdrückt: er ist in ihn (sie) vernarrt; — er möchte sie vor Liebe fressen.“

329. **Freund Hein.**

Ist ein älterer, volkstümlicher Name für den Todesengel, der durch Matth. Claudius und Musäus in die deutsche Dichtersprache heiteren Tones eingeführt worden ist.

Über die Entstehung des Ausdrucks sind die Meinungen sehr geteilt. Kurz, „Geschichte der deutschen Litteratur“,

IV, 541 Anmerkung, sagt: „Der Ausdruck Freund Hein zur Bezeichnung des Todes stammt von Claudius her, der jedoch «Hain» schrieb. Wenn wir nicht irren, war es der Name eines seiner Freunde, den er wegen seiner Gestalt mit einem Gerippe verglich."

Grimm, „Mythologie", S. 811, findet in dem in ganz Deutschland bekannten Ausdruck Freund Hein eine Abkürzung von Heinrich und bezüglich des Alters äußert er sich „Mythologie", S. 495: „Eine andere, weit jünger als «Blicker» scheinende, jetzt aber allgemein bekannte Benennung des Todes ist Freund Hein oder Hain; ich kann sie nicht einmal bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaufführen."

Nach Braun[1], der, um der Redensart „Freund Hein" sicher auf die Spur zu kommen, die acht Bände des „Wandsbecker Boten" durchgelesen hat, ist es mehr als zweifelhaft, daß Claudius den Ausdruck zuerst gebraucht hat. Er findet sich in den „Volksmärchen der Deutschen" von Musäus auf einem fliegenden Blatt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und bedeutet namentlich in den untersten Schichten dasselbe wie „Gevatter Tod" im Norden. Wahrscheinlich ist der Tod hier als Kobold Heine, Heinze, Heinzelmann zu denken[2], der durch das Epitheton „Freund" nach altheidnischer Anschauung als ein heiteres, freundliches Wesen bezeichnet wird.

**330. Ich traue dem Frieden nicht.**

Diese Redensart schreibt sich noch aus der Zeit, wo der Landfriede, gestiftet auf dem Reichstage zu Worms (1495), den Fehden, welche Deutschland verheerten, ein Ende machen sollte. Bekanntlich war der Arm der weltlichen Gerechtigkeit früher noch sehr schwach; es gab noch keine allgegen-

---

[1] Braun, „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers", Bd. 3, Kap. 4.

[2] Heine und Heinze sind Abkürzungen von Heinrich, die wegen ihrer allgemeinen Verbreitung hier appellative Bedeutung haben. Heinz ist z. B. auch Appellativausdruck für Narr, Dummkopf; bei Brant, „Narrenschiff", Kap. 5 wird der auf dem Holzschnitt daselbst abgebildete Narr „Heintz Narr" genannt. In demselben Sinne redet Luther König Heinrich VIII. kurzweg mit Heinz an.

wärtige und allwissende Polizei; jeder konnte ungehindert mit seiner Freunde Beistand gegen andere Fehden erheben, Rache nehmen oder Sühne erzwingen. Die Größe der Sühne hing ganz von der Willkür des Siegers ab; keine Staatsgewalt regelte hier. „Ein Eisen aber macht das andere scharf.“ So entstand ein Zustand ewiger Befehdung, bei dem jede gedeihliche Entwickelung einer staatlichen Ordnung unmöglich war. Erst mit dem Fortschritte der Civilisation, ganz besonders mit dem 1495 von Maximilian I. gestifteten Landfrieden wurde das Fehderecht gezügelt und dadurch jede bewaffnete Selbsthilfe sowie alles Faustrecht bei Acht und Bann verboten. Das Mißtrauen gegen diesen Frieden, der noch häufig genug gebrochen wurde, ist dann Veranlassung geworden zu der sprichwörtlichen Formel: „Ich traue dem Landfrieden nicht.“

331. **Mit jemand die Friedenspfeife rauchen.**

Friedenspfeife (frz. calumet) heißt die buntverzierte, hölzerne Tabakspfeife, welche bei den Friedensverhandlungen der nordamerikanischen Wilden eine bedeutende Rolle spielt. Ein Häuptling raucht sie mit einigen Zügen an und reicht sie dann dem Abgesandten des feindlichen Stammes sowie den übrigen Vornehmen, sodaß sie bei den Friedensverhandlungen stets im Kreise herumgeht. Auch den Europäern wird sie beim Schließen von Friedensverträgen zum Rauchen dargeboten.

332. **Front machen gegen jemand.**

D. h. eine verteidigende oder angreifende Stellung einnehmen. Aus der Militärsprache.

333. **Ein (aufgeblasener) Frosch sein.** S. aufgeblasen sein.

334. **Dem Fuchs beichten.**

S. v. w. seinem Feinde Geheimnisse anvertrauen; ital.: confidare i suoi segreti al nemico. Die Redensart gemahnt an die alte Tiersage; vgl. den Ausdruck: „Der Fuchs predigt den Hühnern“, d. h. der Schlaue übertölpelt, überlistet den Arglosen. Im süddeutschen Volksglauben gilt Reineke noch heute als nicht ganz geheuer. Man wähnt,

daß dem durchtriebenen Tiere nicht zu trauen sei.[1] Wegen der seinem Wesen eigentümlichen List ist der Fuchs das Sinnbild eines verschmitzten, durchtriebenen Menschen. Schon Christus nennt Luk. 13, 32 den Herodes einen Fuchs.

335. **Das (die Meile) hat der Fuchs gemessen und den Schwanz zugegeben.**

Die Redensart wird angewandt, wenn das wirkliche Maß über das angegebene weit hinausgeht. Der Schwanz des Fuchses zeichnet sich durch seine bedeutende Länge aus. Wahrscheinlich aus der Tierfabel.

336. **Den Fuchsschwanz streichen.**

S. v. w. schmeicheln, nach dem Munde reden. — Geiler sagt (nach Zarncke, „Kommentar zum Narrenschiff", 36, 1): „Christus hat den Juden nit den Fuchsschwanz durch das Maul gezogen, sunder ihnen gestrelet mit der Hechel." — Auf dem Holzschnitt zu dem von „buolschaft" handelnden 13. Kapitel in Brants „Narrenschiff" ist Venus und vor ihr Cupido abgebildet. Letzterer hat an der Hüfte einen

---

[1] Man glaubt z. B., daß unter seiner Gestalt sehr oft ein Geist umgehe. So berichtet Bodin (in der Zeitschrift „Natur", Halle 1886, S. 116) eine in Süddeutschland viel gehörte Geschichte, wie Jäger Wendel einen schönen, großen, langgeschweiften und dickbepelzten Fuchs auf einem Steinhaufen sitzen sah. Sachte schlich er hinan und brannte ihm die ganze Ladung auf den Pelz. Nun lief Reineke langsam davon. Zum zweiten und dritten Male ging es ihm ins Gesicht. Er war aber nicht tot, fiel nicht, grinste den Jäger furchtbar an, um darauf dem Walde zuzueilen. Die Folge war, daß von dieser Stunde an der alte Weidmann sein Gewehr nicht mehr brauchen konnte. Derselbe Wahn begegnet im schwäbischen Oberlande. Unter der Burg am Bussen hatte Reineke sein Malepartus und mehrere Junge. Der Jäger von Offingen vernahm von diesem „Teufelsviehe", welches die Leute nicht scheue, vielmehr oft erschrecke. „Dem will ich eins n'aufpfeffern", sprach unser Forstmann und ging gegen Abend auf den Anstand. Reineke ließ nicht lange auf sich warten und stellte sich keck und unverschämt vor den Jäger hin. Dieser zielte scharf; als er im Begriffe war abzudrücken, machte der Fuchs einen Satz, stand nur einen Schritt vor dem Jäger und guckte ihn mit feurigen Augen an, die wie Pflugräder erschienen. Erschreckt schlotterte der Offinger heim und lag nach acht Tagen bereits im Grabe.

Köcher hängen, der fast einem Fuchsschwanz gleicht. — H. Sachs läßt (nach Zarncke a. a. O.) die Metzen im Venusdienst sagen: „Da wir den Armen vnd den Reichen Mit einem Fuchsschwantz die Federn abstreichen." Wir haben hier sonach dieselbe Vorstellung wie in Redensart 283.

337. **Er kann nicht fünf zählen!**

D. h. er versteht nichts, er ist einfältig, dumm. — Schon im Altertum war sprichwörtlich: nescit, quot digitos habet in manu, er weiß nicht, wie viel Finger er an der Hand hat. Plaut. Persa 2, 2, 5. — „Non potest numerare supra quinque." Nach Zenodotius. Eiselein, S. 195.

338. **Fünf gerade sein lassen.**

Fünf ist eine ungerade Zahl; wer dieselbe für gerade ansieht, nimmt es nicht genau, geht nicht streng genug zu Werke.

339. **Das fünfte Rad am Wagen.**

Von jemand, der bei einer Sache völlig überflüssig ist. — Ein schon im Mittelhochdeutschen geläufiges Sprichwort: „Der wagen hât deheine stat (d. h. hat keine Stelle), dâ wol stê daz fünfte rat." Vrîd. 127, 12 (41?). — „Ein klosterlugner bœser ist und arger denn des tiuvels list: er verirt daz klôster, hœr ich sagen, recht als daz vünfte rat den wagen." Boner 84, 83. Vgl. auch Herborts von Fritzlar „liet von Troye", herausgegeben von Frommann, V, 83: „so zele man mich zem fünften rade."

340. **Auf großem Fuße leben.**

Von jemand, der viel Aufwand macht. — Die Redensart verdankt ihren Ursprung einer mittelalterlichen Modethorheit. Um das Jahr 1090 lebte Gottfried von Plantagenet, Graf von und zu Paris, einer der schönsten und geistreichsten Lebemänner seiner Zeit. Derselbe hatte auf der großen Zehe seines rechten Fußes einen überaus starken Fleischauswuchs, der seinen zierlichen Fuß verunstaltete. Um dieses Gebrechen zu verbergen, verfiel er auf die Idee, Schuhe mit nach aufwärts gebogenen Schnäbeln zu tragen. Von der höfischen Mode sogleich adoptiert, fand diese Fußbekleidung, à la poulaine genannt, bald allgemeine Verbrei-

tung. Die hervorragenden Spitzen waren mit Werg ausgestopft und bei Stutzern manchmal von so bedeutender Länge, daß sie mit einer Kette oder Agraffe, wohl auch mit einer Schelle versehen, ans Knieband oder an den vorderen Lappen des Schuhes selber festgebunden wurden. Eigentliche Stiefel werden in dieser Periode bloß von Reitern bei der Jagd und im Kriege getragen. Im 14. Jahrhundert hatten die Schuhe ein bestimmtes Längenmaß nach dem Range der Personen, die sie trugen. Die Bürgerlichen trugen Schuhe mit sechs Zoll langen Schnäbeln; die Ritter und Barone hatten Schnäbel bis zu einem Fuß, während die Grafen und Fürsten allein Schuhschnäbel von zwei Fuß Länge tragen durften.[1] Diese Mode wurde im 15. Jahrhundert überall verboten. Die Geistlichkeit eiferte von den Kanzeln herab gegen die beschnäbelten Schuhe. Der Senat der Universität Leipzig erließ im J. 1463 folgendes Verbot gegen die spitzen Schuhe: quod omnes et singuli magistri artium decenter habituati incedant, calceis non rostratis. „Älteste Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig", herausgegeben von Drobisch in den „Berichten über die Verhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig", philosophisch-historische Klasse, Bd. I, 1849, S. 113; vgl. auch Haupts „Zeitschrift", VIII, 318 und 469; ferner Brants „Narrenschiff", Vorrede 115—117.

**341. Etwas auf den alten Fuß bringen.**

S. v. w. eine Sache in den guten vorigen Stand setzen. — Diese Redensart steht mit der vorigen im Zusammenhang; sie bezieht sich auf die allgemeinen Klagen und Verbote, welche im 15. Jahrhundert gegen die Schnabelschuhe erlassen wurden.

**342. Einem etwas unter den Fuß geben.**

D. h. jemand Nachrichten zutragen, ihn heimlich benachrichtigen. — Die Redensart ist eine Nachbildung des lat. suppeditare (sub-pedi-tare) alicui aliquid.

---

[1] Zu vgl. „Gartenlaube", Leipzig 1856, S. 537: „Die Weltgeschichte in Schuh und Stiefeln."

343. **Mit einem Fuß im Grabe stehen.**

Von Schwerkranken gebräuchlich, die mit dem anderen Fuß auch bald im Grabe sind. — Lat.: alterum pedem in cymba Charontis habet. Als Proverbium angeführt bei Weismann, „Lex. lat.“, 1758, S. 242; desgl. bei Erasm. Ad., S. 392 (nach Lucian, Suidas u. a.). — Seb. Franck: „Er stadt mit dem einen fůß im grab.“ — Ferner: „Er gadt vff der grůb.“ — Brant, „Narrenschiff“, 5, α: „Wie wol jch vff der gruben gan.“ Auf dem Holzschnitt zu dem Kapitel findet sich ein alter Narr, auf Krücken, mit einem Fuß im Grabe stehend. Wir finden hierin eine Beziehung zu der alten, schon in Nr. 10 erörterten Vorstellung von der Totenüberfahrt.

344. **Jemand zu Füßen fallen.**[1]

Auch reflexivisch: „sich jemand zu Füßen werfen“; s. v. w. Unterwürfigkeit bezeigen. — Von der früher allgemeinen Sitte, daß der Besiegte sich, um Gnade flehend, dem Sieger zu Füßen warf. Wohl pflegte dieser dann seinem am Boden liegenden Feinde den Fuß auf den Nacken zu setzen, als ein Zeichen vollständigster Unterwerfung. Hiervon zu unterscheiden ist eine andere Gebärde der Unterwürfigkeit, der Kniefall, der nichts Entehrendes hat und ebenfalls schon im Mittelalter üblich war. — Man biegt Gott zu Ehren die Kniee; der Ritter kniet vor der Frau. Iwein 2170; 2283; die Jungfrau vor dem Helden („virgo viri genibus curvata profatur“). Waltharius 246; der Schalk vor dem Herrn. Walther von der Vogelweide 28, 23.

345. **Stehenden Fußes!**

Diese formelhafte Umschreibung für augenblicklich, sogleich ist wahrscheinlich auf den Rechtsbrauch zu beziehen, daß derjenige, welcher mit seinem Urteil nicht zufrieden war, dasselbe gleich auf der Stelle, unverwandten Fußes im Fußstapfen (stante pede) anfechten oder, wie es in der alten Sprache hieß, schelten mußte; denn sonst wurde es rechtskräftig.

---

[1] In dieser Redensart hat „fallen“ noch den aktiven Begriff des Stürzens, der früher vielmehr gefühlt wurde als heute.

„Auch waz vor dem dorfgreven und den nachgeboren gewiset wirt, wolde sich imant des berufen gein keuchen an das oberste gerichte, der mag iß thun unverzogelich, unberaden und standes fußes, e er hinder sich trede.“ Keucher, Weistümer (a. 1430). Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 866.

„Stande sal man ordel scelden“, d. h. sogleich es anfechten. Sachsenspiegel 2, 12.

### 346. Koloß mit thönernen Füßen!

Wir sprechen davon nach dem Vorgange Daniels 2, 31—34: „Du König sahest, und siehe, ein sehr großes und hohes Bild stand gegen dir, das war schrecklich anzusehen. Desselben Bildes Haupt war von feinem Golde, seine Brust und Arme waren von Silber, sein Bauch und Lenden waren von Erz. Seine Schenkel waren Eisen, seine Füße einesteils Eisen und einesteils Thon. Solches sahest du, bis daß ein Stein herabgerissen ward ohne Hände, der schlug das Bild an seine Füße, die Eisen und Thon waren, und zermalmete sie.“

Bekanntlich drohte Pius IX. am 24. Juni 1872, daß dem Koloß des neuen deutschen Kaiserreichs ein Steinchen den Fuß zerschmettern werde. — Jenes Traumgesicht des Königs Nebukadnezars, denn dieser war es, der die Vision (Dan. 2, 31—34) hatte, kann uns nicht so sehr befremden, wenn wir bedenken, daß es solche eiserne und thönerne Statuen wirklich gab.

### 347. Auf schwachen Füßen stehen.

D. h. fallen wollen. Vom Eigentum, das sehr verschuldet ist; auch von Behauptungen, die sich nicht aufrecht erhalten lassen. — Entweder beruht diese Redensart auf dem Bild vom Koloß mit thönernen Füßen, oder sie ist abgeleitet von einem schwächlichen, kranken Menschen. Der Ausdruck „Fuß“ bezeichnet in der Sprache des gewöhnlichen Lebens meist die ganze untere Extremität, das Bein. Da dieses die ganze Last des Körpers beim Gehen, Stehen u. s. f. zu tragen hat, so vermag der Fuß, dem die dazu nötige Festigkeit und Stärke im Knochengerüst mangelt, die auf

ihm ruhende Belastung nicht zu tragen, nicht aufrecht zu erhalten.

348. **Auf eigenen Füßen stehen**, s. Jemand auf die Beine helfen.

## G.

349. **Das ist nur eine Galgenfrist!**

Ursprünglich bedeutet der Ausdruck die dem zum Galgen verurteilten Übelthäter gewährte Gnadenfrist, bevor die Strafe des Gehängtwerdens vollzogen wird. Jetzt wendet man die Redensart nur noch in folgendem Sinne an: jemand einen Aufschub in betreff einer unangenehmen Sache zugestehen, die doch zu schlimmem Ausgang führt.

350. **Falsch wie Galgenholz**; s. Nr. 272.

351. Er ist ein **Galgenstrick, ein liederlicher Strick!**

Von einem nichtswürdigen Menschen, der gleichsam den Strick verdient, wert ist, am Galgen gehängt zu werden.

Einen **Galgenhumor** besitzt derjenige, der in einer schlimmen Lage noch Witz und Humor hat, wenn auch nicht ohne Bitterkeit, gleichwie ein zum Galgen Verurteilter.

352. **Die Galle läuft ihm über.**

D. h. er wird zornig. Die Redensart ist hergenommen von der Erscheinung, daß sich bei gewissen Gemütsbewegungen Galle von intensiv bitterm Geschmacke aus dem Blute ausscheidet; daher auch der Ausdruck: jemand etwas vergällen, s. v. w. es ihm verleiden.

353. **Einen am Gängelbande führen.**

S. v. w. ihn wie ein Kind nach seinem Willen leiten. — Zu vergleichen die Redensart: jemand an die Longe nehmen[1]; ferner das lat.: funem ducere und sequi, den Strick leiten und ihm folgen, also: gebieten und gehorchen; Hor. epist. 1, 10, 48: „imperat aut servit collecta pe-

[1] Hergenommen von dem ersten Unterricht junger Pferde oder Reiter, wobei die Longe angewandt wird, d. i. eine Leine, an welcher man Pferde den Rundlauf machen läßt. — Fuhrleute haben ihre Pferde am Leitseil oder Leitriemen.

cunia cuique, tortum digna sequi potius, quam ducere, funem."

354. **Es ist gäng und gäbe.**

S. v. w. es ist im Gebrauche, gültig. — Dieser allitterierende Ausdruck ist ursprünglich auf Geld und dessen Umlauf angewendet und bedeutet zunächst: es ist gangbar, es kursiert und ist geeignet, gegeben zu werden. Später erweiterte sich die Bedeutung und bezeichnet nun alles, was geläufig, gebräuchlich ist.

Gäng und gäbe wird in einer Urkunde Kaiser Karls IV. vom J. 1351 so ausgedrückt: „denarii *usuales et dativi*", welches offenbar eine Übersetzung der damals schon existierenden Redensart ist. In einer Urkunde Wortwins von Aschaffenburg (1191) findet sich: „sex solidi Wirzeburgensis monetae, quae tunc melior *currit*, in festo beati Andreae Ap. solvantur." An einer andern Stelle werden Münzen erwähnt, welche currentes vel usuales sind.

355. **Dumme Gans.**

Der Ausdruck dient ebenso wie „Esel" zur Bezeichnung geistiger Beschränktheit.[1] Vgl. Muscatblut 91, 40: „Des mucht ein gans wol lachen." — Brant, „Narrenschiff", 34, α—β: „Manchen dunckt, er wer witzig gern Vnd ist ein ganß doch." — Sprichwort: „Als ist eyn ganß geflogen vß Vnd gagack kumbt wider zů huß." Brant, „Narrenschiff", 34, 13. — „Ein gans vber meer Ein gans wider her Ein gans vber Rhein Ein gans wider heim."[2] Gödeke, „Elf Bücher",

---

[1] Umgekehrt war die Gans bei den Römern ein Gegenstand der Verehrung. Sie war der Juno heilig und wurde in dem Tempel derselben unterhalten, weil Gänse in jener bekannten verhängnisvollen Nacht die Gallier noch früher als die Hunde merkten. Zum Andenken an die „rettende That" der schnatternden Vögel wurde noch lange Zeit hindurch jährlich auf dem Kapitol ein Umzug gehalten, wobei dann der weiße Vogel mit großer Pracht auf einer Sänfte um den Tempel der Juno getragen wurde, während ein Hund als Vertreter der unaufmerksamen Wächter lebendig ans Kreuz geschlagen wurde.

[2] Ähnlich Hor. epist. 11, 27: „caelum, non animum mutant, qui transmare currunt", wer über See geht, ändert das Klima und nicht den Charakter. Vgl. Nr. 383, Anmerkung 2.

I, 215b. — Häufig werden im verächtlichen Sinne Gänse und auch Enten zusammen genannt mit Frauen, wobei in der Regel des nachahmenden Schnatterns[1] gedacht wird zur Bezeichnung von unanständigem und vielem Sprechen. Wolkenstein 31, 4, 37: „Alte weib und enten Gehörend in ainen sê[2], Was sol man dran verquenten, Kain vich das snattert mê.“ — Seb. Franck, II, 91b: „Dry frouwen, dry gens, vnd dry frösch machend ein jarmerckt.“ — Fischart, „Praktik“: „Drei weiber vnd sechs genß werden ein klappermarckt anrichten.“

**356. Es überläuft mich eine Gänsehaut!**

Diese eigentümliche Hauterscheinung zeigt sich namentlich bei heftigen Gemütsbewegungen, auch bei Einwirkung der Kälte auf die Haut, wobei die letztere kühl und bleich wird, ihre natürliche Schwellung verliert und eine große Anzahl kleiner Knötchen zeigt, ähnlich denen, die man an der Haut gerupfter Gänse sieht; daher die Bezeichnung „Gänsehaut“. — Im „Faust“, I., sagt Margarethe:

Mich überläuft's!

Worauf Faust:

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!

So ist die Wirkung der Leidenschaft auf die Haut: Freude macht sie röter, Ärger gelb, Furcht weiß und treibt die Haarbälge so empor, daß die glätteste Haut zur Gänsehaut wird.

---

[1] Der Ausdruck „Schnattern“ ahmt den rauhen und schneidenden Schall aus der Kehle der Gänse nach. Wenn nun von einer Gesellschaft von Frauen, deren schönster Schmuck Anmut ist, gesagt wird, daß sie den ganzen Abend geschnattert haben, so ist das ein sehr starker Ausdruck.

[2] In dem provençalischen Roman „Flamenca“ 1549 werden Damen, die dem außen Wachehaltenden zu lange im Bade bleiben, Gänse genannt, die das Wasser nicht verlassen mögen. („Mai voles bain que non fan aucas“.)

**357. Jemand eine Gardinenpredigt halten.**

S. v. w. ihm Vorwürfe machen, gleichsam wie eine Ehefrau ihrem Manne hinter den Gardinen (= Vorhängen) im Bett, dann überhaupt ohne Zeugen. Zu vergleichen sind Redensarten wie: jemand eine Kapuzinade halten (nach Schillers Kapuzinerpredigt), jemand die Leviten, die Episteln, das Kapitel, den Text lesen.

**358. Einen ins Garn locken; ihn umgarnen.**

S. v. w. ihn zu fangen suchen. — Von dem sogenannten Deckgarn, das man über die auf der Erde sitzenden Vögel (Rebhühner, Fasanen, Lerchen) zieht, um sie zu fangen. Schon Ezechiel 12, 13, sagt: „Ich (der Herr) will mein Netz über ihn werfen (den König), daß er in meiner Jagd gefangen werde.“ Ähnlich Hos. 7, 12; Habak. 1, 15. Ferner: Brant, „Narrenschiff“, 39, α: „Wer öfflich (kontrahiert aus öffentlich) sleht syn meynung (d. i. Absicht) an Vnd spannt syn garn für yederman Vor dem man sich lycht hütten kann.“ — Ebenda 64, 53: „Dann frowen der hertz ist eyn garn Vnd strick, dar jn vil doren farn.“ Vgl. Pred. 7, 27: „Ich fand, daß ein solches Weib, welches Herz Netz und Strick ist und ihre Hände Bande sind, bitterer sei, denn der Tod.“ — Ferner Fr. Rückert:

Wein und schöne Mädchen
Sind zwei Zauberfädchen,
Die auch die erfahrnen
Vögel gern umgarnen.
(„Östliche Rosen“, die zwei Nächte.)

Ein ähnliches Gestrick wie das Garn ist das Netz, das ursprünglich nur das Fischnetz bezeichnete; daher die Wendungen: einem ein Netz stellen, ihn mit Netzen umstellen, umspinnen, umstricken; ins Netz gehen, ihn im Netze haben u. dgl. m.

**359. Einen Gassenhauer trällern.**

D. i. ein Lied, das allgemein auf den Gassen gesungen wird. — Adelung hält den letzten Teil in Gassenhauer für dunkel, giebt deshalb auch keine Ableitung davon, sondern erwähnt

bloß, daß Frisch glaube, es sei dabei auf das Hauen oder Wetzen auf den Steinen gesehen worden, welches man wahrnehmen kann, wenn fröhliche Haufen singend auf den Gassen umherziehen. Im Süddeutschen bedeutet hauen (nach Schmeller, II, 130) s. v. w. laufen; aufhauen ist in Wien ein Kraftwort für tanzen. Gassenhauer bezeichnet demnach ursprünglich einen Tanz auf der Gasse; dann das Lied auf der Gasse, das Volkslied. Daß die „Gassenhauer" jedoch eine bestimmte Art Lied gewesen sein müssen, geht u. a. daraus hervor, daß in allen Liedersammlungen: „Gassenhawer und Reuterliedlein", „Gassenhawer, Reuter- und Bergliedlein", von H. Sachs „geistliche Lieder, Gassenhauer, Kriegslieder und Buhllieder" unterschieden werden. Jedenfalls sind es Lieder, die von Gassengängern auf den Gassen gesungen werden.

**360. Jemand ins Gebet nehmen.**

S. v. w. ihn zur Rechenschaft ziehen; ihn vornehmen, um ihm etwas zu verweisen. Hergenommen von den Sittenpredigern, die den Tadel für jemand mit ins Gebet, resp. den Text ihrer Predigt einflechten.

**361. Geborgen sein.**

S. v. w. sich in Sicherheit befinden, einer Gefahr entronnen sein. Ein aus der Seesprache entnommener Ausdruck; bergen bedeutet hier: die Güter eines gescheiterten Schiffes retten; ferner ein Schiff, oder wenigstens dessen Ladung und Mannschaft aus Seenot durch Sturm oder andere elementare Ereignisse, oder aus Feindesgewalt, auch aus den Händen der Seeräuber erretten.

**362. Von des Gedankens Blässe angekränkelt sein.**

Sinn der Redensart, daß die blühende, gesunde, frische Gesichtsfarbe geschwunden ist infolge der blaßmachenden Wirkung der Bedenklichkeit, des Zauderns und der Erregtheit überhaupt; daß die thätige Energie gelähmt ist durch das Übermaß melancholischer Betrachtung. — Nach Shakespeares „Hamlet", III, 1:

And thus the native hue of resolution
Is sicklied o'er with the pale cast of thought.

Diese kühne Figur, die nur in der Dichtersprache und in der gewählten Rede üblich ist, hat ein Analogon in dem Ausdruck: „bleiche Gedanken", wo bleich stärker ist als blaß. Delius erklärt die Shakespearesche Stelle also: „Der natürlichen Hautfarbe (hue) in ihrer gesunden Frische wird hier die blasse aufgetragene Farbe (cast), welche jener ein kränkliches Aussehen giebt, ebenso entgegengestellt, wie der Entschlossenheit zur That (resolution) die Bedenklichkeit des Zauderns (thought)."

**363. In Gedanken sein.**

Heißt eigentlich in seine Gedanken vertieft oder verloren sein, sodaß man auf die äußern Dinge nicht achthat; doch sagt man auch von „Zerstreuten"[1], die oft nicht eigentlich denken, sondern nur träumen, daß sie in Gedanken seien.

**364. Das ist weder gehauen, noch gestochen!**

Diese Redensart wird angewandt, wenn jemand etwas Unzutreffendes sagt, etwas, das den Nagel nicht auf den Kopf trifft. Sie stammt wahrscheinlich vom Fechtboden, wo der Lehrer seinem Fechtschüler die obigen Worte zuruft, wenn Hieb und Stich bei einem Gange nicht geschickt, nicht schneidig genug ausgeführt sind. Bekanntlich sind unsere Kritiker und Epigrammatiker geistige Fechtmeister.

**365. Daß dich der Geier! Hol's der Geier! Zum Geier! Das mag der Geier wissen!**

In diesen Verwünschungsformeln erscheint das Wort „Geier" als Glimpfform für „Teufel", welchen Namen man sich früher scheute auszusprechen. Vermutlich in den Alpen, in Tirol, entstanden, wo früher der Lämmergeier häufig genug kleine Kinder überfiel und sie als Beute in seinen Krallen mit sich forttrug. S. auch unter „Kuckuck".

**366. Einem die Wahrheit geigen.**

D. h. sie derb sagen. — Der Ausdruck ist daher genommen, daß man beim Geigen mit dem Bogen wiederholt

---

[1] Zerstreut sein, ein „Zerstreuter", ist lediglich nach Analogie des Französischen gemacht. „Wir wollen nicht untersuchen, wer das Recht hatte, diese Worte zu machen." Lessing. — Noch J. E. Schlegel übersetzt distrait mit Träumer.

hin und her fährt.[1] Was wiederholt geschieht, wirkt eindringlich, ja derb.

367. **Weß Geistes Kind?**

Biblischen Ursprungs: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" Luk. 9, 55.

368. **Ein Geizhals!**

Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 62: „Er ist ein rechter Geitzhalß. Von einem geitzigen." Ebenso Agricola 117 mit der Erklärung: „Den niemand fullen kan, vnd dem alles zu wenig ist, der selbige heyßet ein geytzhalß." — Hals steht in diesem Ausdruck als Teil für das Ganze und bezeichnet verächtlich eine Person und deren unersättliche Gier nach Geld und Gut. Ebenso werden auch Bauch, Magen[2] u. a. gebraucht.

369. **Ein Gelbschnabel; er hat noch das Gelbe um den Schnabel!**

Von einem jungen, unerfahrenen Bürschchen, das schon mitreden will. — Simplicissimus, S. 42: „Ein noch junger Gehl-Schnabel." Wahrscheinlich aus dem Französischen (béjaune = bec jaune) herübergenommen; auf den lateinischen Schulen zu Paris hießen nämlich vom 14. Jahrhundert an die neuen Ankömmlinge „becani" (Gelbschnäbel). — Es ist bekannt, daß die Schnäbel der jungen Vögel mit einer hellgelben Haut besäumt sind; daher wurde diese Eigentümlichkeit zur sprichwörtlichen Bezeichnung des Jugendlichen, Unreifen.

370. **Geld auf die hohe Kante legen.**

S. v. w. sparen, Vermögen erwerben. — Von den gesiegelten Geldrollen, wo das Geld auf der Kante liegt.

371. **Kein Geld, kein Schweizer!**

D. h. nichts ohne Gegenleistung. — Aus Frankreich in der Übersetzung zu uns gekommen. Als Franz I. von Frank-

[1] Vgl. den Ausdruck: „Die Mücken geigen."

[2] Campen (niederländische Sammlung) Nr. 16: „Het is eene regte giermaag." Auch wir sprechen von einem Giermagen; ferner von einem Faulbauch, einem Neidkragen, einem Gelbschnabel u. s. f.

reich bei der Belagerung von Mailand durch Karl V. im J. 1521 die schweizerischen Hilfstruppen nicht bezahlen konnte, verließen sie mit dem davon sprichwörtlichen Worte das Heer: „Point d'argent, point de Suisse." Vgl. lat.: „Nullum bellum sine milite Gallo." Nach Justin. 25, 2. Ebenso heißt es: „Kein Geld, kein Paternoster!"

Moral: Geld ist der nervus rerum gerendarum.

**372. Jemand das Geleit geben.**

Diese Redensart verdankt ihren Ursprung noch der Zeit, wo die Landstraßen unsicher waren, und man nicht ohne Bedeckung, ohne sicheres Geleit reisen konnte, wenn man nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollte, von den Rittern und Wegelagerern des Mittelalters aufgehoben oder beraubt zu werden. „Es stat abentürlich", pflegte man im 14. Jahrhundert zu sagen, d. h. die Wege und Straßen sind unsicher vor Raubrittern. Man ließ sich deshalb ein Geleit geben. Dieses leistete irgend ein Mächtiger, meist der Landesherr, durch besondere Reiter (Geleitsmänner) und erhob dafür von den Geschützten eine gewisse Abgabe. Als dann im 15. Jahrhundert der Landfriede immer allgemeiner und vollständiger wurde, wurde auch dies lebendige Geleit überflüssig und durch das schriftliche Geleit (Geleitsbrief) ersetzt, indem der zu Geleitende einen Schein erhielt, daß er sicher und ungestört durch das Land reisen könne, wofür auch besondere Abgabe entrichtet wurde; daher noch der Ausdruck: das Geleit bezahlen, d. i. seine Sicherheit bezahlen.

**373. Auf ein Gericht Gerngesehen einladen.**

D. h. auf eine einfache Mahlzeit bitten, bei der mehr der liebreiche Empfang, als das Essen in Betracht kommt. Ein ähnlicher Ausdruck der Bescheidenheit ist: „jemand zu einer Suppe einladen." Die Römer sagten im gleichen Sinne: „aquam praebere" (Hor. sat. 1, 4, 87); die Griechen: „ὕδωρ παρέχειν", als ob das Wasser, das teils kalt, teils warm bei Gastmählern gereicht wurde (s. unter „Wasser reichen"), die Hauptsache sei.

**374. In gutem, in schlechtem Geruche stehen.**

Geruch ist hier = Gerücht, oder = Geruf, Ruf, mittelhochdtsch. geruofede, ruofte, rüefte. Die Laute f und

ch gehen in deutschen Mundarten oft ineinander über; vgl. klafter = Lafter und Lachter; Schlucht und Schlupf.

375. **Gesagt, gethan!**

Von rascher Ausführung eines Befehls. — Aus dem Lat.: „dictum ac factum"; „dictum, factum." Terent. Andria 2, 3, 7; id. Heauton. 5, 1, 31; vgl. hierzu das sprichwörtliche: dicto citius (schneller als das Wort). Liv. 23, 47, 6; Hor. sat. 2, 2, 80; Virg. Aen. 1, 142; ferner: „facta puta, quaecunque jubes." Ovid. met. 4, 477.

376. **Ins Geschirr gehen; sich ins Geschirr legen.**

D. h. anstrengend thätig sein. — Von dem mit voller Kraft anziehenden Wagenpferd hergenommen.

377. **Jeder(m) nach seinem Geschmacke!**

Elliptische Redensart. Lat.: „suam cuique sponsam, mihi meam." Cic. ad Att. 14, 20, 3. — Frz.: chacun (à) son goût!

378. **Viel Geschrei und wenig Wolle.**[1]

D. h. viel Aufhebens von einer unbedeutenden Sache machen. — Uwinger, in „Über Land und Meer", 1881, Nr. 12, deutet Geschrei = Schererei. In seiner Ursprünglichkeit soll sich das Sprichwort nach Uwinger noch in der Schweiz erhalten haben, wo man heute noch richtig sage: „Viel G'scherei!" Dieses Wort sei verunstaltet in das Hochdeutsche übergegangen. (?) Wir widerlegen diese Ansicht Uwingers durch folgende Nachweise: „Geschreies vil und lützel wolle gap ein sû." Colmarer Handschrift 14, 26; — „Vil geschrey, wenig Woll, sprach der teuffel, beschor er ein saw." Joh. Nas, S. 71. Hiermit in Übereinstimmung heißt es im Engl.: Great cry and little wool; und im Frz.: Grand cri et peu de laine. Der Ursprung unsers Sprichworts ist demnach zu beziehen auf den Umstand, daß der Teufel in gewissen Mysterien dargestellt wird, wie er seinen Schweinen die Borsten abschert.

[1] Auch in der Form: „Viel Geschrei und doch kein Ei!" Gebildet nach dem Sprichwort: Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier.

Auch eine Sage wird erzählt, die zu unserm Sprichworte Veranlassung gegeben haben soll. Der Teufel ging einst damit um, von einer Herde ein Schaf zu stehlen (der Teufel ist hier mit dem Wolf identifiziert; vgl.: Wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit). Da ihm aber wegen der Wachsamkeit der Menschen sein Unternehmen nicht gelang, so begnügte er sich mit einer Ziege und floh mit derselben auf einen Berg, um sie zu scheren. Als ihm auch hier eine tobende Volksmenge, die ihm seinen Fang abjagen wollte, umringte, erhob er sich in die Lüfte, die Ziege mit den Worten zurücklassend: „viel Geschrei und wenig Wolle." Vgl. das lat.: de lana caprina rixari.

379. **Von gestern sein.**

D. h. noch neu sein. — Bei Hiob 8, 9, heißt es: „Denn wir sind von gestern her und wissen nichts; unser Leben ist ein Schatten auf Erden." Auch bei Quinctil. institut. orator. 11, 2, 6, findet sich: „hesterni Quirites", scherzhaft, Quiriten von gestern.

380. **Gestiefelt und gespornt.**

Auch substantivisch: „mit Stiefeln und Sporen", d. h. vollständig angezogen, eigentlich vollständig gerüstet und gewappnet. Hergenommen von dem Ritter, dem Bild gerüsteter Mannhaftigkeit, wenn er bereit ist, das Roß zu besteigen. — „Kämen die erben binnen 30 jahren zu lande und wolten dem gute folgen und das gesinnen, so sol der abt ihnen das gut wieder zukommen lassen; doch wenn einer zu pferde (heim) kompt, soll er bei den herrn reiten in stiefeln und sporn und das gut gesinnen." „Verkhofer Hofrecht" (a. 1566). Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 99.

381. **Gestriegelt und gebügelt!**

Ursprünglich vom Pferde; dann als Epitheton für einen geputzten Menschen; besonders von jemand, der sein Haar stark pomadisiert hat; vgl. die Variante: „geschniegelt und gebiegelt"; ferner das lat.: „juvenes barbâ et comâ nitidi, de capsula toti", ganz wie aus dem Schmuckkästchen, d. h. ganz fein und ganz nett, Seneca philos. epist. 115, 2.

382. **Gevatter stehen**

wird in der studentischen Sprache gesagt von verpfändeten und versetzten Sachen. Denn so wie die Gevattern Bürgschaft leisten, daß der Täufling als Mensch und Christ seine Pflicht thun werde, so giebt auch die verpfändete Sache Sicherheit, daß der Schuldner seine Verbindlichkeit erfüllen werde.[1]

383. **Weder Gicks, noch Gacks wissen.**

Von unwissenden, unerfahrenen, jungen Menschen, die man früher zu ihrer Ausbildung auf Reisen schickte.[2] Das Gicks und Gacks ist hergenommen von dem Schreien der Gänse mit vorgestrecktem Hals. Schon im Mittelhochdeutschen heißt gâgen, gâgern = schreien wie die Gans; neuhochdtsch. gackern, niederdtsch. kakeln.[3] Dieses ekelhafte Geschrei des Gackerns ist nun übertragen auf jene eingebildeten Gecken, die in eitler Selbstgefälligkeit gicksen und gacksen, d. i. albernes Zeug schwatzen. Die Redensart: „weder Gicks, noch Gacks[4] wissen" bezeichnet demnach einen

---

[1] Vgl.: „Seine Uhr ist ein Waisenkind geworden", d. h. sie ist im Leihamte und wird von andern aufgezogen.

[2] Daher das Sprichwort:

Es flog ein Gänslein über den Rhein
Und kam als Gick-Gack wieder heim.

Bei Tapp. Nr. 32: „Es flog eyn gans über Rhein vnd kam eyn gagak her wider." — Bei Agricola Nr. 728: „Ein ganß fleugt vber meer, ein ganß kompt herwidder." In der zweiten Fassung (bei Agricola) ist an die wilden Gänse gedacht, welche Zugvögel sind.

[3] Hierzu vgl. die niederdeutsche Form „Geck" und das hochdeutsche „Gauch" von gaukeln, und dieses vom Namen des Kuckucks.

[4] Bezüglich der tonischen Duplikation in dem zweiteiligen Ausdrucke: „Gicks und Gacks" bemerken wir, daß im allgemeinen der dünnere und spitzere i-Laut von kleinen und geringfügigen Dingen gebraucht wird, daß dagegen der a-Laut den vollern und tiefern Ton bezeichnet, wobei die Backen voller genommen werden. Durch den Zusammenklang dieser beiden Selbstlauter i und a wird nun eine ganz besondere Wirkung erzielt, die noch durch die Reduplikation des nämlichen Wortes erhöht wird. Diese Reduplikation bringt in der Regel einen frequentativen Sinn hervor. Beispiele: Ticktack (engl.: tick-tack; frz.: tic-tac), vom fortwährenden Picken der Uhr; — Zickzack, vom Hin- und Her-

hochgradig bornierten Menschen, einen Dummkopf in Eichenlaub! — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 390: „Er weyß wedder wort noch weise darzu; kan wedder gatzen noch eyer legen. — Das ist, er weyß nichts, er ist vntüchtig zu dem handel.“ Dieses „Gatzen“[1] und „Eier legen“ wird in der großen Sammlung Francks (1541) ebenfalls zusammen genannt; I, 159ᵇ, spricht er von reichen Leuten, die alles durch andere thun lassen; so geschieht es denn, „das sie nicht geuebt, erfaren, vnd weder gatzen noch eyer legen koenden.“ Ferner II, 158ᵃ: „Summa setzt die reichtumb vnd ongeniet jugent an wo vnd wie du wilt, so ist vnd bleibt sie ein naerrin, die weder reitten, reden, gatzen noch eyr legen kan.“

384. **Du kannst Gift darauf nehmen**, s. das Abendmahl auf etwas nehmen.

385. **Jemand aufs Glatteis führen**, s. Jemand aufs (Glatt-) Eis führen.

386. **Gleiches mit Gleichem vergelten**

ist der Grundgedanke des jus talionis, des Wiedervergeltungsrechts, des Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie es aus dem mosaischen Gesetz (2 Mos. 21, 24) bekannt ist. Daß diese Idee des jus talionis nicht ohne Eindruck auf die neubekehrten Deutschen blieb, ersehen wir beispielsweise daraus, daß König Aelfred in den angelsächsischen Gesetzen

---

fahren des Blitzes; — Mischmasch, schlechtes Gemisch; — Wirrwarr, starke Unordnung; — Singsang, Bezeichnung eines schlechten Gesanges; — Kisten und Kasten; — Gickgack; — Wischi, Waschi; — Schnick-Schnack; auch das engl. chit-chat, Geschwätz, zeigt Ablaut; desgl. engl. clish-clash, klirren, schwätzen; — Kling-Klang; frz.: clinquant, Rauschgold; engl.: clinquant, Flitterstaat; — Klippklapp; — Krimskrams; — Blimi-Blami; — Was Ripsraps gewinnt, durch den Kripskraps zerrinnt (auch ital.: Quel che vien di ruffa in raffa, se ne va di buffa in baffa). — Blink und blank; — risch und rasch. — Es zwickt und zwackt; — wippelt und wappelt; — quiekt und quakt (quieken wahrscheinlich zuerst von jungen Schweinen gebräuchlich, deren Quieken besonders gellend und durchdringend ist; quaken zuerst von Fröschen); — fickfacken, eigentlich hin- und herlaufen, u. dgl. m.

[1] Über die Bedeutung von „gatzen“ bemerkt Tappius 211ᵇ, es stimme überein mit dem niederländischen kackelen.

(Kap. 19) einleitungsweise anführt: „Wenn jemand dem andern ein Auge ausschlägt, so gebe er sein eigenes dagegen“ u. s. f. Auch in den ältesten deutschen Volksrechten spielt es eine Rolle. Ebenso finden wir im Lat.: par pari respondere oder referre. Plaut. Merc. 3, 4, 44; id. Truc. 5, 47; Ter. Eun. 3, 1, 55; Cic. ad. Att. 6, 1, 23; 16, 7, 6. — Vgl. hierzu den moralisch ungleich höhern Standpunkt des Neuen Testaments (Ev. Matth. 5, 38 fg.).

387. **Gleiche Brüder, gleiche Kappen!**

D. h. gleiche Rechte und gleiche Pflichten für Personen derselben Gattung. Hergenommen ist die Redensart von den Mönchen, die sich bekanntlich gleichförmig tragen und denselben Regeln folgen, sofern sie demselben Orden angehören.

388. **Er hat die Glocken läuten hören, weiß aber nicht, wo sie hängen.**

S. v. w. er hat nur ungenau, obenhin gehört. — Von dem verirrten Wanderer, der zwar das Geläute in der Ferne vernommen hat, sich aber nicht zu orientieren vermag, um zu dem Orte zu gelangen, woher ihm die Glocken tönen.

389. **Die große Glocke läuten.**

Sinn: sich mit einer Angelegenheit unmittelbar an denjenigen wenden, der am meisten zu sagen hat. Diese Redensart erklärt sich aus dem Umstande, daß an denjenigen Sonn- und Feiertagen, wo der Bischof, Abt oder Prior in der Kirche, Abtei oder im Kloster zu amtieren hat, die größte Glocke beim Beginn des Gottesdienstes geläutet wird.

390. **Etwas an die große Glocke hängen.**

S. v. w. es ausposaunen, es in aller Leute Mund bringen; besonders von Reklamemachern gebräuchlich. Bei M. Claudius, „Ein silbern ABC“, heißt es:

Häng' an die große Glocke nicht,
Was jemand im Vertrauen spricht.

Ursprünglich bezieht sich die Redensart vermutlich auf einen altertümlichen, uns jetzt nicht mehr bekannten Rechtsbrauch, wodurch Schuldner von ihren Gläubigern öffentlich bloßgestellt wurden. Wie nämlich die Kirchenglocken zum Gottesdienst, die Sturmglocke (d. i. die große Glocke) gegen Feind,

Mörder und Feuer aufrief, so benutzte man die Glocke auch, um alle Freien und die Urteiler insbesondere zum Gerichte zu laden. Dazu wurde der Gegner, gegen den man ein Strafverfahren einleitete, in der ältesten Zeit ohne Einmischung des Richters gerufen. Der Kläger selbst forderte ihn im Beisein von Zeugen vor Gericht. Konnte nun der Schuldner seinen Gläubiger nicht zufriedenstellen, so ließ ihn dieser „bannen und verlüten“. So heißt es bei Brant, „Narrenschiff“, 71, 7, 8, von zank- und prozeßsüchtigen Leuten, daß sie sich lassen „bitten, triben, manen, echten, verlüten, vnd verbannen“. Ebenda Kap. 82, 8 fg., spricht Brant von der geschwundenen Einfalt der Bauern:

Sie stecken sich jnn große schulden
Wie wol jnn korn, vnd wyn gilt vil
Nämen sie doch vff borg vnd zyl
Vnd went bezalen nit by ziten
Man müß sie bannen vnd verlüten.

Aus Veranlassung dieses „Verläutens“, das namentlich über Bauern wegen unterbliebener Zahlungen verhängt wurde, entstand auch der Scherz, den Seb. Franck, I, 90[b], mitteilt: „Dahär der schwank flüßt, daß man spricht gemeinlich. In einem pfarrthurm hangend dry glocken, die erst vñ kleinest, anzogen vñ glüt, spricht: Gem wyn, gem wyn, gem wyn u. s. w. Die ander gröber, so man die Non glocken nent, spricht: Wär zalts, wär zalts, wär zalts. Zelest lüt man die groß sturmglocken, die brummt: Puren, Puren, Puren.“ — Daß es nun auch wirklich üblich gewesen, durch an Glocken angehängte Zettel Beklagte einer Schuld öffentlich zu bezichtigen, vermögen wir zur Zeit nicht nachzuweisen. Indessen findet sich in den „Mon. Germ. hist.“ ed. Pertz, leg. tom. I, p. 69, ein Verbot Karls des Großen gegen die zu seiner Zeit übliche Gewohnheit, Zettel, welche den Namen perticae führten, an den Glockenstangen „propter grandinem“ aufzuhängen. Hier geschieht das Aufhängen eines Zettels an die Glocke allerdings nur um abergläubischer Zwecke willen; doch verweisen wir noch auf eine in der deutschen Rechtssprache sehr übliche Phrase: eine Sache „anhängig machen“, sowie auf die Redensart: „du sollst mich einen Schelm heißen.“

**391. Weder Glück, noch Stern haben,** s. Unter einem glücklichen Stern geboren sein.

**392. Gnade für Recht ergehen lassen.**

Gnade ist, gemeinmenschlich betrachtet, ein Gegensatz zum Recht, in Wirklichkeit aber Folge eines höherstehenden göttlichen Rechts. Äußerlich genommen ist strenges Recht oft das größte Unrecht; objektiv kann das Recht allerdings nie in diese Lage kommen, aber subjektiv bei denen, die es anwenden. Indem es nach Ort, Zeit und Umständen unterscheidet, wird es jedem Manne, jeder Lage, jeder Sache gerecht. Eine große Anzahl von Sprichwörtern drückt dieses aus: z. B. Billigkeit muß das Recht meistern; — Strenges Recht ist nicht freundlich; — Recht ist viel gelinder als der Richter. Lat.: dura justitia, gratior est venia.

**393. Das Gnadenbrot erhalten.**

Von Menschen und Tieren gesagt, die im Alter für früher geleistete Dienste aus Gnaden erhalten werden. Schiller sagt: „Mich unter den Hofschranzen stehen lassen, stundenlang, als wär' ich da, um Gnadenbrot zu betteln."

**394. Goldene Berge versprechen,** s. Nr. 120.

**395. Seine Worte auf die Goldwage legen.**

Heißt seiner sinnlichen Bedeutung nach: dieselben sehr genau untersuchen, um sich von ihrem innern Gehalte, von ihrem Werte genau zu überzeugen. Das Bild ist vom Geldwechsler und findet sich schon in der Bibel, bei Sirach 21, 27: „Die Weisen wägen ihre Worte mit der Goldwage", und ebenda Kap. 28, 29: „Du wägest dein Gold und Silber ein; warum wägest du nicht auch deine Worte auf der Goldwage?" Wenn nun von jemand gesagt wird, daß er die Worte eines andern auf die Goldwage lege, so wird damit der Tadel ausgesprochen, daß der Betreffende eine Art Splitterrichter ist. Denn Worte sind nichts Körperliches, das sich wägen ließe, und wäre die Goldwage noch so fein konstruiert.

**396. Den Gordischen Knoten lösen (zerhauen).**

S. v. w. eine Schwierigkeit überwinden (sie gewaltsam heben). — Die Redensart bezieht sich auf den künstlichen

Jochknoten an dem uralten Wagen des sagenhaften Königs Midas zu Gordion, von welchem Knoten bei den Phrygern die Sage ging, daß, wer ihn löse, Herr von Asien werde. Alexander der Große zerhieb ihn (333) auf seinem weltgeschichtlich, kulturhistorisch und wissenschaftlich so hochwichtigen Feldzuge. Nach andern löste er ihn durch Ausziehen des Pflockes wirklich. Arr. 2, 3, 1; Curt. 3, 1, 15; Plut. Alex. 18.

397. **Leben wie Gott in Frankreich!**

Diese Redensart steht im Zusammenhang mit den fanatischen Angriffen, denen das Christentum in Frankreich zur Zeit der großen Revolution ausgesetzt war. Nachdem man mit vandalischer Wut alle Denkmale des Christentums vernichtet, Kirchen geplündert und geschändet hatte, drang das wilde Jakobinertum endlich im Konvent mit dem Beschlusse durch, daß an die Stelle des katholischen Gottesdienstes der Kultus der Vernunft treten sollte. Es ist bekannt, wie bei der Feier am 19. November 1793 die schöne Frau des Druckers Momoro die Göttin der Vernunft darstellte. Man schloß die Kirchen, der Bischof von Paris (Gobel) und andere entsagten dem Christentum. Dem Beispiele der Hauptstadt folgten die Provinzen. Der liebe Gott war sonach in ganz Frankreich abgesetzt; er hatte nun gute Tage bekommen, wo er sich ganz dem süßen Nichtsthun hingeben konnte. Hierauf zielt nun unsere Redensart, die wir von einem Menschen gebrauchen, der sorglos in den Tag hineinleben kann, der sich um nichts zu bekümmern braucht. Natürlich ist diese Redensart als ein Witzwort zu verstehen, das in Deutschland gerade zu der Zeit aufgekommen sein muß, wo jene Vorgänge noch lebhaft in eines jeden Erinnerung waren. Im Mai 1794 ließ Robespierre durch den Konvent dekretieren, daß das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele eine Wahrheit sei. Darauf dichtete Pfeffel (1794) die Verse:

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein,
So will's der Schach der Franken.
Laß flugs durch ein Paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken.

**398. Die Gottlosen bekommen die Neige!**

Ein Scherzwort, das man beim Leeren von Trinkgefäßen anwendet; es ist biblischen Ursprungs. Ps. 75, 9 heißt es: „Denn der Herr hat einen Becher in der Hand, und mit starkem Wein voll eingeschenket, und schenket aus demselben; aber die Gottlosen müssen alle trinken, und die Hefen aussaufen." Der Herr ist hier dargestellt unter dem Bilde eines Weinschenken, der uns aus einem Becher starken Weines tränkt. Dies Bild ist häufig in der Bibel. Ps. 60, 5: „Du hast uns einen Trunk gegeben, daß wir taumelten." — Jes. 51, 17: „Wache auf, stehe auf, Jerusalem, die du von der Hand des Herrn den Kelch seines Grimmes getrunken hast; die Hefen des Taumelkelchs[1] hast du ausgetrunken, und die Tropfen geleckt"; vgl. auch Kap. 51, 22; Jer. 8, 14. Im Kap. 25, 15 reicht der Herr dem Jeremias den „Becher Weins voll Zorn" zum Ausschenken an alle Völker. Zu vergleichen der Artikel „Wermutstropfen."

**399. Etwas cum grano salis verstehen.**

Wörtlich s. v. w. mit einem Salzkorn, d. h. mit ein wenig Verstand oder Urteilskraft; s. unter Salz, ferner den Artikel „Attisches Salz". Es ist eine den alten Römern entlehnte sprichwörtliche Redensart, die uns bei Plinius, hist. nat. 23, 8, begegnet in der Fassung: „addito salis grano", d. i. „unter Hinzufügung eines Salzkorns".

**400. Das Gras wachsen hören.**[2]

S. v. w. überklug sein. — Bebel (1507) Nr. 85: „Ille audit gramina crescere; dicitur in eos, qui sibi

---

[1] Eigentlich soll sich dieser Ausdruck auch auf den oben (Ps. 75, 9) beregten „Taumelwein" beziehen, d. i. ein durch Gewürz verstärkter roter Wein, der den Missethätern vor ihrer Hinrichtung gereicht wurde.

[2] So lautet das Sprichwort und nicht: „das Gras wachsen sehen", was in der That möglich ist. Nach Alex. v. Humboldt, „Kosmos", I, 155 fg., hat der berühmte spanische Botaniker Cavanilles zuerst diesen Gedanken gehabt, indem er in einem stark vergrößernden Fernrohr den horizontalen Mikrometerfaden bald auf die Spitze eines Schößlings einer Bambusa, bald auf die des so schnell sich entwickelnden Blütenschafts einer Agave richtete.

prudentissimi videntur." — Tapp. (1545) Nr. 34: „Scit quomodo Jupiter duxerit Junonem. Er hört auch das graß wachsen." — Seb. Franck (1541), I, 78: „Er hört die flöh huosten, das graß wachsen." — Ritzius, „Florilegium Adagiorum" (Basel 1728), S. 614: „Surgentem audit avenam. Er hört das Gras wachsen, den Klee besonders." Zu vergleichen Nr. 321! — Unsere Redensart geht zurück auf die nordische Eddasage vom Götterwächter Heimdallr. Er, der Sohn Odins und der weiseste der Asen, war der treue Wächter des Himmels, zu dessen Bewachung sein Palast Himinbjörg (Himmelsburg) auf der Wölbung der Götterbrücke (Regenbogen) Bifröst[1] gebaut war. Dort wurde ihm alles, was ist, offenbar; denn — das rühmt die Edda von ihm — er bedurfte weniger Schlaf als ein Vogel, bei Tag und Nacht sieht er hundert Rasten (d. i. Tagereisen) weit; er hört das Gras auf der Erde und auf den Schafen die Wolle wachsen: — also erst recht jeden stärkern Laut. Sobald sich die geringste Gefahr für die Asen regte, stieß er mächtig in sein Gjallar (Rufhorn), um dieselben zu warnen.[2]

**401. Ins Gras beißen.**

D. i. sterben; auch im Französischen heißt mordre la poussière s. v. w. im Kampfe fallen. Erde, Gras und Staub haben symbolisch genommen denselben Sinn. So steht z. B. schon im Beowulf das pleonastische „gräsmolde" für molde (neuengl. mould, Müll) oder für gräs allein; zu vergleichen Grimm, Gr. 2, 547. Im friesischen Gesetz bedeutet gersfall, gresfall, den Fall zu Boden, zur Erde (Wiarda, „Asagabuch", 179, 182, 186). — Wie schon angedeutet, bezieht sich die Redensart ursprünglich nur auf solche, die im Kampfe gefallen sind. Dies erklärt sich nun aus der Thatsache, daß vom Feinde verwundete

---

[1] Von bifa, beben, zittern, und röst, Strecke, Meile.

[2] Diese Sage vom Heimdallr, der bei dem allgemeinen Weltbrande umkommt, hat sich im Volke mehrfach erhalten. Er ist Karls des Großen treuer Genosse Roland, der auf dem Heimzuge aus Spanien die Nachhut führend, im Gebirge von den Basken überfallen, in sein Horn stößt, daß es der vorangezogene Kaiser vernimmt, der ihm aber nicht mehr zu Hilfe kommen kann.

und zu Boden geschlagene Krieger sich häufig mit dem Gesicht zu Boden werfen und im letzten Todeskampfe Sand, Erde oder Gras mit dem Munde erfassen, um die heftigen Schmerzen in den letzten Augenblicken desto besser bezwingen zu können. So ruft z. B. Agamemnon (Ilias II, 416—418) den Zeus an, die Sonne nicht sinken zu lassen,

Eh' ich vor Hektors Brust ringsher zerrissen den Panzer
Mit eindringendem Erz, und häufig um ihn die Genossen,
Vorwärts liegend im Staube, geknirscht mit den Zähnen das Erdreich!

Und ebenda XI, 747 und 748 spricht Nestor:

— Und zween Kriegsmänner um jeden
Knirschten den Staub mit den Zähnen, von meiner Lanze gebändigt.

Auch bei den Römern beißen Sterbende in den Staub. Bei Verg. Aen. XI, 118: „Procubuit moriens et humum semel ore momordit." Desgleichen bei Ovid. Met. IX, 60:

. . . Tum denique tellus
Pressa genu nostro est; et arenas ore momordi.

Auch „humum mandere" heißt es sprichwörtlich von im Kampfe Gefallenen; vgl. Verg. Aen. XI, 668; Valerius Flacc. 3, 106.

Im Deutschen: „Da beißte Wolf Dieteriche wol nider in das Gras." „Heldenbuch", Bl. 14; vgl. Weigand, „Wörterbuch der deutschen Synonymen", I, 20. Nach Weigand ist beißen in unserer Redensart nichts als das mittelhochdeutsche Beizen = vom Pferde steigen, und ins Gras beißen s. v. w. infolge einer Verwundung absteigen.

**402. Die Grazien haben nicht an seiner Wiege gestanden!**

D. h. sie haben ihm nicht diejenigen Eigenschaften als Patengeschenk verliehen, durch welche sie sich selbst auszeichnen, nämlich Anmut, Lieblichkeit und Liebreiz. Die Redensart wird angewandt auf solche Menschen, die im gesellschaftlichen Verkehr die Regeln des Anstandes und der Konvenienz verletzen. — Ihren Ursprung verdankt diese Redensart dem Umstande, daß man die Grazien, Göttinnen der Anmut und der bezaubernden Reize, als Lust und Freude spendende Wesen vorzustellen pflegt.

**403. Jemand eine Grube graben.**

S. v. w. ihm eine Falle stellen, ihn in Schaden bringen. Die Alten bedienten sich der Fallgruben häufig, um darin Tiere und selbst Menschen zu fangen, zu welchem Zwecke man die Gruben mit Reisern überdeckte. Spr. Sal. 26, 27: „Wer eine Grube macht, der wird darein fallen." — Ps. 7, 16: „Er hat eine Grube gegraben und ausgeführt, und ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat." Vgl. Ps. 35, 7; ebenda 9, 16. Seit Erfindung des Schießpulvers und der Schießgewehre ist das Fangen des Wildes in Gruben und Netzen fast völlig außer Gebrauch gekommen. Nur bei kleinen Vögeln hat sich der Fang in Netzen und Schleifen bis jetzt erhalten, und nur in dem Falle, wenn man große und gefährliche Tiere lebendig fangen will, wendet man wohl noch Gruben oder Netze an. Im bildlichen Sinne erscheint das Sprichwort angewendet auf einer Denkmünze von J. 1612, welche auf die Entdeckung einer von den Bürgermeistern Canter und von Helsdingen angestifteten Verschwörung in der Provinz Utrecht geschlagen wurde. Auf der Vorderseite befindet sich das Bild zweier Grabenden (1610) mit der Umschrift „foveam foderunt", auf der Kehrseite sieht man beide Männer rückwärts in die Grube hineingefallen und die Umschrift (1611) „in eam inciderunt". Brant, „Narrenschiff", 69, 17, 18: „Mancher eym andern macht eyn loch Dar jn er selber fallet doch."[1]

**404. Grübeln wie ein Bohrwurm**, s. Nr. 163.

**405. Jemand nicht grün sein.**

S. v. w. ihm nicht gewogen sein. — Wir glauben diese Redensart mit der in Bayern und Schwaben üblichen Sitte des Maiensteckens in Verbindung bringen zu können. In der Walpurgisnacht (vom 30. April auf den 1. Mai) pflegt man hier in gewissen Gegenden geliebten Personen sogenannte Maien- oder Birkenzweige vor die Thüren zu stecken, um ihnen auf diese Weise seine besondere Neigung zu bezeigen.

---

[1] Der Ausdruck „Fundgrube", übertragen auf alles, was reiche Ausbeute liefert, ist vom Bergbau entlehnt.

Namentlich in Franken war es bei den Landleuten üblich, daß sie ihrem Pfarrer, Schulzen, besonders auch der Geliebten einen grünen, mit Bändern gezierten Baum errichteten, um sie dadurch gleich beim Erwachen zum Gruße des Wonnemonds einzuladen. Man hieß dieses: „Einem ein Maien stecken." Gegensatz: „Man wird ihm keine Maien stecken", d. h. man wird ihm keine freudige Überraschung bereiten.

**406. Auf keinen grünen Zweig kommen.**

D. h. nichts vor sich bringen. — „Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger." Goethes „Sprüche" Nr. 75 (Ausgabe von G. v. Löper). — Brant, „Narrenschiff", 83, 8, 9: „Erberkeyt můß verr hynden stan Und kumbt gar kum vff grůnen zwig." — Geiler, Turb. 24, B. 7: „Sie mögen nimmer begrünen oder vff grienen zweig kommen." — Ursprünglich bezieht sich der Ausdruck auf Verfemte, Vogelfreie, zum Galgen Verurteilte. Hiob 15, 32: „Er wird ein Ende nehmen, wenn es ihm uneben ist, und sein Zweig wird nicht grünen." Missethätern ward oft das Urteil gefällt: „Man soll ihn an einen dürren Baum henken, denn er ist des grünen nicht wert." Vgl. die Formel: „Du schuldiger Mensch, ich verweis dich heutzutag, dein Weib zu einer Wittib, deine Kinder zu armen Waisen, König Karls Gebot soltu leiden, einen dürren Baum soltu reiten ꝛc." Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 41. — „Den dürren Baum reiten" ist eine poetische Umschreibung für „gehängt werden", weil man den zu Hängenden nicht an den ersten besten Baum des Waldes aufknüpfte, sondern hierzu vielmehr einen verdorrten, laublosen aussuchte. Allmählich hat sich die Bedeutung dieser Redensart gemildert.

**407. Einer Sache auf den Grund gehen.**

S. v. w. genau mit derselben verfahren; Gegensatz: oberflächlich sein. — Grund ist das Unterste eines Gegenstandes. Bei einem Gewässer nennt man die unten befindliche Erdfläche den Meeresgrund, Seegrund u. s. f.; in der

Baukunst spricht man vom Grundbau. Im logischen Sinne bedeutet Grund das, worauf ein Gedanke oder eine Gedankenreihe beruht, worauf sie sich gründet. In der Gedankenwelt redet man also insofern von Gründen, als man einen Gedanken um des andern willen gelten läßt. „Auf den Grund gehen" bedeutet nun zunächst im eigentlichen Sinne: mit dem Senkblei die Tiefe des Wassers ergründen; im übertragenen: untersuchen, worauf das Sein oder das Warum von etwas beruht oder sich stützt.[1]

408. **Von Grund auf!**

Formelhaft für ganz und gar. — Aus der Baukunst entlehnt. Burglehen wurden mit dem formelhaften „von Grund auf bis zur höchsten Turmspitze" übertragen. „Darumbe han wir unserem herren von Triere ufgetragen und ufgegeben daz höste von dem turne uf der burg zu Virneburg von grunde auf" (a. 1339). Zu vergleichen Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 563, Anmerkung.

409. **Er hat nicht viel Grütze im Kopf!**

D. h. er hat nicht viel Verstand. — Grütze ist gestampftes oder grobgemahlenes und von allen Hülsen befreites Getreide und ist namentlich in Norddeutschland ein sehr beliebtes Essen. Wegen der Kleinheit der Körner ist gekochte Grütze eine breiartige Masse, die ihrer Ähnlichkeit wegen figürlich für Gehirn und dieses als Werkzeug des Denkens für Verstand steht. Der Ausdruck „Grütze" ist hier vorgestellt als der gehaltvolle Kern gegenüber der wertlosen Hülse, der Spreu. So sagt Christ. Günther bei Adelung: „Ein Kopf, der von Natur mehr Spreu als Grütze führt."[2]

Den entgegengesetzten Sinn nimmt der Ausdruck „Grütze" an, wenn nicht der Gegensatz von Hülse und Kern, sondern der von Gehirn und Grütze aufgefaßt wird. Salomon sagt:

---

[1] Apologisches Sprichwort: „Ich muß der Sache auf den Grund kommen, sagte der Sterngucker, da fiel er in den Brunnen."

[2] Vgl. hierzu die Redensart: „Er hat Gripps im Kopf!" Diese Redensart, in welcher Gripps von greifen kommt, bezeichnet eigentlich eine Sache mit den Händen greifen und festhalten; uneigentlich: sich von einer Sache eine klare Vorstellung machen.

„Wenn du den Narren in einem Mörser zerstießest mit einem Stempel, wie Grütze, so läßt doch seine Thorheit nicht von ihm." So kommt es, daß „Grützkopf"[1] auch Scheltname ist und so viel bedeutet wie Dummkopf.

**410. Aus einem Gusse sein.**

Diese Redensart bezieht sich auf die Metallgießerei, speciell auf den Glockenguß, wo die geschmolzenen Stoffe nicht allmählich und tropfenweise, oder gar in verschiedenen Intervallen, zusammenhangslos, sondern in einem ununterbrochenen Gusse in die Formen fließen müssen, wenn aus demselben ein schönes, wohlklingendes Ganze sich gestalten soll.

## H.

**411. Es ist kein gutes Haar an ihm!**

D. h. er taugt ganz und gar nichts. — Ursprünglich von dem Balg des Fuchses gesagt, der nur vom November bis zum März ein gutes Rauchwerk liefert. Insbesondere kann man bei diesem Sprichwort an den Balg räudiger Füchse denken. Diese bekommen alsdann kleine eiternde Bläschen auf der Haut, verlieren die Haare, und es bilden sich graue Schorfe. Ein solch räudiger Fuchs sieht ekelhaft aus, und sein Balg ist natürlich nicht zu gebrauchen. Luther (nach Heuseler 120): „Wo Haut und Haar böse ist, da wird kein guter Peltz aus." — Seb. Francks „Diallage" 1528 (vgl. Latendorf Nr. 334): „Wo nun weder haut noch har gut ist, wie kan ein guter beltz daraus werden?"

**412. Haare lassen.**

S. v. w. im Streite den kürzern ziehen. Von Raufereien entlehnt.[2]

---

[1] Schon im Lateinischen kommt ein „alicarius", d. i. Grützebereiter, Graupenmüller als Schimpfwort vor, z. B. bei Lucilius ap. Charis. 1, 75. Putsch.: „Nemo est alicarius posterior te."

[2] Beiläufig erwähnen wir, daß bei unsern Vorfahren alle Freien langes, fliegendes Haar, Knechte dagegen kurzgeschnittenes trugen. Wer im Altertum Haare lassen mußte, der wurde aus

413. **Haare auf den Zähnen haben.**

Von jemand, der sein Recht verteidigt, der sich die Butter vom Brote nicht nehmen läßt. Hergenommen von den Raubtieren, die sich die Beute, welche sie einmal auf den Zähnen, d. h. im Maule haben, nicht wieder entreißen lassen. Diese Herleitung wird bestätigt dadurch, daß man im 16. Jahrhundert allgemein sagte, nicht: Haare auf den „Zähnen", sondern: Haare auf der „Zunge" haben. So findet sich in dem 1534 zu Tübingen erschienenen „Weltbuch, siegel und bildtnis des ganzen Erdbodens" von Seb. Franck unter den Sprichwörtern, die er über die „geistlich Pfaffen und münch" anführt, u. a. folgendes: „Es ist kein pfaff frumb, er hab dann haar auf der zungen." Ebenso heißt es auch im Franz. sprichwörtlich: Renart qui dort la matinée, n'a pas la langue emplumée.

Ganz unzureichend ist die Deutung, welche auf den Bart, der auf den Zähnen aufliegt, als den Begriff des Männlichen hinweist.

---

dem Stande der Freien herabgewürdigt zum Knecht. (Nie konnte ein Edler zur Strafe wieder bloß Freier werden, wohl aber gleich dem Freien zur Strafe Knecht!) Die Gesetze verordnen auf das Abscheren der Haare schwere Strafen: „si quis puerum crinitum sine consilio aut voluntate parentum totonderit" (lex sal. 28, 2) wird mit 72 Sol. gebüßt. Für ein Verbrechen geschoren zu werden, war entehrende Strafe. Umgekehrt durfte man Knechten das Haar nicht wachsen lassen, damit sie auch wie Knechte aussahen. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 284. An einer Stelle der „Kaiserchronik" heißt es vom Bauer:

an dem sunnentage sol er ze kirchen gân,
den gart (eine Gerte) in der hant tragen;
wirt daz swert bî im vunden
man sol in vüeren gebunden
zuo dem kirhzûne,
dâ habe man den gebûren
und slahe im hût und hâr abe;
und ob er vîantscaft trage
sô were er sich mit der gabeln.

Zu vergleichen Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 341. Auch die ins Kloster gingen und Geistliche werden wollten, mußten Haare lassen, ein Beweis, wie viel unsern Vorfahren der Haarschmuck galt.

### 414. Es hängt an einem Härchen.

S. v. w. es kommt auf den kleinsten Zufall an. — Die Redensart beruht auf der uns von Cicero in seinen Tusculanen (V, 21) überlieferten Erzählung vom Damoklesschwert (s. d.).

Übrigens ist es Thatsache, daß ein menschliches Kopfhaar die Tragkraft von 180 Gramm besitzt. Bei einer Belastung mit 180 Gramm werden die Haare um ein Drittel ihrer Länge ausgedehnt; aber nach Entfernung der Last sind sie nur um ein Sechstel länger als vor dem Versuch.

### 415. Darüber lasse ich mir kein graues Haar wachsen.

S. v. w. darüber gräme ich mich nicht. — Namenlose (1.) Sammlung (Seb. Francks a. 1532) Nr. 90: „Laß dir keyn graw har darumb wachsen.“ Bei Agricola entspricht diesem Apophthegma Nr. 163. — Seb. Franck (1541) kommentiert es so: „Wer viel sorget, der wird leichtlich grau. Es geschieht aber das Grauen aus dreierlei Ursach, als: die aus Weisheit sorgen, die grauen auf dem Haupt; die um die Nahrung und zeitlich Gut sorgen, die grauen am Bart; die aber für ander Leut sorgen, die ... Die mag man mit diesem Sprichwort warnen, daß sie ihnen kein grau Haar darum sollen wachsen lassen.“ — Das vorzeitige und plötzliche Ergrauen der Haare weist also zumeist auf Sorge und Kümmernis als Ursache zurück; ja, es ist beobachtet worden, daß unter solchen Umständen das Haar in kürzester Frist ergraute. So erzählt man von Marie Antoinette, daß sie in der Nacht, nachdem ihr das Todesurteil verlesen war, graue Haare bekommen habe. Die Haare Ludwig Sforzas, des Gegners Ludwigs XII. von Frankreich, ergrauten in der Nacht nach dem Tage, an dem er den Franzosen in die Hände fiel. Ein Herr von Andelot fand seinen Bart und eine Augenbraue da, wo der Druck seiner Hand hingewirkt hatte, örtlich ergraut, nachdem er, den Kopf auf seine Hand gestützt, das Todesurteil seines Bruders, eines Schicksalsgenossen der Grafen Egmont und Hoorn, vernommen hatte.

416. **Die Haare steigen mir zu Berge**, s. Nr. 122.

417. **Ein Haar in etwas finden.**

S. v. w. durch einen Umstand von etwas abgeschreckt werden. — „Soldaten, die ein Grauen haben vor dem Streit, als hätten sie einmal ein Haar darin gefunden, verdienen nichts." Abraham a Sancta Clara, „Etwas für Alle", III. — Die Redensart verdankt ihren Ursprung einer Unsitte der Tuch- und Wollenwebereien des Mittelalters. Diese hatten seit dem Ende des 12. und 13. Jahrhunderts, besonders infolge der Einwanderung von Blämingern oder Flammingern, einen bedeutenden Aufschwung in allen deutschen Städten genommen. Dadurch stellte sich bald ein Mangel an Material, d. h. an Wolle, heraus, sodaß man auf den Gedanken kam, Haare, besonders Hundehaare unter die Wolle zu mischen. Zu vergleichen Bebel (a. 1507) Nr. 586: „Pilos lanae intermiscere: est fraudem committere." — Seb. Franck (1541) 1, 27: „Har vnder woll schlagen." — Luther, „Tischreden", 479[a]: „Allerley Hundhaare mit hineinhacken" (darunterhacken). — Kirchhofer, „Sammlung schweizerischer Sprichwörter", S. 242: „Es ist Haar unter der Woll." — Auf dieser Fälschung, die von den Gerichten arg verpönt wurde, beruht aller Wahrscheinlichkeit nach die obige Redensart.

418. **Jemand bei den Haaren herbeiziehen.**

D. h. ihn mit Gewalt zu etwas zwingen. — Der Gegensatz wird sprichwörtlich ausgedrückt bei Wegeler, „Philosophia Patrum", Nr. 2382:

> Geht man gern, mit leichtem Sinn
> Zieht man an einem Haar uns hin.

Ebenso Seb. Franck (1541) 1, 84: „Man mag den willigen leicht winken. Mit eim härlin zöh man jn darzu." — Tunnicius (a. 1515) Nr. 748: „Der willige ys lychtelick te trecken." Mit der Übersetzung: „Ultroneus nutu trahitur soloque capillo." — Bebel (a. 1507) Nr. 289: „Uno crine trahitur voluntarius."

**419. Einen Haarbeutel haben.**

D. h. einen leichten Rausch haben. — Die wunderliche Mode, Perücken mit einem Haarbeutel zu tragen, ist unter Ludwig XIV. in Frankreich aufgekommen. Diese Haarbeutel waren aus schwarzem Taffet, platt und mit Watte oder Werg ausgearbeitet, unten breiter als oben und mit Schleifen besetzt. Sie dienten anfangs dazu, das hintere Haupthaar der Herren aufzunehmen. Bildlich bedeutet einen Haarbeutel haben so viel wie einen leichten Rausch haben, eine Redensart, die ihre Entstehung einem Major der alliierten Armee im Siebenjährigen Kriege verdankt, welcher im Rausche zuweilen einen Haarbeutel statt des Zopfes einzubinden pflegte. — Hebel:

Ratet, lieber Leser, was hab' ich im Sinn?
Einer hat's am Kopfe, ein andrer hat's darin.

**420. Der Hafer sticht ihn!**

D. h. gute Tage machen ihn übermütig. — Die Metapher ist vom Pferde genommen. Wird dieses gut genährt und hat es wenig zu verrichten, dann wird es bei der geringen Arbeit mutwillig; dann wird es oft unbändig, schlägt aus, zerreißt die Stränge und geht durch. Man sagt dann: das Pferd sticht der Hafer.

**421. Einem den roten Hahn aufs Dach setzen!**

S. v. w. ein Gebäude in Brand stecken. — Der rote Hahn ist Symbol des Feuers, der Sonne und des Lichts, das er verkündet; er steht deshalb in Beziehung zu dem Feuer- und Sonnendienst, bei dem wahrscheinlich Hähne geopfert wurden. Den Sonnen- und Feueranbetern Irans war der Hahn König der Vögel. Die Griechen opferten dem Asklepios einen Hahn, wenn sie genasen; dieser Gott war der Sohn des Sonnengottes Apollon, den der Hahn am Morgen verkündet. In vielen deutschen Sagen ist ferner eines Hahns gedacht, den man an heiligen Tagen tief im Innern des Berges, meist unter den Ruinen einer alten Burg krähen hört. Solche Sagen gehen vom Staufen, Rachelberge, Schatzfels, dem Henneberg, Göglberg, Hahnenkamm u. s. f. In Würzburg existiert in der Dominikanergasse ein Haus, das noch heute den Namen „Zum

roten Hahn" führt.[1] Die Veranlassung und Bedeutung dieser Benennung wird so erklärt: Auf das Dach desselben wurde von den Leuten des Wilh. Grumbach nach Überrumpelung der Stadt Würzburg ein roter Hahn gesetzt und das Haus angezündet. Der rote Hahn krähte (d. h. die Flamme prasselte) und flog von einem Dache zum andern. Nach seiner Wiedererbauung erhielt das Haus den Namen „Zum roten Hahn". Pröhle, „Deutsche Sagen", 237. — In der deutschen Mythologie spielt der rote Hahn Fiallar als Verkündiger der Götterdämmerung eine bedeutende Rolle. Von ihm heißt es (in der Völu Spa), daß er krähe, ehe das Weltende hereinbreche. Dann wecke der bei Odin befindliche Gullinkambi (Goldkamm) die Asen, und der die Hel bewohnende Sotraudr (Rußfarbige) antworte.

---

[1] Es ist hier zu bemerken, daß in frühern Zeiten auch die Häuser Namen hatten, und zwar benannte sie der Erbauer oder Besitzer entweder nach Pflanzen oder Tieren, oder nach den Erzeugnissen eines Gewerbes und den Geräten, die mit dem Berufe des Erbauers irgendwie zusammenhingen. Da man nun früher des Lesens allgemein unkundig war, so wurden diese Häusernamen nicht angeschrieben, sondern der dem Namen zu grunde liegende Gegenstand wurde als Bild veranschaulicht am Hause angebracht. Ebenso war es auch in England noch zur Zeit Jakobs II. „Die Häuser (in London) waren nicht numeriert. Es würde in der That von geringem Nutzen gewesen sein, sie zu numerieren; denn von den Kutschern, Sänftenträgern, Lastträgern und Laufburschen Londons konnte nur ein sehr kleiner Teil lesen. Es war nötig, Zeichen zu gebrauchen, die der Unwissende verstehen konnte. Die Läden unterschieden sich daher durch gemalte Zeichen, welche der Straße ein heiteres und groteskes Ansehen gaben. Der Weg von Charing Croß nach Whitechapel ging durch eine unendliche Folge von Saracenenköpfen, Königseichen, blauen Bären und goldenen Lämmern, welche verschwanden, wie sie nicht mehr als Leitfaden der gemeinen Leute nötig waren." Macaulay, „The history of England", Chapter III („State of England in 1685"), Tauchnitz Edition, S. 354. — Reste dieser einst üblichen Sitte sind die noch jetzt gebräuchlichen Benennungen der Gasthäuser und Apotheken. Und nur vereinzelt findet man noch Namen und Bilder an den Häusern von Privatleuten. Vgl. Schillers „Tell", I, 2, 29, wo Gertrud von Stauffachers Haus sagt:

Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen.

Der Hahn war also im Heidentum ein Symbol des Feuers und des Lichts, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er vor Aufgang der Sonne kräht und das Licht verkündigt. Darum fürchten abergläubische Menschen sich nur so lange vor den Geistern, bis der erste Hahnenruf gehört wird. Shakespeare läßt Horatio („Hamlet", I, Sc. 1) sagen:

I have heard,
The cock, that is the trumpet to the morn,
Doth with his lofty and shrill-sounding throat
Awake the god of day; and, at his warning,
Whether in sea or fire, in earth or air,
The extravagant and erring spirit hies
To his confine.[1]

So erklärt sich denn auch, warum man seit alters her den Hahn auch auf den Kirchturm gesetzt hat. Schon auf dem Glockenturm des Klosterturms von St. Gallen kommt der Hahn vor, und Ekkehard erzählt, wie die Hunnen denselben fürchteten als die Gottheit des Ortes. Dieser Hahn soll aber nicht bloß als Wetterfahne dienen, die den Wind angiebt, sondern er soll zugleich hinweisen auf Petrus, der wetterwendisch war wie der Hahn auf dem Turm. Und in der That kommt statt des Hahnes Petrus selbst als Wetterfahne vor, z. B. auf dem Turme der Stiftskirche zu Baden-Baden. Hierauf bezieht sich nun die Redensart:

**422. Wetterwendisch sein wie der Hahn auf dem Turm.**

Von einem Menschen gebräuchlich, dessen Gesinnungs- und Handlungsweise jedes entschiedenen Gepräges entbehrt, der gleich dem Hahn auf dem Turme, dem Sinnbild der Unbeständigkeit, von jedem Winde, von allen Zufälligkeiten, die auf den Menschen einwirken, unstät bewegt wird, der bald verständig, bald unverständig, jetzt edel, dann unedel

[1] Schon im Altertum finden wir den Glauben, daß die Geister beim ersten Hahnenschrei in ihre Behausung zurück müssen. So sagt Philostratus von dem Schatten des Achilles, welcher dem Apollonius von Tyana erschien: „Er verschwand, sobald der Hahn krähte." Ähnlich lesen wir in einem Hymnus des Prudentius und in einem andern des Ambrosius, welcher einige der Rede des Horatio ähnliche Verse enthält.

handelt, deshalb höchst unzuverlässig und des Vertrauens unwürdig ist. Vgl. Matth. 13, 21: „Aber er hat nicht Wurzel in sich, sondern er ist wetterwendisch.“

423. **Es kräht kein Hahn darnach!**

D. h. niemand bekümmert sich darum. — Der Hahn als Sinnbild des Tageslichts ist Gegner alles unheimlichen Zaubers, auch der nächtlichen Diebe und Mörder. Daher bedeutet obige Redensart ursprünglich: das, was während der Nacht vor dem ersten Hahnenschrei geschehen, wird von niemand gemerkt.

424. **Hahn im Korbe sein.**

S. v. w. der am meisten Begünstigte sein; in der Vergleichung mit dem Tiere liegt hier etwas Ironisches. Hergenommen ist die Redensart von dem im Korbe bewahrten jungen Hühnervolk, wo der Hahn das gesuchteste und beste Stück ist.

Eine andere Erklärung bezieht sich auf ein bekanntes Spiel, darin bestehend, daß junge Mädchen sich im Kreise um einen im Korbe versteckten jungen Hahn versammeln und nun alle nacheinander versuchen, bei verbundenen Augen mit einem Stock den Korb zu treffen. Wer trifft, empfängt „den Hahn im Korbe“ und wird noch dazu binnen Jahresfrist glückliche Braut. So sagt man.

425. **Sie muß den Hahnenklee scheuern!**

Ist eine im Harz (besonders in Andreasberg) von einem jungen Mädchen, das keinen Bräutigam bekommt [1], gebräuchliche Redensart. Sie beruht auf folgender Sage, die sich an den romantisch belegenen Felsen „Hahnenklee“ bei Andreasberg knüpft. Es gingen einst an einem schönen Sonntag-Nachmittag drei junge Mädchen, sämtlich verlobt, nach einem Orte, der noch jetzt die drei Jungfern heißt. Unterwegs wurden sie aus ihrem traulichen Gespräch über Liebesglück und Ehe plötzlich durch eine furchtbare Schreckgestalt mit glotzenden Augen aufgeschreckt, die mit hohler, gleich-

[1] In Mecklenburg ist das Los alter Jungfern: „de flegen to'n flegenmarkt na Vernitt to driben un kräwt na Jerusalem to höden.“

sam aus dem Grabe kommender Stimme sprach: „Welche von euch Dreien diese Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nach dem Hahnenklee kommt und denselben scheuert, die soll bald ihren Bräutigam heiraten.“ Darauf verschwand sie. Nachdem die Mädchen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, gingen sie nach Hause und verabredeten, da alle drei gern heiraten wollten, daß sie zur befohlenen Stunde an einem Platze über Andreasberg zusammentreffen und thun wollten, was Frau Holle — denn sie war es gewesen — gesagt hatte. Der Abend kam heran; weder Mond, noch Sterne waren am Himmel zu sehen, und der Eulen schaudererregendes Geschrei drang unheimlich durch die Nacht. Trotzdem machten sich jene drei Mädchen still und voll ängstlicher Erregung auf den Weg nach dem Hahnenklee. Aber zwei unter ihnen wurden unterwegs doch so von Furcht übermannt, daß sie umkehrten. Nur das dritte Mädchen, fromm und gut, langte auf dem Hahnenklee an, und wie sie eben Hand ans Werk legen wollte, erschien ihr Frau Holle, lieblich und freundlich sprechend: „Du hast Wort gehalten, ich halte auch Wort. Du als die Folgsame sollst auch die allein Bevorzugte unter euch Dreien sein. Wisse, bald wird dich dein Bräutigam als glückliche Braut zum Altar führen; dagegen sollen die andern beiden losen Dirnen nie zum Traualtar gelangen.“ Und damit verschwand sie. Die Wolken teilten sich, und der Mond blickte freundlich durchs Gewölk und begleitete das überglückliche Mädchen nach seiner bescheidenen Wohnung. Die beiden Mädchen aber, die umgekehrt waren, verloren bald darauf beide ihre Verlobten. Der eine, ein Bergmann, stürzte in den Schacht, der andere, ein Kriegsmann, wurde von einer feindlichen Kugel im Kriege getroffen. Beide Mädchen beweinten ihre Geliebten viele Jahre und härmten sich schließlich als alte Jungfern zu Tode. Nur die dritte, die mutig ausgeharrt und den Hahnenklee gescheuert hatte, bekam bald ihren Bräutigam zum Manne. Bei der Hochzeit erschien abermals, gleich nach dem Hochzeitsmahl, Frau Holle, über den Ofen herüberschauend und dem nächstsitzenden Gaste für das Brautpaar eine silberne Wiege reichend, die ganz mit blanken Andreasberger Sechsgroschenstücken gefüllt war. Daher sagt

man da, wo der Ofen zwei hintereinander liegende Stuben heizt und so in der Wand steht, daß man darüber wegsehen kann: „Schprach sachte, de Fra Holle horcht.“ Nach Pröhle, „Deutsche Sagen“, S. 39.

**426. Das Ding hat einen Haken!**

Wird gesagt, wenn man Bedenken hegt, daß etwas nicht so beschaffen ist, wie es im Augenblick sich offenbart. Das Bild ist von der Angel entlehnt. Wie der Fisch wohl den Köder, nicht aber den Angelhaken sieht, so sieht gewöhnlich der Mensch nur den Reiz des Vorteils, aber gar selten die schädlichen Folgen. Im Lateinischen sagt man sprichwörtlich von einer verborgenen Gefahr: vipera est in veprecula, d. i. eine Viper steckt im Dornengebüsch. Pompon. ap. Non. p. 231, 13.

Auf dasselbe Bild vom Angelhaken, den der Fisch verschlucken soll, geht zurück die Redensart:

**427. Ein Häkchen auf jemand haben.**

S. v. w. auf ihn erbittert sein; zu vergleichen sind Redensarten wie: jemand auf dem Strich, jemand auf dem Zug haben.

**428. Einem das Hälmlein süß durch den Mund streichen.**

S. v. w. ihn durch Schmeicheleien oder glatte Worte betrügen, ihn bei der Nase herumführen. — Simrock glaubt, die Redensart sei von Kindern oder gar von Vögeln hergenommen, denen man die erste Nahrung an einem Hälmlein reicht. — Eiselein leitet die Phrase von einem Kinderspiel her, da man dem Neuling Rispen übers Kreuz zwischen die obern und untern Lippen und Zähne legt, wo dann beim schnellen Herausziehen der Halme die Köpfe der Rispen im geschlossenen Munde bleiben. Vgl. den Holzschnitt zu Kap. 33 von Brants „Narrenschiff“, wo ein Narr durch die Finger sieht, während ihm die Frau das Hälmlein durch den Mund zieht. Wahrscheinlich beruht die Redensart auf dem von Eiselein angeführten Scherz, womit Kinder sich anzuführen pflegen. Doch verweisen wir auch auf die verwandte französische Redensart: passer à quelqu'un la plume par le bec, d. i. jemand die Feder durch die Nase

ziehen. Das Bild in dieser Redensart ist entnommen von der kranken Henne, der man den Pips nehmen will. Man lockt sie, als wollte man ihr besseres Futter geben. Das von Hunger und Krankheit gequälte Tier naht sich zutraulich, wird ergriffen und ihm eine ausgerupfte Feder durch die Nase gezogen, wodurch seine Schmerzen anfänglich noch erhöht werden.

429. **Es geht über Hals und Kopf!**

Diese Redensart, welche zur Bezeichnung größtmöglichster Eile und Hast dient, stammt wahrscheinlich vom Rennen, wo es nichts Seltenes ist, daß sich ein Pferd überschlägt und der Reiter über Hals und Kopf desselben hinweggeschleudert wird.

430. **Etwas auf dem Halse (Nacken) haben.**

D. h. viel zu tragen, zu dulden haben; statt: „auf dem Halse" ist auch gebräuchlich: „auf dem Nacken", weil der Nacken der hintere Teil des Halses ist.[1] — Das Bild ist von den Tieren entlehnt, die auf dem Nacken eine Last oder ein Joch zu tragen haben; vgl. lat.: collum premere aratro. Ov. met. 7, 211; — colla equorum fumantia solvere. Virg. Georg. 2, 542; — colla eripere jugo. Hor. sat. 2, 7, 92; — subigere colla boum; u. a. Auch im bildlichen Sinne; vgl. in cervicibus esse, auf dem Nacken sitzen. Liv. 44, 39; — stare in cervicibus alicujus; regnum in cervices accipere. Liv. 4, 12; — legiones in cervicibus alicujus collocare; u. a. — Dasselbe Bild enthalten die deutschen Redensarten: „er liegt ihm immer auf dem Halse (Nacken)"; — einem über den Hals kommen (d. h. ihn unwillkommen überraschen); — sich etwas vom Halse schaffen (d. h. sich von etwas Lästigem befreien; vgl. „cujus a cervicibus jugum servile dejecerant." Cicero in Anton. Philipp. 1, 2, 6); — einem den Nacken beugen (d. i. eigentlich einen jungen Stier zähmen, ihn unterjochen; seinen Starrsinn brechen); — Nackenschläge bekommen (d. h. sich Unannehmlichkeiten zuziehen).

---

[1] Der vordere Teil heißt bekanntlich Kehle.

431. **Es geht ihm an den Hals!**

D. h. er muß büßen. Diese Redensart lehnt sich an die alte Strafe des Henkens, womit namentlich Diebe bestraft wurden. Der Dieb endete am Galgen; so schimpflich galt diese Strafe, daß nicht einmal die Armesünderglocke läutete, die sonst bei Vollstreckung jedes Todesurteils die Leute daran erinnerte, daß der Missethäter nunmehr seine Schuld büße und sich mit dem Gesetze wieder aussöhne. Wie diese Redensart ursprünglich auf die Todesstrafe durch den Strang geht, so ist die Redensart: „es wird ihm den Kopf nicht kosten" in ihrer ursprünglichen Bedeutung auf die Enthauptung zu beziehen.

432. **Es hängt einem lang aus dem Halse heraus!**

D. h. man ist einer Sache sehr überdrüssig. — Die Redensart erklärt sich aus der Thatsache, daß besonders das Federwildbret, wenn es sich mit Fraß überladen hat, diesen wieder auszuspeien pflegt, was der Jäger nennt: „das Geäß aushalsen."

433. **Unter den Hammer kommen.**[1]

Von jemand, dessen Hab und Gut öffentlich und von Gerichts wegen versteigert wird, weil hierbei der „Zuschlag" durch den Hammer oder ein ähnliches Instrument erfolgt, durch welches Zeichen der Verkauf erst rechtskräftig wurde. Im Meraner Stadtrecht des 14. Jahrhunderts bei Haupt, VI, 426: „Unde daz si keinen kouf mit der hant dar slahen noch bestæten..." — H. Rosenplut 77: „Jungker, das sei euch dargeslagen." — Der Hammer war ein gerichtliches Zeichen. Durch Herumsendung eines Hammers geschah früher die Berufung der Gemeinde oder die Ansage des Gerichts; vgl. die Redensart: Umstände machen. Der Wurf mit dem Hammer diente als Maßbestimmung für Raumverhältnisse. So geboten die Herren von Mainz den Rhein

---

[1] Vgl. lat.: sub hasta venire. Jul. Florus 3, 21, 27; — sub hasta vendere. Liv. 23, 38; — hastae subjicere. Florus 2, 6, 47; Sueton. vita Augusti 24, u. ö. Bei den Auktionen oder gerichtlichen Handlungen der Römer wurde ein Spieß in die Erde gesteckt.

hinauf und hinab so weit, als sie mit einem Hammer werfen konnten, nachdem sie zuvor in den Rhein geritten waren. Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 55.

Dieser Gebrauch des Hammers weist uns hin auf die Zeit, wo der Hammer noch ein gewöhnliches Hausgerät und eine Waffe der alten Deutschen war. Auch Thor führte den Hammer als Waffe.[1] Thors Zeichen ist das Hammerzeichen. An seine Stelle trat vielfach das christliche Kreuz, welche Zeichen — Hammer und Kreuz — sich in ihrer Gestalt ziemlich gleichen. Ein Beweis übrigens, wie fest dieser Thormythus im deutschen Wesen wurzelt, ist, daß der Hammer noch als Einweihungszeichen der Kirchen, bei Grundsteinlegungen u. s. f. benutzt wird. Pfarrer und Ortsvorsteher klopfen dreimal mit dem Hammer auf den Grundstein. Diese Sitte ist ursprünglich heidnisch. So weihte Thors Hammer auch Balders Scheiterhaufen ein (dœmisaga 38). Durch das Christentum bekam die Sitte folgende Deutung: der Hammer sei das Symbol des Kreuzes und die Zahl drei sei eine heilige Zahl, weil sie an die Dreieinigkeit erinnere. Aber selbst dem christlichen Gott wird ein Hammer (oder: ein Schlägel) beigelegt, womit er den „Schicksalsschlag“ (auch „gotes slac“ genannt) ausführt: „Pezzeront iuh fone Gotes hamerslegen.“ Notker Ps. 97 (Hattemer S. 350ª). — „Der nu den himel hât erkorn Der geiselt uns bî unser habe: ich vürhte sêre, unt wirt im zorn, Den slegel wirft er uns her abe.“ Vgl.

---

[1] Hierauf beruht das folgende Gedicht, „Thors Hammerwurf“ von Felix Dahn („Harald und Theano“, Leipzig 1852):

Thor stand am Mitternachts-Ende der Welt,
Die Streitaxt schwang er, die schwere;
„So weit der sausende Hammer fällt,
Sind mein das Land und die Meere!“ —
Und es flog der Hammer aus seiner Hand,
Flog über die ganze Erde,
Fiel nieder am fernsten Südensrand,
Daß alles sein eigen werde.
Seitdem ist's freudig — Germanen-Recht,
Mit dem Hammer Land zu erwerben:
Wir sind von des Hammergottes Geschlecht
Und wollen sein Weltreich erben.

v. d. Hagen, „Minnesänger", II, 9[a]. — „Wiltu ze lange in din sünden slâfen, Des slegels wurf daz ist der tot, den er danne an dich sendet." A. a. O. 10[a].

434. **Hammer oder Amboß sein**, s. Nr. 36.

435. **Etwas mit Hand und Kuß** (zusammengezogen: **Kußhand) annehmen.**

D. h. etwas mit lachendem Munde, frei, gern, ungezwungen annehmen. Im deutschen Mittelalter findet sich diese Formel häufig so: „mit Hand und Mund" (vgl. frz.: main et bouche. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 37), wo Mund so viel ist wie Kuß. Damals war es Sitte, nach Abschluß eines Vertrages oder zur Besiegelung eines Versprechens sich zu küssen. Ebenso war auch der Lehnskuß als Zeichen gegenseitiger Treue üblich, indem der Vasall bei Übernahme eines Lehens seinen Lehnsherrn küßte. Das Zusammenfügen der Hände, der Handschlag, galt dabei als eine Bestätigung der Treue, der Willenseinheit.

436. **Hand aufs Herz!**

rufen wir heute jemand zu, damit er eine von ihm gemachte Aussage also bekräftige. Ehedem war dies eine symbolische Handlung bei der Eidesablegung, besonders von Geistlichen und Frauen, welche alsdann die Hand auf die linke Brust legten; Frauen mußten — nach der Vorschrift einzelner Gesetze — noch den über die Schulter hängenden Haarzopf berühren.

Die Hand als Werkzeug zum Greifen, Festhalten, Darreichen hat symbolisch die Bedeutung von Gewalt (potestas) und figuriert in dieser Bedeutung in folgenden Redensarten:

437. **Etwas in der Hand haben** und **aus der Hand geben** (aus den Händen lassen).

438. **In jemandes Hand stehen.**

Trist. 11284; ursprünglich von Unmündigen; sie stehen in der Gewalt des Vaters, Bruders oder Verwandten, dem sie unterworfen sind. Technischer Ausdruck für dieses Verhältnis ist das althochdeutsche munt, altniederdeutsch mund, ursprünglich Hand (manus) bedeutend; dann s. v. w. Schutz;

daher Mundschaft, Vormund, Mündel, mündig.[1] Vgl. auch Redensarten wie: in mundio (= in tutela) esse; — mundium in potestate habere (tutelam gerere) bei Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 448.

---

[1] Mündig bedeutet also gewaltig, der seiner selbst walten kann. — Wir wollen hier noch des Sprichwortes gedenken: „Morgenstunde hat Gold im Munde." Man hat diese Personifikation der Morgenstunde, die in ihrem Munde Gold hält, vielfach angefochten und sich bemüht, diese Vorstellung als ungeheuerlich hinzustellen; „im Munde" sei hier so viel wie: „in der Hand". Wir können solch prosaischer Auslegung nicht beistimmen. „Das Gold im Munde" beziehen wir auf den Glanz und das Licht der aufgehenden Sonne, auf den jungen Tag mit seiner belebenden Wirkung auf alle Dinge. Sinnig und hochpoetisch hat die Volksphantasie fast überall die goldig glühende Morgenröte ausgemalt! Im Pentamerone kommen Rosen und Jasmin aus ihrem Munde, wenn sie atmet, Perlen entfallen ihren Haaren, wenn sie sich kämmt, und Lilien und Veilchen entspringen ihren Tritten. In der schwedischen Sage fällt ein Goldring aus ihrem Munde, wenn sie lacht, und unter ihren Tritten sprießen Rosen. In der norwegischen fallen Goldmünzen bei ihrem Reden aus ihrem Munde und aus ihrem Haare beim Kämmen. In der dänischen fallen Edelsteine aus dem Munde und Gold und Silber aus dem Haare. In der polnischen weint sie Perlen, wie in der böhmischen, lacht Rosen, und wäscht sie sich die Hände, so entstehen goldene Fische im Wasser. In der welschtirolischen hat sie goldene Haare, Weizenkörner entfallen ihren Händen, wenn sie sich reibt, und sie hinterläßt goldene Fußspuren. In der rumänischen scheint die Sonne, wenn sie lacht; regnet es, wenn sie weint; entsteht Sturm, wenn sie hustet, und fällt Gold und Silber beim Kämmen aus ihrem Haare. (Anmerkung zu Laura Ganzenbachs „Sicilianische Märchen" [1870], II, 225.) Daß man aber früher auch wirklich Geld in den Mund nahm, wird uns bestätigt durch die jüngere Edda (Gylfaginning 56), wo von einem Riesen (Thiassi in Trymheim) erzählt wird, daß er sich mit seinen zwei Brüdern den Hort seines Vaters so teilte, daß jeder von ihnen so viel Goldes davon nahm, als er im Munde fassen konnte. Nach Pertz („Mon. Germ. hist.", II, 84) war es allgemeiner Brauch bei den Deutschen, kleinere Geldsummen im Munde zu verbergen. Vgl. W. Wackernagel in „Haupts Zeitschrift", VI, 290. Durch Hariris Makamen (Rückert, I, 22, 23) wissen wir, daß dies auch bei den Arabern geschah. Bekannt ist auch der uralte Brauch, den Toten das Fahrgeld für den Fährmann in der Unterwelt in den Mund zu legen. — Vgl. noch M. Müller, „Vorlesungen", II, 356.

439. **Die Hand auf etwas legen**

bedeutet symbolische Besitzergreifung durch Handauflage, was ausdrücken soll, daß sie die Rechte und Ansprüche auf das Besitztum wahren wird.

440. **Etwas von der Hand weisen.**

S. v. w. die Besitzergreifung eines Gegenstandes — was durch Berührung mit der rechten Hand, als der vornehmsten, geschah — durch eine verächtliche Bewegung mit der linken abweisen.

441. **Er hat eine lange Hand.**

S. v. w. er vermag viel, er hat große Gewalt; Gegensatz: er hat eine kurze Hand. — Schon bei Ovid. Heroid. ep. 17, 166: „An nescis longas regibus esse manus?“ — „Weißt du denn nicht, daß die Könige lange Arme haben?“ — Als deutsches Sprichwort bei Brant, „Narrenschiff“, 19, 76: „Dann herren hant gar lange hend.“ — Seb. Franck, II, $88^b$: „Fürsten vnd herren habend lang hend.“

442. **Eine Sache hat Hand und Fuß!**

Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 510: „Es hat hende vnd fuesse was der man redet“, und Nr. 511: „des fürgehenden worts widerspiel: Es hat weder hende noch fuesse.“ Ebenso bei Agricola Nr. 445 mit folgender Erklärung: „Ein gerader, vngestummelter leib hat sein art an henden vnd an fuessen, Mit den henden richtet er aus was er zuschaffen vnd zuhandeln hat, die fuesse tragen den leib vnd hende, wo der leib hyn wil, daß hende vnd fuesse souil geldte bey uns Deutschen, als wolgestalt, wolgeziert, wolgethan, volkommen, vnd da kein mangel an ist. Also brauchen wir nun diß wort zum lobe vnd zur schande, Zum lobe, Es hat hende vnd fuesse was der thut vnd redet, das ist, es ist rechtschaffen, es hat einen bestand, es ist wolgestalt vnd wolgethan, Zur schande, Es hat weder hende noch fuesse, es ist vnuollkommen, es hat kein art noch bestandt, es ist flickwerk vnd gestummelt ding.“ — Ebenso bedeutet im Latein.: nec caput nec pedes habere = gar nichts taugen, s. Liv. epitom. libr. 50; „dixit Cato eam

legationem nec caput nec pedes nec cor habere." Plaut. Asin. 3, 3, 139 sq. Cic. fam. 7, 31, 2. Zu vergleichen ist noch bei Erasm. Ad., S. 369, der Ausdruck: „os inest orationi."

**443. Die letzte Hand anlegen.**

S. v. w. eine Sache zum letztenmal bearbeiten. — Der Ausdruck ist von den Künstlern entlehnt und bedeutet so viel wie die letzte Politur an einer Arbeit vornehmen; aus dem Latein. entlehnt: ultimam manum addere, um die letzten Lichterchen aufzusetzen, wie Lessing von seinem „Nathan" sagt. — Cic. Brut. 33, 126: „manus extrema non accessit operibus ejus (oratoris)"; Petron. 118: „carmen nondum recepit ultimam manum"; — Ov. trist. 1, 6, 28: „summam abesse manum (a carminibus)." — Erasm. Ad.: „Summam manum addere. Mirum ni metaphora ab artificibus translata, qui primum rude quoddam operis simulacrum effingunt, atque hanc primam appellant manum, deinde formant expressius, postremo summa cura expoliunt, atque hanc supremam, seu summam manum vocant." Gleiche Redensart: die letzte Feile anlegen (s. d.).

**444. Etwas vor der Hand thun.**

D. h. das, was augenblicklich zur Verfügung ist, vor der Hand sich befindet, zur Hand ist, thun. Der Ausdruck ist wahrscheinlich durch Vermittelung der Juristen aus dem Lateinischen in unsere Sprache gelangt; vgl. Dig. 13, 7, 27: „petenti mutuam pecuniam creditori, cum «*prae manu*» debitor non haberet, species auri dedit"; vgl. Plaut. Bacch. 4, 3, 10: „qui patri reddidi quod fuit prae manu"; Appulej. Metamorph. 6, 180, 32: „aes si forte prae manu non fuerit"; desgl. prae manu dare, zur Verfügung stellen. Terent. Adelph. 5, 9, 23. — Auch der Ausdruck:

**445. Unter der Hand**

ist wörtlich aus dem Lateinischen herübergenommen; vgl. „sub manu esse", von dem, was bei der Hand ist, sich darbietet; übertragen auf die Zeit s. v. w. sofort. Seneca

epist. 71, 1: „sub manu, quod ajunt, nascatur“ (consilium).[1] —

Weiter ist entlehnt aus dem Lateinischen die adverbielle Formel:

446. **Kurzer Hand** jemand abfertigen.

Vgl. brevi manu accipere, tradere. Digesta 23, 3, 43, §. 1. — Gegensatz: longa manu, d. i. mit Umschweif. Ib. 46, 3, 79; u. ö.

447. **Jemand auf den Händen tragen.**

D. h. ihm Liebe und Achtung erweisen. — Biblischen Ursprungs: Ps. 91, 12, und mit Berufung auf diese Stelle, Matth. 4, 6, und Luc. 4, 11.

Iz ist giscriban
Thaz her sinen engilon gibiote fon thir,
Thaz sie mit iro hanton thich nemen,
Zithiu thaz thu ni bispurnes
In steine thinen fuoz. Tat. 15, 4.

Vgl. hierzu die analoge, ebenfalls biblische Redensart: „jemand auf den Achseln tragen“, was ebenfalls ein Zeichen liebevoller Verehrung ist. Jes. 49, 22.

448. **Seine Hände in Unschuld waschen.**

Diese Redensart stammt von der Sitte der Alten, zufolge welcher ein Angeklagter, der seine Unschuld beweisen wollte, Wasser nahm und sich angesichts der ganzen Versammlung die Hände wusch. Diese symbolische Handlung beweist die sündenreinigende Kraft des Wassers, schon in altjüdischer Zeit. Ps. 26, 6, singt David: „Ich wasche meine Hände mit Unschuld“ („Lavabo inter innocentes manus meas“); desgl. Assaph Ps. 73, 13. Ja, schon im Mosaischen Gesetz findet sich diese Sitte angedeutet: Deuteronomium 21, 6 und 7, heißt es: „Und alle Ältesten derselben Stadt sollen herzutreten zu dem Erschlagenen und ihre Hände waschen über die junge Kuh, der im Grunde der Hals abgehauen ist. Und sollen antworten und sagen: «Unsere

---

[1] Vgl. den Ausdruck: subministrare, zusammengesetzt aus: sub manu strare, d. h. zur Hand reichen, darreichen; die Formationssilbe strare stammt bekanntlich von sterno.

Hände haben dies Blut nicht vergossen, so haben es auch unsere Augen nicht gesehen».“ — Doch auch bei den Römern war diese Sitte üblich. Im Neuen Testament wäscht sich Pilatus vor der Verurteilung Christi die Hände, dadurch anzeigend, daß er unschuldig sei. Es war überhaupt ein Glaube der Alten, daß durch Waschen mit frischem Wasser eine moralische Entsündigung eintrat; vgl. Cic. pro Sex. Roscio Amerino 26, 72: „ita jactantur fluctibus (parricidae), ut nunquam abluantur.“ Virg. Aen. 2, 719; 9, 818; Ovid. Fast. 5, 680 sq.; Plin. hist. nat. 8, 16 (17), 43. Deshalb bedeutet das lat. abluere oft s. v. w. moralische Flecken tilgen, z. B. bei Cic. Tusc. 4, 28, 60; Plin. epist. 3, 7. Vgl. hierzu auch das Institut der christlichen Taufe!

**449. Kein Handel ohne Weinkauf!**

Seit den ältesten Zeiten bestand bei den Deutschen die Gewohnheit, jede wichtige Familien-, Gemeinde- oder Staatsangelegenheit durch einen guten Trunk abzuthun. Konnten sich doch unsere heidnischen Vorfahren selbst die Wonnen Walhalls nicht anders denken, als entweder zu kämpfen oder, nach der Heimkehr vom Kampfe, mit den Asen zu schmausen und Ale (Bier) zu trinken aus mächtigen Humpen und dem Büffelhorn, das fleißig in der Runde herumging. Und Tacitus berichtet uns von den Germanen ausdrücklich, daß sie über den Ausgleich von Streitigkeiten, über die Verlobung eines jungen Paares, über die Wahl von Fürsten, über Krieg und Frieden gewöhnlich bei Trinkgelagen verhandelten. Denn sie waren der Meinung, daß sich zu keiner Zeit in gleicher Weise das Herz des Mannes in Treue und Wahrheit aufthue oder für hohe Dinge begeistere. Diese uralte Sitte hatte sich im Mittelalter insbesondere bei der Ritterschaft so ausgebildet, daß man sich eine Gesellschaft edler Ritter von altem Schrot und Korn ohne die vor ihnen stehenden mächtigen Humpen gar nicht vorzustellen vermag. Auch bei der Krönung eines Kaisers zu Frankfurt am Main floß für das Volk aus dem sogenannten Römerbrunnen weißer und roter Wein, von dem jedermann trinken konnte, soviel er wollte. Ein guter Trunk ist den biedern Deutschen

bei allen Wechselfällen des Lebens eine erquickliche Sache geblieben. Und so erinnert auch unsere obige Redensart, die noch in manchen Gegenden üblich ist, an die Sitte, den Abschluß eines Kaufes oder sonstigen Vertrages mit einigen Flaschen Wein zu besiegeln.

**450. Jemand den Handschuh hinwerfen,** s. Fehdehandschuh.

**451. Jemand das Handwerk legen.**

S. v. w. ihn durch Zwangsmittel veranlassen, die Beschäftigung, die er bisher getrieben, aufzugeben. Von den Bönhasen entlehnt (s. Nr. 164).

**452. Hans,**

gekürzt aus Hannes und dieses aus Johannes, war früh schon ein allgemein verbreiteter Name und wie Heinz und Kunz alltäglich geworden. Da nun aber vornehme Leute solche Namen zu meiden pflegen, so wurden diese allmählich zur Bezeichnung des niedern Standes allgemein und erhielten dazu eine üble Nebenbedeutung, die durch gewisse charakteristische Beiwörter noch mehr hervorgehoben wird. So entstanden Zusammensetzungen wie:

Großhans und Kleinhans, d. i. großer, kleiner Hans, namentlich den Landsknechten geläufig für jemand, der eine höhere oder niedere Stellung im Heere einnahm; — Faselhans für einen Schwätzer; ebenso Plapperhans; — Gaffhans für einen Gaffer; — Knapphans für einen Sparer; — Prahlhans; — Schmalhans; letzterer als Küchenmeister ist schon bei Schuppius (17. Jahrhundert) sprichwörtlich: „Wo man Holz umb Weinachten, Korn umb Pfingsten und Wein umb Bartholomäi kauft, da wird Schmalhans endlich Küchenmeister.“

Hans wird nun auch Typus der Dummheit[1] und erhält

---

[1] Im Französischen ist der Gros-Jean typisch für einen Einfaltspinsel und übergegangen in die sprichwörtliche Redensart: c'est le Gros-Jean qui veut en remontrer à son curé, s. v. w. das ist ein Dummkopf, der einen andern lehren will, was dieser viel besser weiß als er selbst. Durch Lafontaines Fabel: „la laitière et le pot de lait“ aber ist dieses Wort in etwas anderm Sinne in allgemeinen Gebrauch gekommen und bezeichnet nun ge-

deshalb als epitheton ornans noch besondere Zunamen: Hans Aff; — Hans Affenschwanz (mittelhochdeutsch: affenzagel); — Hans Dumm; — Hans Narr;[1] — Hans Dampf; — Hans Tapp (ins Kraut);[2] — Hans ohne Sorgen; — Hans in allen Gassen; Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 72; desgl. Agricola Nr. 257, wo es in der Erklärung heißt: „Er ist Hans ynn allen gassen, Ein steyn, den man hyn vnd widder waltzet, bewechset selten, also lernet nichts redlichs, er gebe sich denn auff eines allein, vnd lerne das wol, Denn der ynn allen gassen wonet, der wonet vbel.“ —

Hanswurst bezeichnet eigentlich einen Menschen, der sich von andern als Hans gebrauchen läßt, um bei ihnen zu schmarotzen (eine Wurst zu verzehren). Der Ausdruck müßte deshalb eigentlich Wursthans heißen, hat aber diese Wortform bekommen nach Analogie des französischen Jean potage; vgl. den Maccaroni in Italien, den Jack Pudding in England, den Pickelhering in Holland. Die verschiedenen Namen lassen erkennen, daß sie den Lieblingsgerichten der niedern Volksklassen der verschiedenen Nationen entlehnt sind. Nach Grimm erinnert die Leibesgestalt der unbeholfenen Figur an eine Wurst. Der Name „Hanswurst“ erscheint zuerst in der niederdeutschen Bearbeitung von S. Brants „Narrenschiff“; Brant hat hierfür (76, 83): „Ich weiß noch eynen heyßt «hans myst».“ Dann findet sich der Name in einer gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel gerichteten Schrift Luthers: „Widder Hannsworst“ (Wittenberg 1541). Hier heißt es: „Wohl meinen etliche,

---

wöhnlich einen Menschen, der sich zuerst mit hochfliegenden Plänen getragen, durch einen Zufall wieder zu sich selbst zurückgebracht ist und nun ein Hans ist wie zuvor.

[1] Der auf dem Holzschnitt zu Brants „Narrenschiff“, Kap. 5, abgebildete Narr wird „Heintz Narr“ genannt; daß aber zu Brants Zeiten auch schon Hans Narr gebräuchlich gewesen, ist zu vermuten, wenn man vergleicht 76, 83: „Ich weiß noch eynen heißt hans myst.“

[2] Dergleichen imperativische Namenbildungen kommen häufiger vor; vgl. Brant, „Narrenschiff“, 85, 27: „Hans Acht syn nit“; ebenda 110$^{a}$, 70 fg.; — Bleibtreu, Borgenicht, Leberecht, Griepenkerl, Habenichts, Kommallein u. v. a.

ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hannsworst, daß er von Gottes Gnaden stark, fett und völliges Leibes ist.“ Im Schauspiel taucht diese komische Figur erst im J. 1573 in Georg Rolls Komödie vom „Fall Adams“ auf und wird erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts recht gemein. Seine Tracht ist eine bunte, geckenhafte Kleidung.

453. **Ich will dir zeigen, was eine Harke ist!**

S. v. w. ich wills dir begreiflich machen in einer Weise, daß du daran denkst, ich will dich zur Vernunft bringen. Die Redensart ist anekdotischen Ursprungs. Ein in der Fremde gewesener Bauerssohn sieht verächtlich auf alles Ländliche herab, will u. a. nicht wissen, was eine Harke ist. Als er jedoch zufällig auf die Zacken derselben tritt und der Stiel ihm ins Gesicht schlägt, vergißt er alle städtische Bildung und ruft: Au, die verdammte Harke! — Daher auch die Redensart:

Er kennt die Harke nicht mehr, d. h. er hat seine Muttersprache verlernt.

454. **Einen in Harnisch bringen.**

D. h. ihn zornig machen. — Und: in Harnisch geraten, s. v. w. sich entrüsten, zornig werden. Wenn der mittelalterliche Ritter zum Kampf und Streit auszog, so legte er sich einen Harnisch an, d. i. eine metallene Rüstung, welche den ganzen Körper umgab und ihn dadurch vor den Hieben und Geschossen des Feindes schützte. Wurde der Harnisch, neben Helm und Schild das Hauptstück der Bewaffnung früherer Zeit, angelegt, so war auf heißen Strauß zu rechnen. Daher wird ein Ausbruch von Zorn in Blicken, Worten oder Thätlichkeiten mit dem Ausdruck „in Harnisch geraten“ bezeichnet. — Grimm, „Mythologie“, S. 17: „Wie rohsinnlich drückte man sich im 17. Jahrhundert aus: ein Mißbrauch, der Gott in Harnisch bringt, und zu scharfer ungnädiger Einsehung verursacht, daß er gewiß, zur Rettung seiner Ehre, mit Fäusten drein schmeißen wird“ u. s. w. — Beachtenswert ist übrigens die eigentümliche Bedeutung von: „entrüstet“, d. h. unwillig, außer Fassung, voll Zornes sein. Ursprünglich bezieht sich dies Wort auf einen Zustand, wo man der Rüstung beraubt ist. Dies

kann nur der Fall sein bei einem (im Turnier) besiegten Ritter, der samt Pferd, Rüstung und Waffen eine Beute des Siegers zu sein pflegt. Hieraus erklärt sich der übertragene Sinn des Ausdrucks, der nur in der passiven Form: „entrüstet sein" gebräuchlich ist.

455. **Er bohrt nicht gern hart Holz**, s. Nr. 162.

456. **Mir ist ein Hase über den Weg gelaufen!**

Bedeutet nach dem Volksaberglauben Unglück. Ebenso ist das Zusammentreffen mit Hinkenden und Einäugigen bedenklich; desgl. mit alten Weibern und Priestern; Bär, Wolf und Eber dagegen bedeuteten bei unsern Vorfahren Glück. Dieser Aberglaube entspricht so recht der kriegerischen Natur unserer Altvordern, denen Krieg und Jagd als die einzige eines freien Mannes würdige Beschäftigung galt. Die Begegnung von kampflustigen Tieren, ihren Angang, wie man es nannte, galt ihnen als gute Vorbedeutung, dagegen war die Begegnung mit unkriegerischen Naturen ein schlechtes Zeichen.

457. **Das Hasenpanier ergreifen.**

S. v. w. davonlaufen. — Panier = Banner, Fahne; in der weidmännischen Sprache bedeutet „Fahne" das Schwänzchen des davonlaufenden Lampe.[1] Witzig verspottet diese Redensart demnach die Fahnenflucht, indem ja der Hase[2] auf der Flucht sein Schwänzchen in die Höhe reckt.

458. **Da liegt der Has im Pfeffer!**

S. v. w. das ist das punctum saliens einer Sache; das ist's, worauf es ankommt; c'est là que gît le lièvre; that's where the shoe pinches. — Der Ton liegt auf dem Worte „da"; vgl. da liegt der Hund begraben. — Unter Pfeffer ist in der obigen Redensart nicht das Gewürz zu verstehen, sondern eine im Mittelalter bereitete braune Pfefferbrühe, wobei der Pfeffer einen Hauptbestandteil aus-

---

[1] Heute sagt man in der Regel hierfür „Blume".

[2] Hase kommt als Schelt- und Schimpfwort schon früh bei den Deutschen vor und war ehrenrührig. Schon lex sal. 33, 4: „si quis alterum leporem clamaverit"; bei Pertz, „Monumenta", 1, 389: „lepore timidior."

machte. „Vber schwartz stinckend fleisch macht man sonst gern ein gelben Pfeffer." Fischart, „Gargantua", 143. — Von Geiler von Kaisersberg existiert ein Predigtencyklus: „Ain geistliche bedeutung der Häßlins, wie man das in dem pfeffer bereyten soll." Geiler gebraucht Pfeffer dort synonym mit „brüe". Ähnlich wird bei Murner, „Gr. Luth. Narr", $b^3$ fg. und $c^3$, „die brůch", die er seinen Gästen vorgesetzt hat, „ein pfeffer" genannt. Vgl. Brant, „Narrenschiff", 81, 41; $110^a$, 149 und 71, 12, 13. An letzter Stelle wird von streit- und prozeßsüchtigen Menschen gesagt, sie verlassen sich darauf, das Recht zu ihren Gunsten zu drehen:

Als ob es wer eyn wåchsin naß
Nit denckend, das sy sint der has
Der jnn der schriber pfeffer kumt.

## 459. In die Haseln gehen.

Wird gesagt, wenn man von einer Liebschaft spricht; Sinn: sein Liebchen aufsuchen. Die Nuß hat erotische Bedeutung, wahrscheinlich, weil sich die Haselnüsse oft gepaart vorfinden. In einem Stammbuch des 16. Jahrhunderts findet sich:

Dum nux virescit et virgo crine pubescit:
Tum nux vult frangi et virgo stipite tangi.

Französisch sagt man: Année de noisettes, année d'enfants, d. i. wenn in einem Jahre viel Haselnüsse wachsen, so ist dies ein Zeichen, daß viele Kinder zur Welt kommen. Es ist ein alter Brauch, bei Hochzeiten Nüsse zu verschenken. Schon Festus versichert, daß Nüsse während der Hochzeit geworfen wurden zum Zeichen guter Vorbedeutung für die Neuvermählte: „Ut novae nuptae intranti domum novi maritimi auspicium fiat secundum et solistinum" ($V^o$ Nuces). Vgl. Plinius XV, 24. Dies fand im Mittelalter sowohl wie im Altertum statt. Der Haselnußstrauch galt also mit seinen zahlreichen Früchten als ein Symbol der Vermehrung.[1]

[1] Eine religiös-symbolische Bedeutung hat die Haselnuß, wenn sie sich z. B. in den Alemannengräbern in Würtemberg den Toten beigegeben findet. Hier scheint sie ein Sinnbild des im Keime ruhenden neuen Lebens zu sein.

Doch auch in anderer Beziehung spielt die Haselnußstaude im Volksaberglauben eine große Rolle. Man dachte sich den Strauch von einem geistigen Wesen beschützt, und deshalb führen unsere Volkslieder oft Gespräche mit der „Frau Hasel“.
Der Haselstrauch soll auch vor dem Blitze schützen, und deshalb werden in Tirol am Tage Mariä Heimsuchung Haselzweige vor das Fenster oder in das Bett gesteckt. — In einem Haselstrauch, der eine Mistel trägt, wohnt ein Geldmännchen oder eine Alraune.

Das Merkwürdigste ist der Gebrauch der Hasel als Wünschelrute. Sie wurde schon von den Etruskern benutzt. Plinius nennt jene, die mittels Ruten Quellen fanden, aquileges (d. i. Leute, die Wasserquellen suchen, von aqua und lego); cf. hist. nat. 26, 6 (16); desgl. epist. 10, 46. Die aqua virgo und die Brunnennymphe Inturna trug eine Rute in der Hand. Cicero erwähnt ebenfalls die virgula divina (Wünschelrute); cf. de offic. 1, 44, 158. — In Deutschland läßt sich der Name der Wünschelrute bis ins 8. Jahrhundert zurück verfolgen; vgl. Grimm, „Mythologie“, S. 813. Sie ist dem Wodan eigen und wird in den Eddaliedern öfters erwähnt:

Zum Hügel ging ich
Ins tiefe Holz
Zauberruten zu finden;
Zauberruten fand ich ꝛc.

Der Zauber mit der Hasel wurde schon in den ripuarischen Gesetzen verboten; doch erst im 14. Jahrhundert brachte man den Rutenzauber (Rhabdomantie) in ein System. Die Rute sollte nicht nur Erz und Wasser[1], auch verrückte Grenzsteine, gestohlenes Gut, Geld, unbekannte Wege, Diebe und Mörder entdecken; sogar die Justiz nahm in ratlosen

[1] Auf letztern Fall hat vielleicht der Umstand eingewirkt, daß im Exodus (Kap. 17, 5 und 6) Moses mit Hilfe seines Stabes Wasser aus dem Felsen schlägt; mittelalterliche Dichter wie Konrad von Würzburg nennen diesen Stab auch wirklich „wünschelgerte“ („Goldene Schmiede“ 664 [614]).

Fällen ihre Zuflucht zur Wünschelrute, um Verbrechern auf die Spur zu kommen.

Man glaubte nun, daß die Hasel eine besondere Neigung zu Gold und Silber habe, während die Eiche zum Kupfer und die Fichte zum Blei sich hingezogen fühle. In der Regel schnitt man jedoch aus einer Haselstaude die Wünschelrute und zwar in Gabelform. Der Haselstrauch soll einjährig sein, nirgend älteres Holz enthalten und so stehen, daß seine Gabeln sowohl von der Morgen-, als von der Abendsonne beschienen werden. Beim Abschneiden der Rute sprach man folgende Reime:

Ich schneide dich, liebe Rute,
Daß du mir mußt sagen,
Was ich dich will fragen
Und dich solang will rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren.

Eine andere Formel lautet:

Ich beschwöre dich, Sommerlatte,
Aus des Waldes grüner Matte,
Daß du mich weisest, so recht und wahr,
Als Maria eine Jungfrau war,
Wo Gold und Silber liegt blank und klar.

Bei der Anwendung der Wünschelrute war der Eigentümer noch verschiedenen Bedingungen unterworfen. Er muß zunächst ein unbescholtener und christlich gesinnter Mann sein und darf weder Geld noch Eisen bei sich tragen. Wir verweisen noch auf einen Aufsatz von Jul. Stinde in „Schorers Familienblatt“, Bd. V, 1885, S. 649, der uns leider nicht zu Gesicht gekommen ist.

**460. Einem auf der Haube sein.**

D. h. genau auf ihn achthaben, ihn scharf beobachten. Aus der Kunstsprache der Falkner entnommen. Dem Federspiel wurde nämlich eine Kappe über die Augen gezogen („So muß man hüben... die hätzen.“ Brant, „Narrenschiff“, 44, 7), wahrscheinlich, um durch dieses Häuben den Falken zur Ruhe zu bringen. Man beachte noch die folgenden Stellen: „Dem solt man griffen zů der hauben“, d. i. strenge halten, Brant, „Narrenschiff“, 93, 1; desgl.: „Gott thůt also, wenn er der welt Will vff die huben

gryffen.“ Seb. Franck, I, 30b. — „So nah griff sie mir nach der hauben, Das ich mich gar kaum aus mocht schrauben.“ Fischart, „Flöhhatz“.

**461. Unter die Haube kommen.**

S. v. w. heiraten; dann s. v. w. Versorgung, Anstellung bekommen. Von der Sitte, daß ehemals nur verheiratete Frauen, nicht aber Jungfrauen, Hauben auf dem Kopfe trugen. Diese Sitte wurde ehedem streng und eifersüchtig beobachtet: „Dubranka ducissa in Bohemia pepilum capitis sui deposuit et puellarum coronam sibi imposuit: quod erat magna dementia mulieris.“ Cosm. Pragens. in Mencken. scriptor. Sax. I, 1997.

**462. Einen über den Haufen reiten.**

D. h. ihn verderben, zu Grunde richten. Spinoza, „Theologisch-politische Abhandlungen“, übersetzt von Kirchmann, S. 39: — „so wird damit die Bibel überhaupt über den Haufen gestoßen.“ Ebenso werden auch Hoffnungen und Entwürfe, Lehrgebäude u. dergl. über den Haufen geworfen, gestoßen, geritten. Die Redensart ist eine Entlehnung aus dem Kriegswesen und bezieht sich, da man einen Einzelnen eigentlich nicht über den Haufen reiten kann, ursprünglich auf eine Mehrheit, die zusammengeritten, -geschossen oder übereinander geworfen wird. Aber schon seit Jahrhunderten wird die Redensart auf Einzelne angewandt.

**463. Ganz aus dem Häuschen sein.**

S. v. w. vor Freuden außer sich sein. Das der Redensart zu Grunde liegende Bild ist von der Schnecke entlehnt. Vgl. die Redensart: „eingezogen leben“.

**464. Seine Haut zu Markte tragen.**

D. i. die Folgen einer Sache tragen müssen. — Die Redensart erklärt sich aus dem alten Rechtsbrauch, daß der Hirte, oder wer sonst fremdes Vieh in Gewahrsam hatte, die Haut desselben, wenn es in seiner Obhut starb, öffentlich in Gegenwart des Richters vorzeigen mußte; darnach wurde die Buße bestimmt. Auf den Bildern zum „Sachsenspiegel“, Taf. 15, 1, ist dargestellt, wie das Fell des umgekommenen Tieres, und Taf. 16, 2, 3, wie der Leichnam

und das Fell gebracht wird. Der Text des „Sachsenspiegels" enthält nichts darauf Bezügliches; aber andere sächsische Rechtsbücher, z. B. das „Hamburger Stadtrecht" vom J. 1497 (Walch 6, 78): „stervet pferd efte quik lat geborget is, de man bringe de hut vore und wese ledig." — Ölrichs „Rigisches Recht", S. 136: „stervet perde edder ku, de börgen bringen de hut unde bliven leddich." — Auch im altnordischen Recht findet sich der Brauch; der Hirt muß für das vom Wolf geraubte Vieh Buße zahlen, geht ihr aber ledig, wenn er ein Stück des zerrissenen Tiers vorzeigen kann. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 593 und 594. In der lex ripuaria, 72, 6, heißt es: „si animal intertiatum infra placitum mortuum fuerit, tunc ille . . . super quem intertiatur, corio cum capite decorticato in praesentia judicis auctorem suum ostendere debet." — Lex. Roth. 348 heißt es von dem, der ein fremdes Pferd auf seinem Felde gefunden hat und es in Gewahr behält: „et si mortuus fuerit, signa de corio conservet, ut cum venerit certus dominus habeat quod ei ostendat." Nach Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 594, waren bei den Angelsachsen Fleischer beim Einkauf des Schlachtviehs zwar der üblichen Förmlichkeiten überhoben, dafür aber angewiesen, Kopf und Haut der geschlachteten Rinder und Schafe drei Tage lang zu bewahren.

Diese Bestimmungen scheinen uns aus dem mosaischen Recht entlehnt zu sein. Auch hier gilt folgender Brauch: War jemand ein anvertrautes Tier gestohlen, so mußte er es bezahlen; war es ihm aber durch ein anderes Tier zerrissen, so brauchte er keinen Ersatz dafür zu liefern, wenn er noch Überreste vom zerrissenen Tiere vorzeigen konnte (2 Mos. 22, 13).

### 465. Mit Haut und Haar!

Alliterierende Redensart, s. v. w. ganz und gar. — Hergeleitet von den Raubtieren, die auch den Balg des erbeuteten Tieres mit verzehren; insbesondere verschlucken die Raubvögel beim Fressen viele Haare und Federn, die unverdaulich sind. Diese Stoffe, die der Jäger Gewölle

nennt, speien jene Vögel gewöhnlich morgens aus, um Raum für neuen Fraß zu bekommen.

Weil es vor alters eine symbolische Strafe war, Verbrechern nicht bloß das Haar abzuscheren, sondern ihm dasselbe mit der Haut abzuziehen (s. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 703), so erklärt die Glosse zum „Sachsenspiegel" 2, 13, das „Haut und Haar" folgendermaßen: „das man einen zu der staupen schlegt und windet im die haar mit einer kluppen oder knebel aus dem heupt."

**466. In keiner guten Haut stecken.**

S. v. w. immer krank sein. — Hergenommen von dem Balg[1] räudiger Tiere; vgl. Redensart Nr. 411. Ebendaher sind die folgenden Redensarten abgeleitet: „In der nämlichen Haut stecken", d. h. sich in derselben übeln Lage befinden. — „Ich möchte nicht in seiner Haut stecken", d. h. nicht an seiner Stelle, in seiner Lage sein.

**467. Einem die Haut über die Ohren ziehen,** s. unter „Ohr".

**468. Alle Hebel ansetzen.**

S. v. w. alles aufbieten, um etwas zu erreichen. — Die deutsche Redensart ist eine Nachbildung des lat.: omnes adhibere machinas. Cicero ad Brut. 18.

**469. Einen durch die Hechel ziehen (ihn durchhecheln).**

D. h. stark mitnehmen, tadeln. — Hechel ist ein Werkzeug mit Stacheln, durch welches die kürzern, gröbern, ineinander gewirrten Fäden des Flachses oder Hanfes (Hede oder Werg) abgesondert werden. Geiler sagt (nach Zarncke zu Brants „Narrenschiff", 36, 1): „Christus hat den Juden nit den Fuchsschwanz durch das Maul gezogen, sunder ihnen gestrelet mit der Hechel." Vgl. auch den Ausdruck: „mit dornen gestrält werden" (bei Zarncke a. a. O., 36, 1), zur Bezeichnung einer kratzenden, Schmerz verursachenden Behandlung.

---

[1] Vgl. hierzu das Wort „Balg" in dem verächtlichen Sinne als Bezeichnung für Mensch, böse Weibsperson, böses Kind u. s. w.; im Gegensatz hierzu spricht man von einer „guten", einer „ehrlichen Haut".

**470. Der Hecht ist blau!**

Ist eine durch Gellert sprichwörtlich gewordene Wendung und beruht auf einem Schwank, worin weibliche Hartnäckigkeit bei einer falschen Behauptung den Sieg davon trägt. Vgl. das englische Sprichwort: Gray hare being the better horse, d. i. die graue Stute ist doch das beste Pferd.

**471. Zum großen Heere abgehen,** s. Nr. 57.

**472. Auf die Hefen kommen.**

D. h. aufs Äußerste herunterkommen, verarmen. — Hefe, von „heben", indem sie bewirkt, daß dasjenige, dem sie beigemischt ist, sich hebt, sich aufbläht, doch selber hernach sich zu Boden setzt. Die Hefe ist nun von keinem, oder doch nur von sehr geringem Nutzen. Daher die figürliche Bedeutung der Redensart. Bei Lessing: „Er wird nun wohl auch auf die Hefen gekommen sein"; vgl. „res ad summam faecem redit." Lucret. 5, 1140.

Daß man den rohesten Teil des niedrigsten Pöbels verächtlich die „Hefe des Volks" nennt, sei noch besonders erwähnt, weil wir hier ohne Zweifel ein Beispiel haben, daß sich der Genius unserer Sprache nach dem Vorbilde des lat. faex populi einen neuen Ausdruck geschaffen hat; vgl. „sordem urbis et faecem", Cic. Att. 1, 16, 11; „faex civitatis", Cic. pro Flacco 8, 18; Sidonius Apollin. carm. 9, 232.

Im 15. und 16. Jahrhundert wird statt Hefe häufig „truse" gebraucht. Sinn und Bedeutung dieses Wortes erhellt aus nachstehenden Belegen: „Vnd wer das Fäßlein noch so rein So find man trusen drinnen." Fischart, „Gargantua", 174. — „Wir seindt trůsen, der Wein ist obenhin genumen, er ist abgelassen, vnd seind nüt mehr den noch Trůsen vnden in dem Faß." Geiler, „Postill" (bei Zarncke zu Brants „Narrenschiff", 54, 19). — „Wir seint trůsen aller welt worden, siderher das wir trüw vnd warhafftig verloren haben." Joh. Pauli, „Narrenschiff", 12, 7. — „Faulen Händen gibt Gott Trůsen." Luther bei Eiselein 279.

**473. Damit kannst du dich heimgeigen lassen!**

Diese Redensart ist in der Sitte des deutschen Altertums begründet, daß Fröner oder Zinsleute oftmals von ihren Herren durch Musik und Tanz erheitert und am Schlusse des Festes durch einen oder mehrere Musikanten nach Hause geleitet wurden, wie dieses in einigen Dörfern Deutschlands noch heute geschieht. Bei Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 395, finden wir folgendes Zeugnis: „darnach soll der amtmann rechen gewinne, alle die nit mäen können, die sollen dem amtmann einen tag rechen, söldner und wittiben; und soll man dan den rechern die groß glocken leuten, die sollen dann, so man leutet, in dem amthof kommen und mit einem pfeifer voraus hin pfeifen lassen, unz auf die vorgen mad und des abends sol er in wider heim lassen pfeifen.“ — Auf einer andern Stelle wird geboten, man solle denen, die den Zins bringen, „einen geiger gewinnen, der in gige.“ — Grimm a. a. O. bemerkt: „Ähnliches ist gewiß weit häufiger vorgekommen, als aufgezeichnet worden.“

Auf denselben Ursprung sind wohl zurückzuführen die Redensarten:

**474. Jemand heimläuten** und **jemand heimleuchten,**

d. h. ihn derb abführen, auf eine nachdrückliche Art bewirken, daß er uns verschonen, sich von uns zurückziehen, gleichsam wieder nach Hause begeben muß und daß ihm dies recht klar und einleuchtend wird. — „Den haben wir heimgeleuchtet“, sagen wir von einem, der ein unbescheidenes Ansinnen an uns machte, wenn wir ihn so nachdrücklich ab- und zurechtgewiesen haben, daß er verstummen und sogleich von seinem Ansinnen abstehen mußte.

**475. Der stille Heinrich.**

Ist auf keinen geringern als Shakespeare zurückzuführen. In „Heinrich VI.“, III, 2, 6, heißt es:

Ein Haufe folgt der blutbegier'gen Königin,
Die so den stillen Heinrich weggeführt.

**476. Ein junger Heißsporn!**

Von einem heißblütigen, ritterlichen Jüngling; ursprünglich bezeichnet der Ausdruck jemand, der sein Pferd zu hitzig

anspornt. — Aus dem Englischen ins Deutsche herübergenommen: Hotspur ist nämlich der Beiname Heinrich Percys in Shakespeares „Heinrich IV.“, I, 3, 1; II, 1, 1.

**477. Henkeltöpfchen machen.**

Im Erzgebirge gebräuchlich von solchen, die mit untergestemmten Armen gehen. Dasselbe Bild bei Plaut. Pers. 2, 5, 7: „Sed quis hic ansatus ambulat?“ (Wer geht hier gehenkelt?)

**478. Seine Henkersmahlzeit halten.**

Eine im Scherz für jedes Abschiedsmahl gebräuchliche Redensart; hergenommen von der Sitte, daß einem Verurteilten in der Regel die letzten Wünsche in Bezug auf Speise und Trank erfüllt werden.

Ebenso sagt man bildlich von einer übertriebenen Forderung für eine im Grunde genommen geringfügige Leistung:

Das ist ein wahrer Henkerslohn!

Eigentlich ist Henkerslohn der Lohn für eine Hinrichtung. Ehedem wurde dieser bis zur Ungebühr erhöht, während er jetzt meist auf eine bestimmte Taxe fixiert ist. Der Name „Henker“ rührt daher, daß er die Exekution mit Galgen und Rad vornahm, während der „Scharfrichter“ bloß das Schwert handhabte. Ihre Beschäftigung war ohne Ehre; man schaute auf sie mit Verachtung und sprach von einer „Henkers Freundschaft“.

**479. Einen von Herodes zu Pilatus schicken.**

D. h. ihn zwecklos hin- und herschicken. Die Redensart bezieht sich auf das spottvolle Hin- und Herschicken Christi von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes und zurück von Herodes zu Pilatus. Dies wurde dann, als man in der römischen Kirche anfing, die Leidensgeschichte Christi öffentlich darzustellen, in den Mysterien und Passionskomödien gehörig veranschaulicht.

Statt der obigen Lesart hört man häufig auch die folgende: „von Pontius zu Pilatus“; beide Namen bezeichnen eine und dieselbe Person, nämlich den römischen Landpfleger, von dem Jesus zu Herodes gesandt wurde und umgekehrt von diesem zurück an jenen, den Landpfleger.

**480. Der kehrt überall ein, wo unser Herrgott den Arm herausstreckt.**

Wird von demjenigen gesagt, der gern Wirtshäuser besucht. — Unsere Altvordern verhandelten ihre Gemeindeangelegenheiten im Freien, gewöhnlich unter breitschattigen Bäumen (Linden, Eichen, Tannen u. s. f.), weil enge Wohnungen die versammelte Menge nicht zu fassen vermochten. Oft war es nur ein einziger Baum, unter dessen Schatten sich Richter und Urteiler niederließen; oft aber auch mehrere, drei oder sieben; daher: Dreieichen, Siebeneichen, Dreilinden u. s. f. Seit Einführung des Christentums wurden Kirchen oft an die Stätte der alten Haine gebaut; auch wohl Bäume stehen gelassen, die dem Volk wert waren oder neue an deren Stelle gepflanzt. Gerichtslinden standen vor mancher christlichen Kirche. In der Nähe solcher Plätze entstanden nun sehr häufig Wirtshäuser; daher das Sprichwort:

Wo Gott eine Kirche baut, baut der Teufel ein Wirtshaus daneben.

Die Wirtshäuser wurden bezeichnet: „Zur Linde", „Zum grünen Baum" u. s. w., was sich noch heute vielfach auf Schildern erhalten hat.

**481. Aus seinem Herzen keine Mördergrube machen.**

S. v. w. offenherzig sein. Diese zunächst höchst sonderbar klingende Redensart wird vollkommen verständlich, wenn wir uns über den Begriff „Mördergrube" im klaren sind. Dieses Wort ist von Luther gebildet, welcher Matth. 21, 13, übersetzt: „Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Im Urtext steht: „σπήλαιον λῃστῶν", d. i. Räuberhöhle; hiermit wird also das Herz verglichen. Wer nun seine Gedanken und Empfindungen nicht in solch heimlichem Versteck verborgen hält, der macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, der offenbart auch selbst das, was ihn in den Augen anderer bloßstellt.

**482. Das Herz auf der Zunge haben.**

Von Schwätzern gebräuchlich, die sich verraten und alles, was in ihnen vorgeht. Frz.: avoir le cœur à la bouche.

— Die Redensart ist biblischer Herkunft; sie beruht auf Ecclesiasticus 21, 29: „in ore fatuorum cor illorum, et in corde sapientium os illorum.“ — Luther: „Die Narren haben ihr Herz im Maul, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen.“ — „Tôren herz lît im munde, der wîsen munt in herzen grunde.“ Renner 260ᵇ. — Variiert ist der Ausdruck in Brants „Narrenschiff“, 7, β, wo von einem Schwätzer gesagt wird, daß er „vil lüt vff der zungen breit“; vgl. hierzu Kap. 19, α—γ: „Wer syn zung vnd syn mundt behůt Der schyrmt vor angst sel, vnd gemůt Ein specht sin jung mit geschrey verriet.“ — Bei Agricola Nr. 11 findet sich unser Sprichwort in folgender Fassung:

Des Narren Mund
Eröffnet seines Herzens Grund.

**483. Sein Herz ausschütten.**

S. v. w. alles offenbaren. — Auch diese Redensart ist biblischer Herkunft; 1 Sam. 1, 15, schüttet Hanna ihr Herz dem Samuel aus; vgl. Ps. 42, 5. — Das Herz ist in Luthers Übersetzung aufgefaßt als ein Gefäß, dessen Inhalt man gleichsam ausschüttet. Dasselbe Bild findet sich auch in dem berühmten Worte:

Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, das schon vor Luther sprichwörtlich war und deshalb von ihm als Übersetzung gewählt ist für das im Französischen wörtlich so wiedergegebene Wort des Urtextes (Matth. 12, 34: „Ex abundantia cordis os loquitur“, vgl. Luc. 6, 45): „De l'abondance du cœur la bouche parle.“ Der deutsche sprichwörtliche Ausdruck stammt jedenfalls aus dem Latein.: „Omne supervacuum pleno de pectore manat.“ Horat. A. P. 337. — „Ripas superat mihi atque abundat pectus laetitiâ.“ Plaut. Sticho 2, 1, 6. Vgl. auch das Schillersche:

Wessen das Herz ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.

Als Hauptteil des menschlichen Organismus, Centralpunkt des Lebens und Ort, wo alle Wirkungen geistiger Affektionen auf den Körper am lebhaftesten empfunden werden, hat auch das Herz in allen Sprachen eine Anzahl

tropischer Bedeutungen, welche sich als einzelne Erscheinungen des geistigen Lebens zeigen. Es gilt für den Sitz der Gefühle und des Begehrungsvermögens[1] und steht daher für Affekt, Liebe, Neigung, Begierde, Trieb; vgl. u. a. die folgenden Formeln:

Sein Herz an etwas hängen; — jemandes Herz erobern; — ein warmes, fühlendes Herz haben; — er ist mir ans Herz gewachsen u. s. f.

Dieses sind Ausdrücke der Zärtlichkeit, der Liebe und der gefühlvollen Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer; Gegensatz: ein kaltes, hartes, erstorbenes Herz haben. — Herz bedeutet übertragen auch den Mittelpunkt des geistigen Lebens und bezeichnet daher die Gesinnung, Gemütsart, den Charakter; so wenn man sagt: vom Herzen (herzlich) gut oder schlecht. Es repräsentiert ferner den Lenker geistiger Erregung und ist also gleichbedeutend mit Mut:

kein Herz haben; — es nicht auf dem rechten Fleck haben; — sein Herz ist ihm in die Hose gefallen, von jemand, dem die Füße schlottern; lat.: „animus in pedes decidit.“ Nach Homer Erasm. S. 628.

Dieses sind umschreibende Redensarten für Zaghaftigkeit, Feigheit. Endlich umfaßt es das ganze Innerste des Menschen, Geist und Seele, und bezeichnet deshalb auch den innersten und vorzüglichsten Teil einer Sache; Beispiele: sein Herz ausschütten; es verschließen; — im Herzen eines Landes wohnen.

In andern Sprachen, z. B. in der englischen und französischen, sind Redensarten gebräuchlich, in welchen man dem Herzen auch Eigenschaften beilegt, die wir dem Kopfe zuschreiben, z. B. to learn by heart, apprendre par cœur, auswendig lernen. Über den lateinischen Sprachgebrauch von cor cf. Cic. Tusc. 1, 9; ferner den Ausdruck: homo cordatus, d. i. ein mit Herz und Verstand begabter Mensch.

---

[1] Das Herz als Sitz des Begehrungsvermögens aufzufassen scheint aus morgenländischem Sprachgebrauch durch die Bibel in die deutsche wie in die meisten neuern Sprachen eingeführt zu sein. Vgl. Ps. 51, 12: „Schaffe in mir ein reines Herz.“

484. **Blinder Hesse**, s. Nr. 141.

485. **Hexen weinen nicht!**

Ist ein Sprichwort, das erst allgemein in Gebrauch kam, seit man in den Hexenprozessen des Mittelalters die sogenannte „Thränenprobe" zur Anwendung brachte, und man in dem Mangel an Thränen während der Folter ein Kennzeichen des Hexentums gefunden glaubte; vgl. Soldan, I, 399; auch den 1487 erschienenen berüchtigten „Malleus maleficarum", Tl. III, Qu. 15. Soldan (a. a. O. Anmerkung 2) bemerkt hierzu: „Der Grund ist wohl ein sehr natürlicher; auch bei Märtyrern hat man die Erscheinung wahrgenommen, bei Hexen vielleicht nur darum häufiger, weil deren ungleich mehr gefoltert worden sind." „Erst spät wagen Rechtsgelehrte (Hert, «Opuscula», II, 383) bescheidene Zweifel auszusprechen, indem sie mit Berufung auf die Auctorität von Ärzten hervorheben, daß das Übermaß der Folterqual es nicht zur Thränenergießung kommen lasse."

486. **Jemand in den Himmel erheben.**

S. v. w. ihn übertrieben loben. Die Redensart stammt aus dem Lateinischen; vgl. tollere aliquem decretis suis ad caelum. Cic. Att. 6, 2, 9; efferre aliquem ad caelum. Hor. ep. 1, 10, 9; rem gestam alicujus in caelum efferre. Cic. Att. 14, 18, 1; ferre aliquem oder aliquid in caelum. Cic. in Anton. Philipp. 4, 3, 6; ponere aliquem in caelo. Justin. 5, 4, 14; extollere aliquem caelo tenus. Id. 12, 6. Statt caelum steht auch astra: laudes alicujus ad astra tollere. Cic. Att. 2, 25; ferre, tollere aliquid ad astra. Virg. Aen. 5, 52; Hor. sat. 2, 7, 29; educere in astra. Id. carm. 4, 2, 23; astris aliquem inferre. Ovid. Met. 9, 272; 15, 846; se efferre ad astra. Silius Italicus 3, 594 sq. Auch: sideribus imperatorem inferre. Plinius panegyrico 11, 2. Von der Sitte der Alten, berühmte Männer und Frauen unter die Sterne zu versetzen oder ein Sternbild nach ihnen zu benennen.

487. **So weit der Himmel blau ist,** s. Nr. 137.

488. **Ich hätte eher des Himmels Einsturz erwartet!**

Durch diese hyperbolische Wendung soll das Eintreten eines als unmöglich gehaltenen Ereignisses ausgedrückt werden. Der Himmel wird hier noch in antiker Vorstellungsweise als fester Körper (Himmelsfeste, Firmament) aufgefaßt.[1] In der Vorstellung unserer Väter war bekanntlich die Erde das Centrum der Welt; Sonne, Mond und Sterne existierten nur für deren Beleuchtung und Erwärmung. Die Erde wurde aufgefaßt als eine Scheibe, der Himmel (nicht wie wir heute wissen: eine Unendlichkeit von Welten, denen gegenüber die Erde als ein Nichts verschwindet) als ein Gewölbe. — Himmel, althochdeutsch und mittelhochdeutsch himin, von himan = decken, bedecken, d. i. jenes Gewölbe, das die Erde scheinbar deckt. — Agricola (a. 1529) Nr. 436: „Ich hette mich ehe des hymelfalls versehen." — Campen (niederländische Sammlung) Nr. 59: „Ik had eer den hemelval voorzien." — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 545: „Ich hette mich ehe des hymelfallß versehen." Mit der Erklärung: „Dises worts brauchen wir zu den dingen die jemandt widerfaren, on alle seine vordanken, vnd die er für vnmoeglich geachtet hette, das sie geschehen solten." — Seb. Franck (1541) 1, 78: „Wann der himel fellt, so würdt er all alte häfen zerschlagen." — Tunnicius (1515) 1015: „Veelt de hemel, so blift nicht eyn heel potte." — Bebel (1507) Nr. 71: „Coelo cadente ollae veteres frangentur omnes." — Auch frz.: si le ciel tombait, il y aurait bien des alouettes de prises, oder les vieilles marmites seraient brisées. — Schon im Altertum war sprichwörtlich: „Quid, si nunc coelum ruat?" von eitler Furcht oder Erwartung, Terent. Heaut. 4, 3, 41. — Dasselbe auch bei Erasm. Adag. I, 5, 64: „Quid si coelum ruat?" Mit folgender Erklärung: „Hoc unde manarit, Aristoteles

---

[1] Nach der Vorstellung der Alten besteht der Himmel aus Metall. Vgl. Hesiod. Theog. 126, 127; Hom. Od. III, 2; XV, 328; XVII, 565. Daher sagt Schiller in der „Braut von Messina":

Vermauert ist den Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den eh'rnen Himmel.

indicat lib. τῶν μετὰ τὰ φυσικά, scribens priscis illis et rudibus mortalibus persuasum fuisse, coelum hoc quod videbant imminere, Atlanticis humeris sustinere. Quod si ille se subduxit, forte ut e sublimi in terra decideret. Idque non solum poëtarum figmentis fuisse proditum, verum etiam a physicis nonnullis adfirmatum."

489. **Er ist wie vom Himmel gefallen**, s. aus den „Wolken" gefallen.

490. **Es dem Himmel anheim stellen.**

In dieser Redensart wird Himmel in biblischer Weise als der erhabene Wohnort Gottes und seiner Heiligen vorgestellt; vgl. Jes. 66, 1; Apostelgesch. 7, 49. So kommt es, daß Himmel und Gott identifiziert werden. Vgl. Ausdrücke wie: der Himmel gebe es; der Himmel sei mir gnädig u. s. f.

491. **Der Himmel hängt ihm voller Geigen!**

S. v. w. er lebt in einem glückseligen Zustande; wird besonders von denen gesagt, die lauter Lust und Freude erwarten. Zur Erklärung dieses Ausdruckes erinnern wir an die gleichsinnige Redensart: „sein Auge sieht den Himmel offen", welche gebildet ist nach Joh. 1, 51: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen, und die Engel hinauf und herabfahren auf des Menschen Sohn." Ähnlich Apostelgesch. 7, 55. Ferner erinnern wir an die Weihnachtsgeschichte, wo erzählt wird, daß den Hirten auf dem Felde englische Heerscharen erscheinen, die den Lobgesang des Höchsten anstimmen. Volkstümlich ist es, daß man sich diesen Lobgesang von einem himmlischen Orchester ausgeführt oder begleitet dachte. Daher sehen wir noch häufig genug an den Kirchenorgeln Engel mit allerhand Musikinstrumenten (Flöten, Geigen, Trompeten u. s. f.) angebracht. In einem Weihnachtsspiel aus Kärnten singen die Hirten noch heute, wenn sie den Gesang der Engel hören:

Potz tausend Bue! was spricht so toll,
Was hör i nit für Klang!
Der Himmel hängt mit Geigen voll!
Es ist a Engelsgsang.

(Nach Grimm-Hildebrand.)

Charakteristisch ist auch die folgende Stelle aus Lohenstein:

Der Himmel thut sich auf und hänget voller Geigen,
Die Cherubinen mühen sich die Geburt zu zeigen
Den armen Hirten an.

Endlich verweisen wir noch auf folgende Stelle des Interpolators in Brants „Narrenschiff" (Zarncke, S. 10), Kap. 7, 10 fg.:

Aber ich mags üch nit verschwigen
Der himel hangt nit als voll gigen
Getruwen im nit gantz zu wol
Ir werdens innen vff ein mol.

492. **Es ist himmelschreiend; eine himmelschreiende Sünde,** sind Ausdrücke, die aus der mosaischen Sage von Kains Brudermord herzuleiten sind. 1 Mos. 4, 10: „Vox sanguinis fratris tui clamat ad me de terra"; Luther: „Die Stimme deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde." Daher das Sprichwort: „Unschuldig Blut schreit zu Gott im Himmel." Vgl. 2 Mos. 3, 9; 22, 22; Jakob. 5, 4.

493. **Dies wird dir nicht so hingehen.**

S. v. w. es wird dir teuer zu stehen kommen. Die Redensart ist eine Nachbildung des lat.: „hoc tibi non sic abibit."

494. **Eine Hiobspost bringen.**

Von einer unglücklichen, traurigen Botschaft. Biblischen Ursprungs; vgl. Hiob 1, 14. 16—18.

495. **Ein hochtrabendes Wesen haben.**

S. v. w. sich abmühen, um vornehm zu erscheinen. — Hochtrabend sind in eigentlicher Bedeutung Pferde, die sich im Traben höher heben, als sie sollten. Daher heißen auch Gedanken und Ausdrücke hochtrabend, wenn sie sich figürlich höher heben, als sie sollen, wenn sie unechte Größe haben.

496. **Hokuspokus treiben.**

Wahrscheinlich im Volksmunde korrumpiert aus der Abendmahlsformel: hoc est corpus (sc. domini), mit welchen Worten bei der katholischen Konsekration des Abendmahls bekanntlich die Wandlung der Hostie in den Leib Christi vor sich geht. Wegen ihrer Wunderwirkung wurde

sie deshalb früher vielfach zu abergläubischen Zwecken verwertet. Hostiendiebstähle waren nichts Seltenes und wurden teils Juden, teils auch Christen zugeschrieben, die das gestohlene Gut angeblich zu allerlei Zauber und Beschwörungen verwandten. Indessen soll die Hostie nach dem Glauben des Mittelalters dem Diebe nur ungern folgen, indem sie plötzlich so schwer wird, daß der Dieb sie entweder fallen lassen muß, oder nicht weiter kann. Nach Grimm, „Wörterbuch“, 4², 1731, läßt sich der Ausdruck zurück verfolgen bis auf den Titel einer 1634 zu London erschienenen Schrift: „Hocus Pocus junior, the anatomic of the legerdemain.“ Hier erscheint Hokus Pokus als Eigenname eines fertigen Taschenspielers und könnte, wie schon Sharon Turner („The History of the Anglo-Saxons“ [London 1805], Vol. IV, p. 22, Note 13) annahm, auf einen von den Angelsachsen gefürchteten Zauberer und Dämon „Ochus Bochus“ zurückweisen.

497. **Jemand den Hof machen.**

S. v. w. durch angelegentliche, eifrige Verehrung und dienstbeflissene Huldigung sich um jemandes Gunst bewerben. Der Ausdruck ist hergenommen von der respektvollen ceremoniösen Aufwartung an Fürstenhöfen. Auch der Minnende steht zu seiner Erwählten in devotem Dienstverhältnis. Man denke hier insbesondere an die Verhältnisse im Mittelalter. Da ist „sie“ „seines Herzens küneginne“ (Ulrich von Lichtenstein 518, 13), ist „sie“ „gewaltic küneginne“ über ihn (ebenda 525, 26), ist „sie“ „sîner selden keiserîn (322, 26), gekroenet als gewaltic keiserîn“ in seinem Herzen (613, 30 fg.) — Der Minnende muß seiner Erwählten Zins geben (151, 5), „elliu jâr muss er verzinsen und das leben“ (61, 24; 423, 19); „Herz und Leib hat er ihr verselt“ (150, 4); „herze und all den lîp, den muot, die sinne und al daz leben hat er ihr ze lêhene gegeben“ (45, 20). Für diese Huldigungen beansprucht er „solt“ (5, 23), „den reinen, süezen solt“ (318, 19), „den minne solt“ (207, 19). Und Ulrich von Lichtenstein weiß recht wohl, was das für ein Sold sei: „Minnen solt wird geholt volleclîch, dâ ein man und ein wîp umb ir lîp lâzent vier arme gân“ (413, 19).

Eine Variante unserer Redensart ist: „hoffwort tryben“,

s. v. w. jemand verbindliche, höfliche Worte sagen; bei Brant, „Narrenschiff“, 32, 25 fg.:

Ir ougen schlagen zů der erd
Vnd nit hoffwort mit yederman
Tryben, vnd yeden gäfflen an.[1]

Vermutlich ist die Redensart: „jemand den Hof machen“ aus dem Französischen in unsere Sprache eingedrungen; vgl. faire la cour à quelqu'un.

498. **Holland in Not!**

bezeichnet einen hohen Grad von Verlegenheit und Bedrängnis und bezieht sich ursprünglich auf die Verhältnisse in Holland zur Zeit des holländischen Krieges (1672—1679), wo Ludwig XIV. mit einem überlegenen Heere in reißendem Siegeszuge in das Herz der Niederlande eingefallen war. „Da war Holland in Not.“ Dieser Ruf ging damals durch alle protestantischen Lande, die mit Holland sympathisierten, und ist seitdem sprichwörtlich geblieben.

499. **Durchgehen wie ein Holländer.**

Verschiedene Erklärungen für die Entstehung dieser Redensart bestehen. Einige leiten es vom Admiral de Ruyter ab, der mit seiner Flotille einst bei Nacht und Nebel über die Sperrkette eines Hafens entwischt sein soll. Andere behaupten, die Redensart komme von der Schlacht bei Dettingen her, wo die Holländer zuerst die Fersen gezeigt hätten. Eiselein endlich entscheidet sich nach dem Vorgang Adelungs für folgende Erklärung: „Die Holländer sind nicht gern Landsoldaten und scheinen sich aus dem Staube zu machen, wo sie können.“

500. **Einem die Hölle heiß machen.**

D. h. ihn in Angst setzen; sein Gewissen rühren. — Wahrscheinlich daher entstanden, daß die Mönche in frühern Zeiten reichen Leuten auf ihrem Sterbelager durch Androhung

---

[1] Wir erwähnen hier noch das mittelhochdeutsche: mit einer ze hofe farn, Wigam. 140; der kunic gehofete mit einer frowen (s. Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 420) = eine Frau heimführen (uxorem ducere); vgl. auch Zarncke zu Kap. 62 von Brants „Narrenschiff“.

von Hölle und Teufel und allerlei Qualen zu Schenkungen an Kirchen und Klöster zu veranlassen suchten.[1] Wir erinnern an K. Simrocks „Eichensaat", worin geschildert wird, wie die Mönche von Dünwald in alten Pergamenten herumstöbern und darin hundert Morgen von eines Junkers Land an das Kloster verschrieben fanden. Dieser weigerte sich anfänglich, das schon von seinen Urvätern besessene Stück Acker herauszugeben. Am Ende aber wird der Junker anderes Sinnes:

Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann.
Man schürt' ihm von der Kanzel die Hölle so heiß;
Er dacht': ich will bezahlen das Lügengeschmeiß.

---

[1] Die Hölle des christlichen Mittelalters wird bekanntlich als ein Ort der Qual aufgefaßt, deren Atmosphäre unerträglich heiß geschildert wird. Hierzu muß zweierlei bemerkt werden:

1) Bezüglich des Namens, daß die persönlich gedachte Göttin Hel der heidnischen Germanen im Christentum zur räumlichen Vorstellung der Hölle wurde. Hel (von heljan = bergen) ist ursprünglich nur die hehlende, bergende Göttin der Erde, die das Leben, das sie aus ihrem Schoße geboren, wieder in sich aufnimmt. Daraus entwickelte sich die Vorstellung von der Todesgöttin; und indem die Phantasie das Dunkle immer dunkler malt, wird sie allmählich zu einer immer furchtbareren Erscheinung. Als böse Unholdin schildert sie eine offenbar jüngere Darstellung: ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, ihr Messer Gier, ihr Knecht Gangträge, ihre Magd Gangläßig, ihre Schwelle Einsturz, ihr Bett Kummer, ihr Vorhang drohendes Verderben; sie ist nur zur Hälfte menschenfarb, zur andern Hälfte schwarz. Der Aufenthalt dieser entsetzlichen Hel, der Königin der schaurigen Tiefe, wurde nun später, wie auch aus der Wortverwandtschaft hervorgeht, zur Hölle.

Verdankt so die Hölle ihren Namen dem Norden, so entstammt

2) ihr Attribut als Ort der unerträglichen Glut den tropischen Gegenden. Nach germanischer Anschauung ist der Strafort der abgeschiedenen Seelen eiskalt. So wird in dem angelsächsischen Lehrgedicht „Salomon und Saturnus" (bei Grein, „Bibliothek der angelsächsischen Poesie", V. 468) die Hölle geschildert als „todeskalter, mit Winter bedeckter Wohnort" („välcealde vîc vintrî beþeahte"). Bei Dahn, „Walhall", 140, Anmerkung, schildert die Seherin Hel uns die Straforte so: „ein Saal steht, der Sonne unerreichbar, an den Leichenstränden: nordwärts wendet sich die Thür. Gifttropfen fallen herein durch die Lichtlöcher. Geflochten ist der Saal aus Schlangenrücken. Da durchwaten reißende

501. **Das ist viel Holz!**

S. v. w. das ist teuer! — Die Redensart rührt ohne Zweifel von der Bedeutung her, die „Holz" beim Kegelspiel hat, wo es nämlich die Kegel bedeutet. „Viel Holz" treffen (werfen) heißt hier so viel wie viele Kegel umschieben. Da demjenigen, der viel Holz wirft, auch viel bezahlt werden muß, so erklärt es sich leicht, wie der Ausdruck: „viel Holz" zu der Bedeutung kam: das kostet viel!

502. **Er ist aus demselben Holze geschnitten.**

S. v. w. er ist von der nämlichen Art; ähnlich: „jemand ist aus (liberalerem) Holze geschnitzt", d. h. er hat eine andere (politische) Überzeugung. Das Bild stammt aus der Holzschneidekunst und muß alt sein; schon im Lateinischen ist sprichwörtlich: Non ex quovis ligno fit Mercurius!

503. **Sich hölzern benehmen.**

Davon hergenommen, daß ein Stück Holz ungelenkig, ungeschmeidig, steif ist. Ein Mensch wird daher hölzern genannt, insofern ihm diese Eigenschaften im figürlichen Sinne zukommen, sofern er also in Handlungen und Reden dergestalt steif und unbeholfen ist, daß er zur Unterhaltung anderer nicht viel vorbringen kann und bei dem, was er vorbringt, der gefälligen Leichtigkeit ermangelt, die den Umgang besonders angenehm macht. Wer in hohem Grade hölzern ist, der wird mit einem derben Ausdruck des gemeinen Lebens auch ein „Klotz" (lat.: caudex, Ter. Heaut.

---

Ströme meineidige Männer und Mörder, da saugt Nid-höggr an den Leichen der Abgeschiedenen." — Nichts ist hier von unerträglicher Glut! Wie in den Tropen die glühende Hitze das gefürchtete Element, so im Norden die übergroße Kälte. Erst das Christentum hat uns die Hölle heiß gemacht.

Wir können hier nicht verfolgen, wie nachdrücklich und umständlich die Priester die Lehre von der zukünftigen Höllenpein einzuschärfen suchten; doch sei wenigstens hervorgehoben, daß die Vorstellung von den höllischen Strafen so materiell, so gräßlich abgeschmackt war, daß einem gebildeten Menschen der heutigen Generation dergleichen nicht allein lächerlich, sondern auch widerwärtig erscheinen muß. Und doch hat jenes abergläubische Dogma so viele Jahrhunderte lang die Menschen terrorisiert!

5, 1, 4; Petr. sat. 74; „plumbeus homo“, Cic. de fin. 4, 18; Tuscul. 1, 29) genannt.

504. **Sich auf dem Holzwege befinden.**

S. v. w. im Begriffe stehen sich zu verirren. — Das Holz, welches zur Zeit des Abstockens in den Forsten geschlagen wird, bleibt an dem betreffenden Orte liegen oder wird in Klaftern daselbst aufgeschichtet, um nachher von den Fuhrleuten abgefahren zu werden. Da man sich nun oft durch die unwegsamsten Gegenden einen Weg zu bahnen hat, so schneiden die Wagenräder oft tief in den ziemlich weichen Waldboden ein und hinterlassen tiefe Spuren von Fahrgeleisen, die häufig weit in den Wald hineinführen und, kreuz und quer laufend, den Wanderer auf Irrwege bringen.

505. **Homerisches Gelächter.**

D. i. schallendes, anhaltendes Gelächter, wie Homer von dem Lachen der Götter sagt. Man denke an Aphrodite und ihre Liebeshändel mit Ares, die von Helios dem Hephästos verraten wurden. Letzterer fesselte die Liebenden einst in einem eigens dazu gefertigten Netze und gab die so Gefangenen den Göttern zur Schau preis, die darob in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Odyssee VIII, 326; vgl. auch Il. I, 599. An beiden Stellen heißt es von den Göttern: „Unauslöschliches Gelächter entstand unter den seligen Göttern“, woraus mit der Zeit im Volksmund zuerst „Homers unauslöschliches Gelächter“ und dann kurzweg „Homerisches Gelächter“ geworden ist.

506. **Hopfen und Malz ist an ihm verloren!**

D. i. von ihm ist nichts Gutes zu erwarten; bei ihm schlägt keine Mühe an, es ist vergebliche Arbeit. — Schon in den ältesten Zeiten verstanden selbst die rohesten Völker es, sich statt des ihnen von der Natur in so reichlicher Menge dargebotenen Wassers ein anderes Getränk zu bereiten, das außer der Kraft den Durst zu löschen, noch eine andere besitzt, nämlich die: den Geist anzuregen und zu berauschen. Diese Getränke sind nach den Mitteln und Erzeugnissen eines jeden Landes verschieden. So kelterte man

im Süden die Traube zu Wein, der alte Preuße bereitete sich aus Honig und Wasser den köstlichen Met, der Asiate läßt seine Pferdemilch zum geschätzten Kumiß gären, aus der Frucht der Obstbäume verschaffte man sich den weinartigen Cider. Auch der alte Germane war in der Kunst, ein wohlschmeckendes und berauschendes Getränk zu bereiten, nicht unerfahren. Durch Quellen in heißem Wasser und durch Dörren der aufgeweichten Körner verwandelte er seine Gerste in süßes Malz, braute dieselbe über dem Feuer und wußte später den Wohlgeschmack seines Gerstensaftes durch Hinzusetzen von Hopfen zu erhöhen. Doch fällt die Verwendung des Hopfens erst ins 14. Jahrhundert[1], eine Thatsache, welche für das Alter unserer Redensart entscheidend ist.

Von jenen Zeiten an, als die Römer Deutschland kennen lernten[2], bis auf den heutigen Tag ist dieser Gerstensaft das Nationalgetränk der Deutschen geblieben. In der frühesten Zeit war nun die Bereitung des Biers kein selbständiges Gewerbe; jede Hausfrau bereitete sich ihr Bier selbst, größere Hauswesen, wie Klöster, natürlich in größern Quantitäten. Wenn nun auf die Herstellung nicht die gehörige Sorgfalt verwendet wird, so mißrät das Gebräu; der Geist, die berauschende Kraft des Getränks verflüchtigt sich, und die Kosten, welche die Anschaffung des Hopfens und Malzes verursachten, sind verloren; es ist kein geistiges Getränk.

Hiervon schreibt sich die bildliche Bedeutung. Hatte jemand seine Mühe auf die Entwickelung einer geistigen Kraft verwendet, mit Sorgfalt den Funken des Geistes in andern zu entzünden sich bestrebt, dabei keine Arbeit gescheut, und war dennoch der Geist nicht entwickelt, das Feuer der Seelenkraft nicht entzündet worden, — dann sprach er im Unmute: „es ist Hopfen und Malz verloren“, d. i. alle

---

[1] Vgl. Kriegk, „Deutsches Bürgertum“, I, Abschn. 16; Wackernagel, „Kleine Schriften“, I, 86.

[2] Schon Tacitus, „Germania“, Kap. 23, sagt: „Als Getränk dient ihnen eine aus Gerste oder Weizen bereitete Flüssigkeit, welche man gären läßt, so daß sie einige Ähnlichkeit mit dem Wein bekommt; die Anwohner des Rheins erhandeln sich auch Wein.“

Sorgfalt, Kosten, Zeit sind vergeblich angewendet, der Mensch ist keiner geistigen Erhebung fähig. — Im Latein. ist sprichwörtlich: oleum et operam perdidi, d. h. Arbeit und Öl (= Salbe) habe ich verloren, alle angewandte Mühe ist umsonst. Plaut. Poenulo 1, 2, 119; — „Pompejus confitetur se et operam et oleum perdidisse.“ Cic. ad. fam. 7, 1, 3; id. Att. 2, 17; 13, 38. Das Bild ist von den Gladiatoren und Ringern entlehnt, die sich vor dem Kämpfen mit Öl bestrichen.

507. **Einem die Hörner zeigen;**

ebenso lat.: cornua obvertere alicui, die Hörner gegen ihn kehren, Plaut. Pseud. 4, 3, 5; vertere cornua in aliquem, Appulej., pro se apud Claud. Max. de magia p. 325, 20; „incursant cornibus boves aliquem.“ Plaut. Aul. 2, 2, 57; irasci in cornua, weil sie Werkzeuge des Zornes sind, Virg. Georg. 3, 232; id. Aen. 12, 104.

Die Hörner sind hiernach auch ein Zeichen der Kraft, Macht und Würde; daher wurden Götter und Heroen, auch Personifikationen der Flüsse[1] mit Hörnern dargestellt; so auf altägyptischen Münzen die Köpfe des Serapis, des Ammon, der Isis, auf persischen Münzen die Alexanders des Großen und seiner Nachfolger.[2] Vgl. auch Mosis gehörntes Haupt.[3]

---

[1] Die Flußgötter der Hellenen erscheinen entweder ganz als Stiere oder als Stiere mit einem bärtigen und gehörnten Menschenangesichte, wie namentlich der Acheloos, oder in menschlicher Gestalt, aber mit Stierhörnern. Diese Symbolik des Stiers als Sinnbild der tobenden Flüsse erklärt sich unzweifelhaft durch die Natur des Stieres, sein Gebrüll und seinen wilden und wühlenden Lauf mit den stürmischen Bewegungen. Bekanntlich sind die Flüsse in Griechenland meistenteils Bergströme, welche namentlich in der Regenzeit ihr Bett leicht verlassen und große Verheerungen anrichten. Auch dem Meergott Poseidon war das gewaltige Tier heilig.

[2] Bekanntlich wurde der Welteroberer in Ammonium von den Priestern des widdergehörnten Zeus Ammon für einen Sohn dieses Gottes erklärt, was ihm in den Augen der abergläubischen Morgenländer großes Ansehen verschaffte.

[3] Siehe die Anmerkung der Redensart Nr. 157. Auch die Chinesen bilden ihren sagenhaften Gesetzgeber Mencius mit Hörnern ab.

Ebenso bilden Hörner den ältesten Helmschmuck.[1] Wir erinnern noch an den 1379 in Oberhessen an der obern Lahn gestifteten Hörnerbund, einer Rittergesellschaft, deren Mitglieder, an der Zahl etwa zweihundert, als Abzeichen Hörner auf Helm und Schild trugen. Der Bund war besonders wider den Landgrafen Hermann von Hessen gerichtet, bedrohte selbst Marburg, unterlag jedoch schon 1383 dem Landgrafen.

### 508. Etwas auf seine Hörner nehmen.

Synonym mit: etwas auf seine Kappe nehmen, d. i. die Folgen von einer Sache tragen wollen. Das Bild ist vom Vieh entlehnt; vgl. Ovid. Met. 8, 883; „vires in cornua sumit taurus."

### 509. Sich die Hörner noch nicht abgelaufen haben.

Hörner sind hier verstanden als unterscheidende Merkmale am Körper vernunftloser Tiere und bezeichnen, einem Menschen beigelegt, ganz natürlich, daß derselbe einem vernunftlosen Tiere ähnlich, daß er einfältig oder dumm sei. Ebenso wie nun der Stier durch allzu wildes Toben seine Hörner gefährdet oder schädigt, so sagt man auch von demjenigen, der durch die Erfahrung noch nicht gewitzigt ist: er habe sich die Hörner noch nicht abgelaufen.

Die nämliche Vorstellung veranlaßte auch die Redensart:

### 510. Hörner tragen, oder jemand Hörner aufsetzen.

Von einem Mann, dessen Frau die eheliche Treue bricht. Das Bild ist sehr alt und schon bei den alten Griechen

---

[1] Der Helm war schon in den ältesten Zeiten bekannt; vgl. 1 Sam. 17, 38. Die Germanen hatten zur Zeit Armins noch keine Helme. Statt dessen setzten sie die Kopfhaut von erlegten Tieren auf, deren Fell zugleich als Mantel die Schultern deckte. Daher die Namen Bernhelm, Ebarhelm, Wolfhalm. Erst später, als sie in der Kunst des Schmiedens sich vervollkommnet, traten e h e r n e Helme an die Stelle. Zusammensetzungen mit helm (und brunja = Panzer) treten erst spät auf, im 6. Jahrhundert, meist erst seit dem 8. Jahrhundert.

nachweisbar; vgl. Weigand „Syn. Wörterbuch“, II, 12; ferner Ménage (cornard); auch Lütke, „Über das Wort Hahnrei“, im „Neuen Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache“, I, 144—157. Auch in allen modernen Sprachen findet es sich. Ursprünglich wird durch den Ausdruck „Hörnerträger“ der Begriff der Dummheit symbolisiert. So heißt z. B. im Provençalischen „cornut ein armer Wicht, der sich alles bieten läßt, eine bestia cornuda, wobei das symbol des hörnerschmucks nicht in anschlag kommt“. Diez, „Wörterbuch“, II c. Auch wir bezeichnen in der Sprache des gemeinen Lebens einen recht dummen Menschen mit dem Kraftausdruck „Hornvieh“, „Hornochse“, „hornochsendumm“. Aus dieser Grundvorstellung erklärt es sich, warum man insbesondere demjenigen Hörner beilegte, der sich von seiner Gattin betrügen und beschimpfen läßt.

Vom Weiberregiment sind zwei Redensarten; die eine wird vom Manne gesagt: „unter dem Pantoffel stehen“ (s. d. unter Pantoffel), die andere von den Frauen:

### 511. Die Hosen anhaben;

auch engl.: she wears the breeches; ital.: portare le brache; frz.: Madame (la femme) a la culotte. — Wahrscheinlich schrieb auch deshalb Luther an seine Frau: „Lieber Herr Käthe!“ Nach der „Preußischen Hausfrauen-Zeitung“ (Berlin 1810, Nr. 56, S. 251) befindet sich auf der Wallenrodschen Bibliothek das Original eines Briefes, den Luther an seine Frau geschrieben hat. Derselbe beginnt: „Lieber Herr Käthe“, und schließt mit den Worten: „Dein Liebchen Martinus LutheR“, und trägt das Datum: „Am Mittwochen nach Jacobi 1534“ und die Aufschrift: „Meinem freundlichen lieben Herrn Frawen Catharina von Bora D. Lutherin zu Wittenbergk.“

### 512. Ein gefundenes Hufeisen bedeutet Glück!

Diese in ganz Deutschland verbreitete Sage geht auf eine uralte und ehrwürdige Sitte zurück, die sich Jahrhunderte hindurch äußerlich und innerlich im Gedächtnis unsers Volkes erhalten hat. Das Roß war unsern Vor-

vätern heilig; selbst Wodan, ihr höchster Gott, war ein reitender Gott. Das vornehmste und feierlichste aller Tieropfer war darum das Pferdeopfer; das Fleisch wurde gegessen, das Haupt abgeschnitten und mit Blumen und Kräutern ins Feuer geworfen; deshalb war den neubekehrten Christen der Genuß des Pferdefleisches verboten und daher noch heute die Abneigung gegen das Pferdefleisch. Auf dieser alten Sitte, dem Wodan Pferdeopfer darzubringen, beruht nun auch der Volksglaube von der glückbringenden Kraft des Hufeisens, das man als Heilszeichen häufig auf Haus- und Zimmerschwellen genagelt findet. Ebenso erblickt man an den Giebeln deutscher Bauernhäuser noch bisweilen Pferdeköpfe angeschnitzt zur Abwehr böser Geister oder gegen Feuersbrunst, ein Brauch, der ebenfalls daher rührt, daß man im Heidentum glaubte, man habe sich durch ein dem Wodan gebrachtes Opfer vor Unheil gesichert.

513. **Mit den Hühnern zu Bette gehen.**

Volkstümliche Umschreibung für Sonnenuntergang; ebenso der Ausdruck: „wann die Hühner auf den Stangen sitzen.“ — Auch in den altdeutschen Weistümern werden die Tages- und Jahreszeiten häufig nach dem Vieh und den Vögeln bestimmt. Von den bei Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 36, angeführten Belegen ziehen wir folgende Beispiele an: „die laiten sullen kommen ter tit, als die koe inkompt van der weiden to middage und sullen weder gain, als die koe geet ter weiden.“ Luttinger Hofrecht (Cleve). — „(Der fronschnitter) sal morgens ußgîn, so die kuwe ußgînt und sal uß bliven, biß die kuwe den zagil weder inkerent.“ Sweinheimer Vogtrecht (a. 1438, 1442, Wetterau). Frühlingsanfang wird daselbst umschrieben: „ze sant Walpurge tag, daz der gauch gukte.“ Ein schweizerisches Sprichwort (Kirchhofer, S. 309) drückt die Sommerszeit aus durch: „wann die bremm zabelt“, d. i. wann die Mücke tanzt; und Herbstanfang pflegen wir zu umschreiben durch die Wendung: wenn der Wind über die Stoppeln weht. — Alle diese Ausdrücke stammen aus dem Kreise von Hirten und Ackerbauern.

**514. Etwas in Hülle und Fülle haben.**

D. h. es im Überflusse besitzen. — Der Ausdruck entstammt einer altgermanischen Rechtssitte, welche die Mordbuße, das Wergeld für erschlagene Tiere, ja auch für getötete Menschen in eigentümlicher Weise bestimmte. Schon die eddische Sage erzählt darüber folgendes: Der Bauer Hreidmar hatte drei Söhne: Fâfnir, Otr und Reginn. Otr verwandelte sich, wie der Name sagt, in eine Otter, stieg in den Fluß und fing Fische. Eines Tages saß er am Ufer und verzehrte blinzäugelnd einen Lachs, als drei wandernde Asen, Odin, Loki und Hörnir, des Weges kamen. Loki, der die Otter sitzen sah, ergriff einen Stein und warf sie tot. Froh ihres Fanges zogen sie ihr den Balg ab und kamen damit am Abend zum Hause Hreidmars, den sie um Herberge baten. Als Loki seinem Gastfreunde den Otternbalg zeigte, ward es offenbar, daß er den in eine Fischotter verwandelten Sohn Hreidmars getötet hatte. Hreidmar ruft nun seine Söhne und sein Gesinde herbei und zwingt die Asen, als Buße für das begangene Verbrechen ein Lösegeld zu zahlen, welches darin bestehen sollte, daß der ganze Balg inwendig mit rotem Gold „ausgefüllt“, aufgerichtet und auswendig wieder mit Gold „zugehüllt“ wurde („at *fylla* otrbelginn međ gulli ok *hylja* ûtan međ raudo gulli.“ Sæm. 180; „at *fylla* belginn af raudu gulli oc svâ hylja hann allann.“ Snorri, p. 136).

In der Gewalt ihrer Feinde mußten sich die Asen diese Buße gefallen lassen, sandten Loki aus, das Gold herbeizuschaffen und begannen, als er es gebracht hatte, zu hüllen und zu füllen. Als sie gehüllt hatten, ging Hreidmar zum Goldhaufen und beschaute ihn; er sah ein einziges unbedecktes Barthaar hervorragen und verlangte, daß es noch gehüllt würde. Das Gold war ausgegangen, und Odin mußte einen kostbaren Ring, den er gern behalten hätte, hergeben und mit ihm das Haar zudecken.

Was hier der Mythus erzählt, findet sich in mehr oder weniger veränderter Gestalt in den Weistümern und Rechtsgebräuchen wieder. Ja noch heute überschüttet der Bauer im Innthal am Charfreitag das in der Kirche zur Verehrung ausgestellte Kruzifix mit Mais, der in Altbayern

mit Korn, wie seine Ahnen vor zwei und mehr tausend Jahren, in der Absicht, er könne das Maß seiner Sünden durch eine der Größe des Kirchenkruzifixes gleichkommendes Quantum Korn aufwiegen.[1]

**515. Auf den Hund kommen.**

S. v. w. in schlechte Verhältnisse geraten. — Man hat zur Erklärung dieses Ausdruckes an den „Hund" in der Bergmannssprache gedacht, wo er den Schiebkarren bedeutet, eine Bezeichnung, die daher stammen mag, daß der Hund als Hüter unterirdischer Schätze gilt.[2]

Eine andere Erklärung dünkt uns indessen doch näherliegend. Wir glauben, daß unsere Redensart nichts weiter ist als eine Weiterbildung der Redensart: vom Pferd auf den Esel kommen; wird ja doch der Hund vielfach als Zugtier von Leuten in armseligen Verhältnissen benutzt!

**516. Da liegt der Hund begraben!**

S. v. w. das ist's, worauf es ankommt; da liegt der Has' im Pfeffer (s. d.)! — Bei dieser Redensart erinnern wir an die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wo man häufig sein Geld und andere Kostbarkeiten verscharrte, um sie vor den plündernden Feinden zu verbergen. Starb nun derjenige, der dieselben vergraben hatte, oder traten anderweitige Hindernisse ein, so gerieten einige der vergrabenen Gegenstände leicht in andere Hände. So kam es, daß man förmlich nach solchen Schätzen suchte. Da nun das Suchen gewöhnlich nicht zu dem gewünschten Resultate führte, so nahm man wohl auch im Geiste des Zeitalters zu magischen Mitteln seine Zuflucht; vor allem suchte man nämlich den Teufel zu bannen, den man sich gern als ursprünglichen Besitzer solcher Schätze dachte. Statt des Teufels stellte man sich auch gewisse Tiere, die mit dem Teufel in Verbindung stehen, u. a. schwarze Hunde, als Hüter derselben

---

[1] Diese Opfer werden heute meistens an die Kirche und ihre Diener, Arme und Kranke, Witwen und Waisen gegeben.

[2] Wir erinnern hierbei an den unterirdischen Höllenhund, der sowohl in der griechischen, wie in der germanischen Mythologie vorkommt.

vor. An diesen längst verjährten Aberglauben erinnert uns die obige Redensart. Mephistopheles im „Faust“, II, Akt 1, V. 368, sagt:

Der eine faselt von Alraunen,
Der andere von dem schwarzen Hund.

Indem nun die sogenannten Metall- oder Erzfühler verspottet werden, die noch heute mit oder ohne Wünschelrute Erzlager entdecken wollen, fährt er fort:

Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz.

517. **Er wird den Hund noch führen müssen,**

vielfach gebräuchlich mit dem Zusatz: „nach Bautzen!“ Diese Redensart geht ebenso wie die folgende:

Das Ding wird den Hund haben,

zurück auf die in frühern Zeiten geltende Strafe des Hundetragens oder Hundeführens, besonders für vornehme Verbrecher. Wir erinnern an die Geschichte vom Landgrafen von Thüringen, Ludwig dem Eisernen, der, als er sich einst auf der Jagd verirrt hatte, durch einen Schmied auf die Bedrückungen hingewiesen wurde, welche sein Volk durch die Edelleute zu erleiden hatte, und der infolge dessen einige Junker in den Pflug spannen und einen Acker umpflügen ließ, andere aber zu der schimpflichen Strafe verurteilte, Hunde öffentlich zu tragen, um anzudeuten, daß sie den Hunden gleich zu achten seien.

Der Hund, obwohl ein treues und kluges Tier, galt schon in der ältesten Zeit, auch in der Symbolik der Heiligen Schrift, als ein Bild niedrigen und gemeinen Sinnes, wahrscheinlich deshalb, weil er unter allen Haustieren allein nicht opferbar war. Die Benennung „Hund“ für einen Menschen ist deshalb von jeher ein arger Schimpf, und die Übersendung eines räudigen Hundes galt ehedem als Zeichen unzweideutiger Herausforderung. Bekanntlich sandte Kaiser Heinrich I. den Ungarn zur Verhöhnung zwei schäbige Hunde samt Fehdebrief nach Bautzen, während die Ungarn des Kaisers Boten Nasen und Ohren abschnitten und sie so verstümmelt zurückschickten; daher auch die Redensart: „es wird ihnen bekommen, wie das Hundeführen nach Bautzen.“

**518. Einem den Hund vor die Füße werfen.**

Ein Ausdruck höchster Entrüstung und ohne Zweifel daher rührend, daß ehedem Männer, die zur Strafe des Hundetragens verurteilt waren, ihren Unterdrückern den Hund vor die Füße warfen.

**519. Damit kann man keinen Hund unter dem Ofen hervorlocken.**

D. h. die Sache ist nichts wert. Hunde und Katzen lieben die Wärme und liegen deshalb gern unter dem Ofen, der in frühern Zeiten gewöhnlich auf Füßen stand. Da nun nicht sehr viel dazu gehört, einen Hund von da hervorzulocken, so verspottet das Sprichwort denjenigen, der in seinem Thun so ohnmächtig ist, daß er nicht einmal das vermag. Im „Abt von St. Gallen" läßt Bürger den unwissenden Schäfer Bendix sagen:

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.

**520. Mit allen Hunden gehetzt sein.**

D. h. so gerieben, so schlau sein, daß man sich allen Gefahren zu entziehen weiß. — Das Bild ist von der Jagd entlehnt, wobei das Wild durch Hunde gehetzt, d. i. eingeholt und festgehalten werden soll. Bisweilen geschieht es nun, daß das Wild frühzeitig das Dickicht erreicht und von den Hunden nicht eingeholt wird. Daher wird die Redensart übertragen auf jemand, der schon verschiedentlich verfolgt worden, aber durch List und Gewandtheit sich aus dem Staube zu machen wußte.

**521. Es nimmt kein Hund einen Bissen Brot von ihm!**

Die Redensart drückt einen hohen Grad von Verachtung aus und stammt wahrscheinlich aus der Zeit des geistlichen Bannes. Man behauptete nämlich, daß ein solcher Bann nicht nur Menschen, sondern selbst Hunde von dem Betroffenen fernhalte. Wie erstere ihm Speise und Trank verweigerten, so nahm auch kein Hund einen Bissen Brot von ihm.

**522. Bekannt wie ein bunter Hund!**

Die meisten Hunde sind einfarbig; ein Hund in mehrern Farben ist eine auffallende Erscheinung. — Der Vergleich mit dem verachteten Haustiere macht es, daß auch die figürliche Anwendung etwas Anrüchiges hat; daher wird der Ausdruck von einem Menschen gebraucht, der allenthalben, aber nicht von der rühmlichsten Seite bekannt ist.

**523. Der Knüttel[1] ist an den Hund gebunden!**

D. h. die mit einer Sache verbundenen Umstände verhindern sie. — Aus der Jägersprache entlehnt. Wenn nämlich Hunde allein auf die Jagd laufen, so hängt man ihnen entweder einen gehörig langen Knüttel, oder ein hölzernes Kreuz an den Hals, damit ihnen das Laufen dadurch sehr beschwerlich und lästig gemacht werde. Die meisten Hunde bleiben alsdann zu Hause. Man nennt dies die Hunde bengeln.

**524. Das Hundertste ins Tausendste werfen.**

D. h. etwas ohne Ordnung machen. — Agricola Nr. 429: „Er wirfft das hundert in tausend"; mit der Erklärung: „Er mengt es in einander, Hundert sind das zehend teyl von tausent, vnd tausent ist ein großere zal denn hundert, Wer nun hundert zu tausent wirfft, vnd rechnet nicht darzwischen die andern hundert, als zwey, drey, vier, funff, sechß, sieben, acht, neun hundert vnd als denn tausend, der macht es also, daß niemand weyß was er rechnet odder redet, Darumb wirt diß Wort gebrauchet widder die, welche vil gewesch machen, vnd sagen vil, sie aber selbs wissen nicht wo es hat angefangen, odder wo sichs endet, die es horen, auch nicht, weise vernunfftige lewte reden ordenlich, vnd fuegen eines auff das ander, aber narren reden was

[1] In der gebildeten Sprache pflegt man heute Knüttel statt Knüppel zu sagen, obwohl Knüttel und Knüppel dasselbe Wort; denn ersteres (mit Knoten verwandt) gehört zu dem niederdeutschen knütten, d. i. Knoten machen, stricken und „el" am Ende, d. i. eine Ableitungssilbe, s. v. w. Werkzeug; so bezeichnet Knüttel eigentlich ein Werkzeug zum Knütten (noch heute in diesem Sinne gebräuchlich). Knüppel dagegen vom niederdeutschen knüppen, d. i. knüpfen; daher Knüppel eigentlich Werkzeug zum Knüpfen.

jnen eynfellt.“ Vgl. lat.: caelum ac terras miscere. Liv. 4, 3; Virg. Aen. 1, 137; maria omnia caelo miscere. Virg. Aen. 5, 790.

525. **Hungerpfoten saugen.**

D. h. Mangel am Notwendigsten leiden. — Von dem Bären entlehnt, der, wie erzählt wird, im Winter gar nicht fresse und saufe, höchstens an seinen fetten Tatzen sauge und sich so von seinem eigenen Fette nähre. In Brants „Narrenschiff“ 70, 21, wird von jemand, der während des Sommers unfleißig gewesen ist, gesagt, daß er den Winter hindurch muß „an dem dopen (tappen; verächtliche Ausdrücke für Hände und Füße) sugen hert, Biß er des hungers sich erwert.“ Auf dem Holzschnitt zu Kap. 70 („Nit fursehen by zit“) leckt ein Bär an seinen Tatzen.

526. **Am Hungertuch nagen.**

D. i. nichts zum Leben haben. — Das Hungertuch war ein schwarzes Tuch, das man von Aschermittwoch bis zum Sonntag nach Ostern über den Altar deckte, um die Ornamente zu verhüllen, wodurch symbolisch das Fasten angedeutet werden sollte. Geiler, „Narrenschiff“, CLIII, b, sagt: „Dich soll leren das Hungertuch, so man uffspannt, Abstinenz und Fasten!“ Mit dem Worte „nagen“ ward vom 14.—16. Jahrhundert meist der Begriff „fasten“ verbunden.

527. **Viele Köpfe unter einen Hut bringen.**

S. v. w. Menschen von verschiedener Meinung einigen, was bekanntlich sehr schwierig ist; denn: „So viel Köpfe, so viel Sinne!“[1] — In unserer Redensart ist Hut als symbolische Bezeichnung für Herrschaft aufzufassen. Man denke an Geßlers aufgesteckten Hut, an die Fürstenkrone, welche, ein Zeichen monarchischer Gewalt, nichts weiter ist als eine in Zacken auslaufende Kopfbedeckung. Bei Übertragungen von Gut und Lehen wurde im Mittelalter ebenfalls der Hut gebraucht. Es soll demnach durch obige Redensart die Unmöglichkeit ausgedrückt werden, alle Men-

[1] „Quot homines, tot sententiae.“ Ter. Phorm. 2, 4, 14.

schen unter die Obergewalt eines Einzigen zu bringen, sie unter die Herrschaft eines Willens und einer Ansicht zu vereinigen.

528. **Er muß Vögel unter dem Hute haben!**

Sinn: er ist sehr unhöflich, daß er nicht grüßt. — Grüßen heißt ursprünglich: Ruhe, Frieden wünschen, und nachher: Gutes wünschen; vgl. salutare von salus, Heil. 2 Theſſ. 3, 17, 18, heißt es: „Der Gruß mit meiner Hand Pauli. Das ist das Zeichen u. s. w.“ Der Gruß bestand darnach in der Anwünschung der Gnade des Herrn. Wenn wir im gemeinen Leben: „Gott grüß' Euch!“ sagen, so heißt das: „Gott segne Euch!“ Oder wenn wir jemand „guten Morgen!“ oder dergl. zurufen, so ist klar, daß wir auch durch solche Grüße ihm Gutes wünschen, weswegen derselbe auch „schönen Dank!“ oder dergl. zu erwidern pflegt.

Bekannt ist, daß es auch Grüßen genannt wird, wenn wir jemand nicht durch Worte, sondern durch gewisse andere Zeichen unsere Liebe und Achtung bezeigen, z. B. dadurch, daß wir den Hut vor ihm ziehen. Der Ursprung des Hutabnehmens ist im Lehnswesen zu suchen; doch pflegte das Entblößen des Hauptes nur vor Höhern zu geschehen, und zwar als ein Zeichen der Wehrlosmachung seiner selbst, der vollständigen Ergebung und Ergebenheit; die Sitte des Hutabnehmens hat also in einer symbolischen Bedeutung des Hutes seinen Grund. Der Hut war das Zeichen der Freiheit, das bloße Haupt ein Zeichen der Knechtschaft.

Der Hut war demnach das äußere Zeichen der Würde und des Ranges seines Trägers; wollte man diesen ehren, so nahm man den Hut ab; man entäußerte sich ihm gegenüber seines Ranges und seiner Würde. Diese Begrüßungsweise ist nun seit dem 16. Jahrhundert allgemein üblich geworden, und wer heute einen Gruß nicht erwidert, gilt als ein ungesitteter, unhöflicher Mensch, von dem unser Sprichwort spottweise sagt, daß er Vögel (Sperlinge, Schwalben) unter dem Hute habe.

## I.

**529. Der Punkt auf dem I!**

Bezeichnet sprichwörtlich das, was eine Sache erst zum vollständigen Abschluß bringt; denn so klein und winzig der I-Punkt ist, so notwendig ist er doch zur Vollendung des Buchstaben.

Er thanne zifare himil inti erda,
Ein i edo ein houbit (= Punkt)
Ni furiferit fon thero ewu (= Gesetz).
Tatian 25, 5.

D. i.: Bis daß zerfährt (gänzlich aufgelöst wird) Himmel und Erde,
Wird kein Jota oder Tüttel
Von dem Gesetze ver- oder abgehn.

Die Worte sind aus Matth. 5, 18. Luther hat an dieser Stelle in der ältesten Ausgabe seiner Übersetzung: „Bis das hymel unn erden zurgehe, wird nit zurgehen der kleynest buchstab noch ein tittle vom gesetz.“[1]

Übrigens bezeichnet der Volksmund mit dem I-Tüttel auch etwas Geringfügiges, indem er spöttisch von Menschen untergeordneter Bedeutung bemerkt: sie seien nur I-Tüpfelchen!

## J.

**530. Zu (seinen) Jahren kommen.**

D. i. volljährig werden, die Altersstufe erreichen, wo der Mensch mündig wird. Homeyer, „Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik“, 1827, S. 1316—1318, hat dargethan, daß die Rechtssprache, genauer als die der Dichter, zuweilen unterscheidet und „ze sinen jaren komen“ für das geringere, unvolle, — „ze sinen tagen komen“ für das volle Mündigwerden nimmt. Die erreichten Jahre sind folglich weniger, als die erreichten Tage; daher auch in der Formel: „zu seinen Jahren“ und auch „zu seinen Tagen kommen“ die Jahre gewöhnlich den Tagen vorausgehen. Zu vergleichen

[1] „Nicht ein Tüttelchen“ = gar nichts; Tüttel, Tüttelchen ist Diminutiv von Tutte (Brustwarze); nicht zu verwechseln mit Titel, lat. titulus.

„Sachsenspiegel" 1, 42; 2, 71. „Ze sinen tagen" ist „alt werden", sowohl pubescere, als auch senescere. Vgl. Schmeller, „Bayrisches Wörterbuch", 1, 434. Otfried sagt von Christus, als er das Werk der Erlösung begann, als die Tage erfüllt wurden: „sô er zi sînîn dagon quam", 1, 20. 66; ze sînen tagen komen (d. i. in das höhere Alter). Boner 31, 5; 42, 8. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 422, findet es aber seltener gebraucht. Ein Greis wird gleich richtig betagt oder bejahrt genannt.

531. **Nach Jahr und Tag!**

Eine altdeutsche Rechtsformel, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Ursprünglich bezeichnete der Ausdruck die Verjährungsfrist, also den Zeitraum, der verflossen sein mußte, um im unangefochtenen Besitze eines Grundstücks zu sein; ferner als Bestimmung für die Dauer des Aufenthalts; „Sachsenspiegel" 1, 34; 1, 38; 2, 31, 41, 42, 44; 3, 38, 53, 83. Diese Frist galt nun nicht so viel wie ein Jahr und ein voller Tag, sondern war gewöhnlich normiert auf: ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage,[1] d. i. ein Jahr und dreimalige Wiederholung der vierzehntägigen Frist mit drei Tagen Zugabe. Die Zugabezahl haben wir auch in der achttägigen Frist (7 + 1); desgleichen in dem französischen quinze jours (14 + 1).[2]

Wir bemerken hier die eigentümliche germanische Rechtssitte, dem eigentlichen Termin noch einige Tage hinzuzufügen, um durch diese Nachfrist eine bessere Innehaltung des angesetzten Termins zu ermöglichen.

532. **Das ist der wahre Jakob!**

Nach Grimms „Wörterbuch" bezieht sich die Redensart auf den heiligen Jakob zu Compostella, indem die Pilger, welche die mühselige Reise nach Spanien unternommen

---

[1] Gaupp, „Schlesisches Landrecht", I, 28 (Leipzig 1828). — Ein verkaufter Knecht wurde nach altfränkischem Recht auf Jahr und Tag gesund garantiert (usque ad annum et diem). Vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 222 fg.

[2] Dieser Ausdruck ist offenbar auf deutschen Einfluß zurückzuführen.

hatten, auf leichter zu erreichende Gräber anderer Heiligen mit Geringschätzung sahen und sie als ihrem Heiligen ebenbürtig nicht gelten ließen.

533. **Janhagel und alles miteinander!**

Umschreibende Redensart für den „süßen Mob"; vgl. Hack und Mack, Husch-Nusch, Hanz und Kunz, Krethi und Plethi. — Janhagel ist zusammengesetzt aus „Jan" und „Hagel". Jan ist die niederdeutsche Koseform von Johann und seit den englischen Komödianten der übliche Name des Tölpels und Schalks, des Clowns. Jan bezeichnet ebenso wie Hans den Dummkopf oder Narren, und damit ist, wie auch bei Hans (s. d.), irgend ein ersonnener Eigenname in Verbindung gesetzt, der eine besondere Eigenschaft des Jan hervorhebt, hier das Schimpfen und Fluchen (Hagel)!

In Verbindung mit einem vorangehenden Worte kommt Jan so vollkommen abgeschliffen vor, daß aus dem Namen die lateinisch scheinende Endung: ian wird. Mit diesem abgeschliffenen ian sind gebildet:

Schlendrian (Brant, „Narrenschiff", 110[a], 163), d. i. fauler, immer zu spät kommender Johann; — Grobian (vgl. Murner, „Schelmenzunft", Kap. 22; bei Murner mit lateinischer Endung: Grobianus), d. i. grober Johann; — Stolprian, d. i. steifer Johann; — Dummerjan, d. i. dummer Mensch; — Liederjan, d. i. liederlicher Mensch; — Morian (Murrjan); — Urian. Zu vergleichen „Germania", V, 327, 1.

534. **Unter dem Joche sein.**

Joch ist das bekannte Gestell, gewöhnlich ein etwas längliches Viereck von Holz, welches man den Zugochsen um den Hals hängt, und woran die Riemen oder Seile befestigt sind, an welchen sie den Pflug oder Wagen ziehen müssen. Von diesem Joch ist der Ausdruck in dem figürlichen Sinne hergenommen. Da nun dasselbe ein Werkzeug zur Arbeit, und zwar zu saurer Arbeit ist, so wird Joch figürlich nur gebraucht, wenn von beschwerlicher Anstrengung und Thätigkeit, von Leiden u. dergl. die Rede ist. Klagelieder 3, 27: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage." Vgl. Sir. 28, 24 fg.; ebenda

33, 27. Joch ist figürlich auch die drückende, knechtende Gewalt; z. B. unter dem türkischen Joche, d. i. unter der schwer zu ertragenden Herrschaft der Türken; der Minne Joch. Der Lyriker Mesomedes, im Zeitalter des Hadrian geboren, hat in seinem Hymnus auf die Nemesis (in der „Anthologia graeca", 3, 6, von Fr. Jacobs zu lesen) dieser symbolisch ein Joch (für den Nacken der Menschen) in die Hand gegeben, um durch dieses Attribut die Eigenschaft der Nemesis zu veranschaulichen.

Das Bild wird namentlich auch auf die Ehe angewandt.[1] Brant, „Narrenschiff", Kap. 64 (Von bösen Weibern handelnd), V. 82: „Wer mit eynr solchen züht jm pflůg"; ebenda 32, 21:

Eyn hübsch frow die eyn nårrin ist
Ist glich eym roß dem oren gbryst[2]
Wer mit der selben eren[3] will
Der macht krumber fürchen vil.

Erasm. Ad.: ferre iugum. — Horatius in Odis, de puella nondum viro matura: „Nondum sacacta ferre iugum valet cervice."

Ebenso wie man von einer süßen Last spricht, heißt es auch vom Joch, z. B. Matth. 11, 29: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Bei den Römern bedeutete jugum nicht allein, wie unser Joch, womit es völlig übereinkommt, das Werkzeug zum Ziehen für Ochsen und Pferde, was wir jetzt auch Kummet nennen, sondern oft auch ein Gestell von zwei aufrechtstehenden Pfählen mit einem Querbalken, worunter man überwundene Feinde zum Zeichen der Unterwerfung durchkriechen ließ (sub jugum mittere). Auf diese Bedeutung

---

[1] Vgl. den lateinischen Ausdruck für Ehe: „conjugium", d. i. wörtlich Zusammenjochung, die Vereinigung zu einem Paare. Im Deutschen sagt man auch: sich ins Ehejoch, ins Joch der Ehe spannen lassen.

[2] D. h.: gleicht einem Pferde, dem es der Ohren gebricht. Die Ohren der Pferde sind besonders wichtig zum Lenken derselben beim Pflügen.

[3] Eren = pflügen; lat.: arare, gotisch: arjan.

wird unser Joch auch sehr häufig bezogen. Über dieses jugum ignominiosum vgl. Livius 3, 28.

535. **John Bull!**

Deutsch gleich: „Hans Ochs“. Der Ausdruck bedeutet die humoristische Personifikation des englischen Nationalcharakters; zu vergleichen der deutsche Michel und Bruder Jonathan. Von Swift zuerst gebraucht, in Karikaturen als stämmiger, vierschrötiger, stets zum Boxen fertiger Kerl dargestellt.

536. **Bruder Jonathan!**

Scherzhafte Benennung der Einwohner Nordamerikas, als Personifikation dem John Bull entsprechend. Die Bezeichnung rührt von Jonathan Trimbull her, welcher zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskampfes eine Zeit lang Gouverneur von Connecticut war, und als solcher durch seine Geistesgegenwart und Klugheit bei Washington so viel galt, daß dieser in einem nicht zum Schluß kommenden Kriegsrat ausrief: „Wir müssen Bruder Jonathan (erg. Trimbull) zu Rate ziehen.“ Das Wort wurde seitdem sprichwörtlicher Ausruf in schwierigen Lagen.

537. Etwas geschieht **alle Jubeljahr' mal!**

Von einem sehr seltenen Ereignis. Das Jubeljahr war bei den Israeliten das je 50. Jahr, welches durch Blasen auf Posaunen (hebr. jobel) dem ganzen Lande angekündigt wurde (3 Mos. 25, 8). Zweck des Jubeljahres war: Erhaltung der Gleichheit des Grundbesitzes, Vorbeugung gänzlicher Verarmung und Vermehrung der Fruchtbarkeit der Äcker; vgl. 3 Mos., Kap. 25 („Feier- und Jubeljahr“); auch Jerem. 34, 8 fg. — Hiervon stammen Worte wie: Jubel (d. i. Freudengeschrei), Jubiläum (d. i. ein Jubelfest nach 1000, 100, 50 und 25 Jahren), Jubilar, jubilieren u. dergl.

538. **Es geht hier zu wie in einer Judenschule!**

Bei den rechtgläubigen Juden führt die Synagoge den Namen Schule. Man pflegt zur bestimmten Zeit dorthin zu gehen und dort, jeder an seinem bestimmten Platze, ein hebräisches Gebet zu sprechen. Anfangs ist es ein leises

Gemurmel, dann erhebt der Betende die Stimme, um sie gleich darauf wieder fallen zu lassen, sodaß das Ganze einen äußerst monotonen Eindruck macht. Von dem Durcheinandertönen des Stimmengewirrs aus der ganzen Gemeinde rührt die obige Redensart her.

## K.

### 539. Kainszeichen.

Ein solches hat derjenige, welcher von Gott besonders gezeichnet ist, sodaß er den Zug der Bosheit auf der Stirne trägt. Genesis 4, 15 heißt es: „Es legte Jehova an Kain ein Zeichen, daß man ihn erkennete und nicht erschlüge.“ Christliche Ausleger verstehen unter dem Kainszeichen einen besondern Schutz Gottes. Nach rabbinischen Traditionen (bei Salian) bestand das Zeichen Kains „ex sanguinea oculorum acie adspectuque torvo, quae putant homicidarum indicia et notas“ (in den blutigen Augen und dem grimmen Aussehen, welches der Mörder Kennzeichen sind).[1]

---

[1] Bekanntlich galten vor 2—300 Jahren rote, entzündete Augen allgemein für Hexenaugen, und tausend und abertausend Unglücklichen wurde nur um ihrer kranken Augen willen der Prozeß gemacht. Wer sollte glauben, daß ein in Deutschland so furchtbar heimisch gewordener Aberglaube in der urältesten Mythologie Asiens wurzele! Rote Augen sind in der asiatischen Mythologie überall Kennzeichen kakodämonischer Eigenschaften und sie werden meistens nur solchen Wesen zuerteilt, welche mit der Hölle und dem Tartarus in irgend welcher Beziehung stehen. So ist der indische Gott Yamas, Beherrscher der Patâla (Unterwelt), rotäugig. Die indische Kali, zerstörende Naturgöttin und Frau des Schiwa, welche ihren Attributen nach eins mit der nordischen Todesgöttin Hel ist, wird mit roten Augen geschildert. Ebenso haben Tschikschurus und noch zwei andere Kakodämonen „zornrote“ Augen. Desgleichen war in orientalischen, besonders rabbinischen Traditionen die Ansicht allgemein, daß Adam und Kain Kakodämonen und sogar Stammväter derselben sind. Im Schahnameh (Heldenbuch von Iran) heißt es von Berkhyas, dem Padischah der Diwe oder Dämonen: „seine Augen sind zwei Blutquellen.“

In Europa scheint der Aberglaube früh heimisch gewesen zu sein. Bei Vergil hat Charon flammende Augen. In Hartmanns

540. **Auf den alten Kaiser borgen**; s. Nr. 33.

541. **Um des Kaisers Bart streiten**; s. Nr. 102.

542. **Mit eines andern Kalbe pflügen.**

S. v. w. sich heimlich eines andern Hilfe bedienen, wie die Philister, die Simsons Rätsel („Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken") nicht eher errieten, bis sie mit seinem Kalbe gepflügt hatten. Richter 14, 18: „Si non arassetis in vitula mea, non invenissetis propositionem meam."

543. **Er macht Kalender.**

S. v. w. er fängt Grillen. — Kalender, vom mittellateinischen calendarium, Ableitung vom lateinischen Plural calendae = erster Monatstag, vom lateinischen calare = ausrufen, weil bei den Römern der erste Tag des Monats ausgerufen wurde. — Bekanntlich enthielten die alten Kalender außer der Zeitrechnung noch allerlei abergläubische Ratschläge über Aderlassen, Kindbadtage, Haar- und Nagelabschneiden, sowie astrologische Grillen von glücklichen und unglücklichen Tagen verzeichnet. Da sich die Kalendermacher außerdem noch mit Wetterprophezeiungen abgaben, so verfiel die „Kalenderei" („Faust", II, Akt I, 362, zusammen genannt mit „Chymisterei") bald in großen Mißkredit; denn, sagt das Sprichwort in spöttisch moquanter Weise, „der Kalendermacher macht den Kalender, und der Herrgott das Wetter". Wenn wir nun heute von einem Bekannten oder guten Freunde sagen, daß er Kalender mache, so soll damit gesagt werden, daß er in melancholischem Brüten über grillenhaften Plänen sich befinde, daß er sich, wenigstens nach unserm Ermessen, mit höchst unnötigen Sachen abquäle.

544. **Kalt und warm aus einem Munde blasen.**

Von einem Doppelzüngler. Die deutsche Sprache hat die noch derbere Redensart: „Vorne lecken und hinten kratzen", mit dem Reimvers: „Das ist Sitte der alten Katzen!" An

---

von der Aue mittelhochdeutschem Gedicht „Iwein" hat der (aus persischen Fabeln entlehnte) riesenartige Thürhüter „die ougen rôt, zornvar." Deutsche Sagen geben dem Teufel rote, flammende Augen u. s. f.

Bedeutung mit obigem Sprichwort identisch, werden beide angewendet auf Personen, die uns im Angesicht loben, hinterrücks aber herabsetzen. — Unsere Redensart ist sehr alt. Vgl. Apokal. 3, 15: „neque frigidus es, neque calidus.“ — Reinmar von Zweter 2, 61: „du blesest kalt und huches warm ûz eines mannes munde, staeter triuwen bist du arm.“ — Hugo von Trimberc, von der Falschheit redend, sagt: „Selten wazzer ist gerunnen Süzze vñ bitter vz einem brunnen, So habe wir atem zu aller stunde Kalt vñ warm in einem munde“ (Renner 21715). — Brant, „Narrenschiff“, 18, 17, 18: „Wer tuon will das eym yeden gfalt Der muoß han ottem warm vnd kalt.“ Desgleichen Luther bei Heuseler Nr. 51. — Die Redensart stammt aus einer alten Fabel, in welcher sich jemand mit demselben Munde die Hände warm und die Suppe kalt bläst. Vgl. Bonerius XCI: „Vom der kalt vnd heis hat in dem munde.“ Dieser bläst nämlich als Gast bei einem Waldmenschen (Satyr) in seine von Frost erstarrten Finger, um sie zu erwärmen, dann in das Gefäß mit heißem Wein, um diesen zu kühlen. Darauf sagt der Wirt: „Der muoz uz mînem hûse gân, Swen man sicht heis vnd kalt gehân In sînem munt.“ Ebenso bei Fleury de Bellingen, „L'Etymologie ou explication des proverbes français“ (La Haye 1656), „Ne vous fiez point à lui, il souffle le chaud et le froid.“

545. **Der Kamm schwillt ihm.**

D. h. er wird rot vor Zorn. — Von dem Kampfhahn mit großem, verschieden gefärbtem Halskragen, der sich willkürlich aufrichten und niederlegen läßt. Er hat ein zornmütiges, cholerisches Temperament. Dasselbe Bild vom Kampfhahn finden wir schon im Lateinischen, bei Juven. 4, 70: „illi surgunt cristae.“ — Vgl. hierzu die Redensart: „den Mut sinken lassen“, wo „Mut“ offenbar metonymisch für „Kamm“ gebraucht ist.

546. **Unter aller Kanone!**

S. v. w. unter aller Kritik, so maßlos schlecht, daß es nicht würdig ist, beachtet zu werden. — Der in obiger Redensart enthaltene Ausdruck „Kanone“ ist aufzufassen als eine burschikose Entstellung des Wortes „canon“ = Regel,

Gesetz, Richtschnur. „Unter aller Kanone" = unkanonisch, unter aller Regel.

547. **Etwas auf die hohe Kante legen**; s. Nr. 370.

548. **Einem das Kapitel, die Leviten, den Text lesen**; oder ihn kapiteln, abkapiteln, auch wohl: die Epistel lesen. — Um das Jahr 760 stellte der Bischof Chrodegang von Metz († 769) zur Besserung der verwilderten Geistlichkeit, nach Art der Benediktinerregel, einen Kanon auf. Dieser verpflichtete die deshalb „canonici" genannten Herren von der Klerisei zum gemeinschaftlichen Speisen und Schlafen, zum gemeinsamen Gebet und Gesang, ferner zu bestimmten Versammlungen mit besonderer Buß- und Andachtsübung. Da pflegte ihnen der Bischof oder dessen Stellvertreter einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift (insbesondere aus dem dritten Buch Mosis, Levîticus genannt[1]), ferner aus den Statuten, die in „capitula" eingeteilt waren,[2] vorzulesen; in der Regel knüpften sich hieran ermahnende und strafende Reden. Diese disciplinarische Handlung ist als Sprichwort in den Redegebrauch übergegangen. Vgl. noch folgende Stelle aus „Diallage" 1528 (Exemplar Wolfenbüttel, bei Latendorf, Seb. Franck, S. 314): „Eröffnet dem narren sein narheit, zeyg jm sein kolben, für in gen schul, Liß jm ein Text vnd latein, .... das er sich nicht für weiß halt."

549. **Jemand gehörig kappen.**

Kappen ist eigentlich s. v. w. köpfen, niederdeutsch köppen, den Kopf (d. i. überhaupt den obersten Teil eines Dinges) abschneiden oder abhauen; vgl. frz.: couper. Man kappt einen Baum, indem man seinen Wipfel abhaut; auch wenn man das Ankertau kappt, haut man den obern am Schiffe befindlichen Teil davon ab. Da es empfindliche Schmerzen verursacht, wenn ein lebender Körper, besonders mit einem schneidenden Werkzeug gehauen wird, so gebraucht man figür-

---

[1] Bekanntlich hat dies Buch seinen Namen, weil es hauptsächlich Vorschriften für Priester und Leviten enthält.

[2] Daher hießen diese Versammlungen selbst capitula. „Capitulum, locus in quem conveniunt monachi et canonici, sic dictum, inquit Papias, quod capitula ibi leguntur." Vgl. Müller, „Etymologisches Wörterbuch", I, 208.

lich kappen statt: jemand sehr empfindliche Reden halten, besonders: ihm Tadel und Zurechtweisungen erteilen.

550. **Ab nach Kassel**; s. Nr. 7.

551. **Die Kastanien aus dem Feuer holen.**

S. v. w. etwas Gefährliches unternehmen; sich für einen andern die Finger verbrennen. — Frz.: il veut qu'un autre lui tire les marrons du feu. Ital.: cavar la castagna dal fuoco colla zampa del gatto (Kastanien mit den Katzenpfoten aus dem Feuer holen). — Nach einer Fabel Lafontaines (Livre 9, f. 17) sehen Affe und Kater, daß im Hause ihres Herrn Kastanien am Feuer geröstet werden, und beschließen selbige zu stehlen. Der Affe überredet den Kater, die Kastanien aus der Glut zu holen, da seine Tatzen dazu wie geschaffen seien. Wie nun der Kater mit Mühe einige herausgescharrt hat, kommt das Mädchen darüber herzu und nimmt die Maronen für sich in Beschlag. — Die Redensart findet sich vor dem Erscheinen von Lafontaines erster Fabelsammlung (1668) z. B. in Molières „L'Étourdi" (1653), nach Grimms „Wörterbuch" auch im „Polit. blumengarten" des Chr. Lehmann (1640). Zu vergleichen Walckenaërs „Kommentar zu Lafontaines Fabeln" und das lat.: e flamma cibum petere. Terent. Eunuch. 3, 2, 38.

552. **Der Katze die Schellen nicht umhängen wollen.**

S. v. w. sich eines andern wegen nicht in Gefahr begeben wollen; dem Sinne nach verwandt mit der vorigen Redensart. Die obige Redensart stützt sich auf eine Fabel, welche bei Bonerius, Kap. 70, erzählt wird. Dort beschließen die Mäuse, der Katze, um von ihr nicht beschlichen zu werden, eine Schelle umzuhängen. Der Beschluß war gefaßt und trefflich befunden. Nun galt es ihn auszuführen, und — da fand sich keine Maus, die das heikle Geschäft übernehmen wollte. Die Redensart bezieht sich demnach auf die Ausführung von Aufträgen, die sich ganz gut sagen lassen, aber zu schwierig und gefahrvoll sind, um ausgeführt zu werden. So im „Laster der Trunkenheit" (Exemplar Nürnberg, bei Latendorf, Namenlose Sammlung, S. 315) a. 1528: „Es will aber niemandt anfahen vnd der katzen die schellen anhencken." Desgleichen Seb. Franck (1541), II, 123[a], unter der Rubrik: „gfaarlich radt": „Wer

wil der katzen die schellen anhencken.“ In seiner weitern Entwickelung bedeutet das Sprichwort: den Bösen als solchen kennzeichnen, dem Mächtigen freimütig entgegentreten und ihm die Wahrheit sagen; so Rosenplüt in dem klugen Narren: „Der der katzen die schellen anpunde Vnd frolich die warheit getorst gesprechen.“

553. **Das ist für die Katz!**

Ausdruck der Geringschätzung für etwas Wertloses, Zweckloses. — Die Redensart ist schon von Burchard Waldis, „Esopus“ (1548), 4, 62, zu der Erzählung „Vom Schmied und seiner Katze“ verwertet worden. Ein Schmied nahm sich vor, von seinen Kunden nichts für seine Arbeit zu verlangen, sondern die Bezahlung ihrem eigenen Willen anheimzustellen; sie begnügten sich aber mit dem bloßen Danke. Nun band er seine fette Katze in der Werkstatt an, und wenn ihn die Kunden mit leeren Worten des Dankes verließen, sagte er: „Katz’, das geb’ ich dir!“ Die Katze verhungert, und der Schmied beschließt es zu machen wie die andern Handwerker.

Abraham a Sancta Clara hat Ähnliches. Einer, der vom Fürsten bloße Versprechungen erhält, giebt seiner eingesperrten Katze nichts zu fressen, sodaß sie Hungers stirbt. Als ihn der Fürst wieder seiner Gnade versicherte, sagte er, seine Katze sei daran gestorben.

554. **Das macht der Katze keinen Buckel!**

S. v. w. das ändert an der Sache nichts, bringt keine bedeutende Veränderung in der Sachlage hervor. — Da die Katze durch Buckel und Fauchen ihren Zorn ausdrückt, so ist der übertragene Sinn der Redensart leicht ersichtlich.

555. **Aussehen wie eine abgeleckte Katze!**

D. i. glatt, sauber und geputzt. Nach deutschem Volksaberglauben bedeutet es bekanntlich Besuch, wenn die Katze sich leckt (am Vorderleibe einen Mann, am Hinterleibe eine Weibsperson), weil nämlich Hulda, die Patronin des Hauswesens, einen Besuch durch ihr Lieblingstier ankündigte.

O, wie die Katz auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzt,
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urteil.
Voß.

Die Katzen sind auch Sinnbilder von Lug und Trug; daher die Bezeichnung „Katzensilber" und verschiedene sprichwörtliche Vergleiche wie

556. **Sich schmiegen, schmeicheln, krummbuckeln wie eine Katze.**

Das Bild von der Katzenfreundlichkeit findet sich schon bei Brant, „Narrenschiff", 33, α—γ; der zu dieser Stelle gegebene Holzschnitt stellt einen am Tische sitzenden Narren dar, der durch die Finger sieht, während seine Frau ihm mit einem Hälmchen auf der Nase spielt. Unten fängt eine Katze Mäuse. Unverkennbar ist die Frau hierbei als Katze versinnbildlicht, die durch Schmeicheleien ihren Mann zu betrügen weiß.

Alt ist auch der folgende sprichwörtliche Vergleich:

falsch sein wie die Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen.

„Was nie geschach daz duot die zunge swatzen Recht als ein wib die yren lib Hie gen mir bleckt, mich forne leckt Vnd duot mich hinden kratzen." Muskatbl. 77, 33. — „Die tuot gelich als die katz Die vornen leckt vnd hynden kratzt." Vindler. — „Hüte dich vor den katzen Die vornen lecken vnd hinden kratzen." Joh. Fabri de Werdea proverbia. — „Das erst, das ist die schmeichelkatz, die vornen leckt vnd hinden kratzt." H. Sachs, II, 97, u. s. f.

557. Er geht drum herum **wie die Katze um den heißen Brei!**

D. h. er ist lüstern darnach, aber scheu vor dem Verbrennen; er weiß die Sache nicht anzugreifen, er traut sich nicht heran. — Seb. Franck, I, 30$^b$: „Gond vmbher wie ein katz vmb den heissen bry." — Ähnlich: „Lupus circa puteum saltat." Apol. cent. 12 (Binder 1714).

558. **Sieht doch die Katz den Kaiser an!**

Auch in der Form: „Darf doch die Katze den Kaiser ansehen!" Wer wird es denn übel nehmen, von einem Geringern betrachtet zu werden. Mit dieser Redensart pflegt sich jemand zu entschuldigen, der wegen irgend einer Dreistigkeit getadelt wird. — Engl.: A cat may look on a king! — Frz.: Un chat regarde bien l'empereur; auch: un

chien regarde bien un évêque. — Tunnicius Nr. 86: „It süt wol eine katte up einen koninк (Adspicit et felis magna corpora regum).“ — Die Redensart wird in Verbindung gebracht mit Kaiser Maximilian I., der im J. 1517 bei seinem Aufenthalt in Nürnberg häufig die Werkstatt des Holzschneiders Hieronymus Resch besuchte. Dieser hatte eine sehr zahme, anhängliche Katze, welche fast stets auf seinem Arbeitstisch zu finden war.[1] Diese Katze soll nun trotz des Kaisers Anwesenheit ihren Platz behauptet und den Kaiser beständig mißtrauisch angesehen haben. Aus den Kreisen der Hofleute ist die Redensart dann allmählich in den Volksmund übergegangen.

559. **Mit der Katze in die Mühle fahren.**

S. v. w. nichts in die Mühle zu fahren haben, arm sein. — Katze ist ursprünglich spöttische Bezeichnung für schlechtes Pferd, Schindmähre; vgl. Nr. 267, Anmerkung.

560. **Es ist ein rechtes Kauderwelsch!**

Der Ausdruck bezeichnet sowohl eine durch schlechte Aussprache, verkehrte und falsche Formen, Vermengung mit fremden Ausdrücken unverständlich gewordene Sprache, als auch einen verworrenen, unlogischen Satz. — Unstreitig von

---

[1] Man pflegt zu sagen, die Katze sei nicht dem Menschen, sondern nur dem Hause, in dem sie lebt, anhänglich. Dies hat nur da seine Richtigkeit, wo man sich nicht die Mühe giebt, die Katze sich persönlich anhänglich zu machen. Es lassen sich außer dem obigen Falle noch viele andere anführen, wo Katzen vollständig den Hunden gleich an ihren Herrn attachiert sind. Colbert hatte auf seinem Schreibtisch eine Katze. Richelieu liebte die Katzen ebenfalls zärtlich; er soll mit der linken Hand das Tier gestreichelt haben, während er mit der rechten das Todesurteil von Cinq-Mars unterzeichnete. Montaigne erzählt selbst, daß es für ihn die angenehmste Erholung von seinen geistigen Arbeiten sei, mit seiner Katze zu spielen. Der italienische Dichter Petrarca suchte sich in seinem Liebesschmerz durch eine Katze zu trösten. Und der große Tasso dichtete in der Zeit, da er so arm war, daß er sein kleines Zimmer nicht erleuchten konnte, an seine Lieblingskatze ein reizendes Sonett, in welchem er sie bittet, ihm während der Nacht mit ihren schimmernden Augen zu leuchten, damit er seine Verse niederschreiben könne.

„Kauder", womit man das unangenehme Geschrei der sogenannten welschen Hähne oder Puterhähne bezeichnet (man nennt es auch „Kollern") und nachahmt, und „welsch", d. i. fremdländisch.

**561. Leichten Kaufs davonkommen.**

D. h. mit geringem Schaden. Die Redensart ist alt; bereits in dem angelsächs. „Beowulfslied“ 2415 heißt es : „näs þät ŷðe ceáp tô gegangenne“, „nicht war das (zu ergänzen der Drachenhort) leichter Kauf zu erlangen“; und ebenda V. 2482: „hit ealdrê gebohte, heardan ceápê“, „er erkaufte es mit dem Leben, harten (schweren, teuren) Kaufs." Zu bemerken ist, daß das Wort „Kauf" hier den Kaufpreis bezeichnet, welche Bedeutung sich auch in der deutschen Redensart erhalten hat; vgl. engl. cheap (angelsächs. ceáp), dessen Bedeutung „wohlfeil" sich mittels elliptischer Verkürzung aus der Redensart „good cheap“ entwickelte; vgl. ferner frz. à bon marché und Herrigs „Archiv", 27, 414.

**562. Einer Sache den Kehraus machen.**

S. v. w. sie zum Abschluß bringen, das Ende derselben herbeiführen. Zu vgl. Goethes „Götz", Akt V, wo Link auf Metzlers Frage: „Wie geht's euch?" antwortet: „Drunter und drüber, siehst du; du kommst zum Kehraus", d. i. eigentlich zum Schlusse des Festes; denn als solches betrachtet Link das Wüten der rebellischen Bauern gegen den Adel.

Kehraus bezeichnet nämlich in seiner eigentlichen Bedeutung den letzten Tanz am Schlusse eines Festes (auch hier und da Großvatertanz genannt), wobei es in der Regel sehr toll hergeht, und die Frauen mit ihren Schleppen den Tanzsaal gleichsam auskehren. Daher sagt man: „den Kehraus tanzen"; „der Kehraus ist der letzte Tanz"; „den allerletzten Kehraus macht der Tod"; vgl. W. Wackernagels kleine Abhandlung über den Totentanz im Mittelalter in Haupts „Zeitschrift", VIII. Hier wird der Tod dargestellt als Tänzer, der den Kehraus tanzt, d. h. den Menschen aus dem Tanzsaal des Lebens heraustanzt.

**563. Wart, ich werde dir eine Kerbe ins Ohr schneiden!**

Sprichwörtliche Drohung gegen einen Vergeßlichen; zunächst wohl gegen jemand, der den Kerbstock mitzubringen vergessen hat.

**564. Mit jemand in dieselbe Kerbe hauen.**

D. h. sich gegenseitig unterstützen, auf dasselbe Ziel hinarbeiten. Vom Baumfällen entlehnt, wobei die Holzhauer am schnellsten zum Ziele gelangen, wenn sie immer in dieselbe Kerbe hauen.

**565. Bei jemand auf dem Kerbholz stehen.**

D. h. ihm etwas schuldig sein; — „viel auf dem Kerbholz haben" = eine nicht unbedeutende Schuld haben. — Es ist ein altdeutscher ländlicher Brauch, daß der Tagelöhner bei dem Bauer auf „Kerbholz" arbeitet, ein Brauch, der sich noch hier und da auch auf den Gütern Mecklenburgs und Vorpommerns erhalten hat. Es ist die primitivste Rechnungsführung über geleistete Tagesdienste, aber zugleich die sicherste — sicherer als die doppelte italienische Buchführung. Aus einem Stabe von etwa 1 Fuß Länge werden zwei schmale Hölzer gespalten. Sie passen also genau aufeinander, wie keine Kunst es nachzuahmen versteht. Das eine Hölzchen erhält der Tagelöhner, das andere behält der Arbeitgeber. An jedem Abend werden die beiden Hölzer schließend aufeinander gelegt und über beide mit demselben Schnitt eine Kerbe geschnitten. Am Sonnabend beim Lohnzahlen müssen die Kerben genau einander decken.
Ebenso bezeichnete man im Mittelalter, da noch wenige Personen schreiben konnten, die Leistung einer Abgabe (Steuer) mittels eines Einschnittes oder einer Kerbe. Im mittelalterlichen Latein heißen diese Kerben bald tallia, bald cisa; jenes erstere mit tagliare, tailler, schneiden, letzteres mit dem bekannten scindere (vgl. incisio) zusammenhängend. Als später die mittelbaren Steuern eingeführt wurden, bekamen diese den Namen: Ad cisa, assimiliert zu: Accisa (Adtallia).

**566. Das Kind beim rechten Namen nennen.**

S. v. w. das Kind ein Kind, das Unbedeutende unbedeutend nennen; überhaupt: eine Sache unverblümt und unbeschönigt bezeichnen. — Goethe, „Faust", I, 238: „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?" — Zu vergleichen die französische Redensart: appeler un chat un chat, die populär geworden ist durch den Vers Boileaus (sat. I): „J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon."

567. **Mit Kind und Kegel!**

D. i. mit der ganzen Familie; alles zusammen, auch die Dienstboten nicht ausgeschlossen. Diese allitterative Redensart hat sich ebenfalls aus den altdeutschen Rechtsbüchern erhalten und bedeutet eigentlich s. v. w. eheliche und uneheliche Kinder zusammen (filii tam legitimi quam illegitimi); vgl. Kegelsohn bei Haltaus 1078, 1079. Schon in einem Wörterbuch vom J. 1482 (s. Frisch und Benecke) wird Kegel als uneheliches Kind erklärt. Dies Wort muß deshalb schon früh nicht mehr recht verstanden worden sein. — Tacitus, „Germ.", 18, berichtet uns, daß die Germanen unter allen Barbarenvölkern die einzigen waren, welche sich mit einem Weibe begnügten. Aber sollte das Verhältnis ein rechtmäßiges sein, so mußte die Braut gekauft werden vom Vater oder Vormund durch fahrende Habe (Knechte, Mägde, Pferde, Rinder, Kostbarkeiten, Waffen). War dies nicht geschehen und lebten sie dennoch in ehelichem Bunde miteinander, so hieß sie Kebse. Die Kinder nun dieser Kebse hießen Kebskinder, Bastard, Kegel und konnten nur von der Mutter erben. Vgl. Weinhold, „Deutsche Frauen", VI und VII.

568. **Das Kind mit dem Bade ausschütten**, s. Nr. 88.

569. **Die Kinderschuhe ausziehen.**

In der Zeit, da dieses geschieht, ist der Mensch erwachsen, tritt er ein in das reifere Alter; die frühere Jugend mit ihren Eigentümlichkeiten ist vergangen. Vgl. das Wort des Apostels Paulus: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war." 1 Kor. 13, 11.

570. **Kipper und Wipper.**

D. i. Münzfälscher. Der Ausdruck kommt wahrscheinlich vom obersächsischen Kippen, abschneiden, und von wippen, wägen, und bezieht sich ursprünglich auf jemand, der durch Beschneiden und Aushöhlen des guten Geldes zum Münzfälscher wird. Dergleichen Münzverschlechterungen waren während des Mittelalters bei den finanziell bedrängten Fürsten sehr gewöhnlich und erreichten ihren Höhepunkt im Dreißigjährigen Kriege. Fürsten besoldeten ihre Sol-

daten mit geringhaltigen Geldsorten, und diese zwangen wieder den Bürger oder Bauer, dieselben für voll anzunehmen. Erst durch den 1667 in Deutschland eingeführten festen Münzfuß ward dem Unfug ein Ziel gesetzt. Aber Friedrich II. griff während des Siebenjährigen Krieges in seiner Finanznot gleichfalls zu dem Mittel der Münzverschlechterung, indem er zuletzt die Mark[1] Silber zu 45 (statt 14) Thaler ausprägen ließ.

571. **Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.**

Sie machen nicht viel Umstände; sie werfen Leuten niedern Standes sogleich Stein und Stengel ins Gesicht; d. h. mit ihnen ist nicht gut zu verkehren; denn jene machen diese gern zur Zielscheibe ihres Übermuts oder lassen gar ihre üble Laune an ihnen aus. — Tunnicius (a. 1514), Nr. 946: „Mit heren ist quât kersen eten"; mit der lat. Übersetzung: „Difficile est multum cerasis cum principe vesci." — Namenlose Sammlung (a. 1532), Nr. 656: „Iß nit mit Herren kirschen." Nr. 657: „Bruntz nit gegen die Sonnen"; mit der Erklärung: „Leg dich an keynen gewaltigen." In der großen Sammlung stellt Franck die Scheu vor der Sonne und vor dem Kirschenessen mit großen Herren zusammen. I, 3ª: „contra solem ne loquitor. Red nicht wider die Sonne. Es ist gut großer herrn müssig gehn, aber boeß mit jn kirßen zu essen, sie werffen einem die stil am kopf." — „Mandere cum dominis non suadeo cerasa servos." Neander, S. 291. — Luther in seiner Verdeutschung etlicher Fabeln aus „Esop" bringt in der sechsten Fabel („Es gesellten sich ein Rind, eine Ziege und ein Schaf zum Löwen und zogen miteinander auf die Jagd", u. s. w.) dies Sprichwort als Moral: „Es ist mit Herren nicht gut Kirschen essen, sie werfen einem mit den Stielen." — Bürger hat ebenfalls:

Mit Urian und großen Herrn
Eß' ich wohl keine Kirschen gern;
Sie werfen einem, wie man spricht,
Die Stiel' und Stein' ins Angesicht.

---

[1] Mark = Münzgewicht von $2/3$ röm. Pfund (= 16 Lot), wurde mit einem Kontrolzeichen, einer Marke versehen; daher der im 11. Jahrhundert aufgekommene Name.

Zu vergl.: Ovid. Met. 2, 847, 848: „Non bene conveniunt, nec in una sede morantur Majestas et amor.“ — Phaedr. 1, 5, 1: „Nunquam est fidelis cum potente societas.“

572. **Klein beigeben.**

Von jemand, der früher prätentiös war, der aber mit seinen Forderungen nicht durchdringt und sich fügen muß. Hergenommen von dem Kartenspieler, der zu den hohen Karten des Gegners nur kleine beizugeben vermag.

573. **Etwas nicht klein kriegen können.**

Es gleichsam nicht zerlegen und deshalb nicht genauer kennen lernen, verstehen, begreifen können. Der Ausdruck ist vom Holzhacken entlehnt.

574. **Er ist ein Kleinigkeitskrämer!**

Das Bild ist entlehnt von dem Kleinhändler, dem Krämer, der in seinem Kramladen vielartige Waren feil hält und sie im Kleinen nach Ellen und Pfunden verkauft. Im Gegensatz zu diesen Kleinigkeitskrämern steht der Kaufmann, der Großhändler, der den ehrenvollen Namen Handelsherr, auch Kaufherr führt und der sich nur im Großen mit dem Umsatz seiner Waren beschäftigt. Übertragen bezieht sich der Ausdruck auf jemand, der sich nur mit unbedeutenden Dingen, mit Sachen von geringer Wichtigkeit abgiebt.

575. **In der Klemme sitzen.**

Niederdeutsch: in de knîp sitten, s. v. w. in Angst und Bedrängnis sich befinden, in Not und Verlegenheit sein, sodaß man nicht aus, noch ein weiß. Von den Werkzeugen entlehnt, die man gewöhnlich unruhigen Tieren, z. B. den Pferden auf Lippen, Nasen u. s. w. festklemmt, damit sie still stehen.

576. **Jemand eine Klette anhängen**; s. die Redensart: Jemand etwas am Zeuge flicken!

577. **Einen über die Klinge springen lassen.**

D. h. ihn um einen Kopf kürzer machen, ihn beseitigen. Die Redensart ist eine auslassende; sie lautet vollständig: einen Kopf über die Klinge springen lassen. Noch Luther sagt: „Die ihm den Kopf über eine kalte Klinge hatten hüpfen lassen.“ Die Redensart stammt aus dem Kriegs-

leben; sie setzt einen rauhen, fast grausamen Siegeshumor unserer Vorfahren voraus.

578. **Etwas ist klipp und klar!**

Das ist einer von den vielen technischen, althergebrachten Ausdrücken, die unserer alten Rechtsterminologie angehören. Da dieser allitterierende Ausdruck in sinnlicher Weise den Geldesklang nachzuahmen scheint, so vermuten wir, daß derselbe in Beziehung steht zu einer bei den alten Friesen unter dem Namen „klipschild" bekannten Abgabe, zu deren Erhebung ein eigenes in 12 Fächer abgeteiltes Haus erbaut war. In dem vordersten Fach saß der Erheber, in dem hintersten stand ein ehernes Becken, worin jeder Friese einen Pfennig werfen mußte, so schwer, daß jener ihn beim Niederfalle klingen hören mußte; vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 77. Diese Bestimmung, daß das gezahlte Geld aufklingen mußte, findet sich häufig in alten Gesetzen. Belege bei Grimm, a. a. O., S. 77 u. 386. — „Tum eis persolvitur grossetum argenteum bene sonans, quod in eum finem super mensam ita projicitur, ut ejus sonus a circumstantibus audiatur." Muratori, Antiq. It. 3, 188.

579. **Knall und Fall**, s. Nr. 269.

580. **Eine Sache über das Knie brechen.**

S. v. w. sie kurz, ungehörig, obenhin abmachen. — Wird ein Stab oder dergleichen übers Knie gebrochen, so geht das Zerbrechen zwar rasch vor sich, aber der Bruch wird leicht ungenau, weil eine exakte Teilung bei dieser Art des Zerbrechens nicht stattfinden kann. Ebenso geht es auch mit einem Werke, das schnell und ohne die gehörige Sorgfalt ausgeführt wird.

581. **Knöpfe haben.**

S. v. w. viel Geld haben. Von der Sitte, daß in vielen Gegenden Deutschlands reiche Bürger und Bauern an ihren Kleidern Silbermünzen statt Knöpfe trugen.

582. **Der Knüttel ist an den Hund gebunden**, s. Nr. 523.

583. **Aufgewärmter Kohl!**

Von allzu häufiger Wiederholung. Es ist ein sehr altes Wort und schon sprichwörtlich bei Juvenal, Sat. 7, 154: „crambe repetita occidit." — Ital.: cavolo riscaldato non

fu mai buono (gewärmter Kohl schmeckt niemals wohl). In Lilys „Euphues“ (1580): I set before you „Colewortes twise sodden“.

**584. Feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln.**

Biblischen Ursprungs; Röm. 12, 20: „So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; u. s. w.“ Vgl. Spr. Sal. 25, 22. Die Bedeutung der Redensart ist nach Büchmann: Durch Wohlthaten gegen Unthaten auf dem Gesichte Röte der Beschämung hervorrufen. — Ihren Entstehungsgrund scheint die Redensart in einer altertümlichen Sitte zu haben, die wir noch für die ersten Jahrhunderte des Christentums beglaubigt finden. Diejenigen nämlich, welche wegen schwerer Sünden der Kirchenbuße verfallen waren, erschienen am ersten Tage der großen Fasten (Aschermittwoch) im Bußkleid und mit entblößten Füßen vor der Kirchenthüre. Hier wurde ihnen zuerst ihre Strafe verkündet, dann wurden sie eingeführt in die Kirche und knieten mit tief gesenktem Haupt auf dem Boden, worauf ihnen der Bischof gesegnete Asche, das Sinnbild der Buße (in der Redensart steht anstatt Asche hyperbolisch glühende Kohlen), auf ihre Häupter streute und sprach: „Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris; age poenitentiam, ut habeas vitam aeternam“, — „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und Staub wieder wirst werden; thue Buße, daß du das ewige Leben habest.“ Jetzt folgte der Segen, worauf der Bischof die Büßenden aus der Kirche wies mit den Worten: „Eurer Sünden und Verbrechen wegen werdet ihr heute aus dem Gotteshause getrieben, wie Adam wegen Übertretung des göttlichen Gebots, bezw. Nichtachtung des göttlichen Verbots, aus dem Paradiese ist vertrieben worden.“ Im J. 1097 verordnete die Synode zu Benevent: „Omnes, tam clerici quam laici, tam viri quam mulieres, die illo cinerem super caput accipiant.“ Auch Seb. Franck, „Weltbuch“ (Tübingen 1534), kennt diese Sitte: „Den nechsten tag darnach (d. i. nach dem Dienstag) zu eingang derselben (nämlich der Fasten) laufft das volck zu kirchen, da strewet der Pfaff eim yeden vmb ein pfenning ein wenig äschen auff den kopff.“ Und in Brants „Narrenschiff“, Kap. 110[b] („Von fasnacht narren“), V. 60 fg. heißt es:

Wenig sich zů den åschen nahen
Das sie mit andacht die entpfahen
Fórchten die åsch die werd sie bissen (!).

Die Redensart: „feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln“ bedeutet demnach ursprünglich: einem eine höchst empfindliche Strafe auferlegen; ebendieselbe Strafe wird aber auch nach christlicher Auffassung dem Feinde zuteil, wenn man ihm Böses mit Gutem, Übelthaten mit Wohlthaten vergilt. Das ist der Sinn unserer Redensart.

585. **Wie auf glühenden Kohlen sitzen.**

D. h. sehr große Unruhe äußern. Dieser Ausdruck, der zur Bezeichnung einer höchst peinlichen Situation dient, ist von den Torturen entlehnt, bei denen die Martern des Feuers angewendet wurden. Luther: „Wenn ihr auf feurigen Kohlen ginget, so soll's euch dünken, als ginget ihr auf Rosen.“

586. **Nichts als glühende Kohlen und Mühlensteine liegen lassen.**

S. v. w. ein Erzdieb sein. Hyperbolische Redensart.

587. **Köhlerglaube** (ist der beste).

D. i. der blinde Glaube, der der eigenen Überzeugung entbehrt. — Man erzählt, daß der Teufel in Bischofstracht einen Köhler gefragt habe, was er glaube? Der Köhler soll geantwortet haben: „Was die Kirche glaubt!“ Um ihn zu prüfen, habe der Bischof (alias Teufel) weiter gefragt, was denn die christliche Kirche glaube? Die Antwort des Köhlers soll gewesen sein: „Das, was ich glaube!“ Auf die wiederholte Frage des Bischofs: „Was glaubst du denn?“ — die frühere Antwort: „Was die Kirche glaubt!“ Aus diesem Zirkel kam der Köhler nicht heraus. — Namenlose Sammlung (a. 1532), Nr. 148 u. 149: „Ich wil glauben wie der Koeler glaubt. — Schlecht vnd gerecht.“ Mit der Erklärung: „Des Koelers glaub ist, das Jesus Christus für vns hat genug gethan, vnd wir habens nie verdienet, wir seind auß gnad selig worden, on zuthun vnser werck.“ Ebenso bei Agricola Nr. 234. Latendorf bemerkt in seinem Agricola, S. 152: „In dem Sinne, wie man heute den Köhlerglauben der wissenschaftlichen Erkenntnis

gegenüber stellt, kennt Agricola dieses Sprichwort nicht; ihm bezeichnet der Ausdruck Köhlerglaube nur die einfache kindliche Frömmigkeit, namentlich im Gegensatz zu mönchischer Selbstüberhebung. Den blinden Autoritätsglauben bekämpft Agricola nicht minder ernst, als es unsere Zeit nur immer thun mag." — Der sogenannte Köhlerglaube ist z. B. den Kindern eigen, denen der Ausspruch der Eltern und Lehrer zureichender Grund des Glaubens ist. Ebenso verhält es sich mit Erwachsenen im Zustand der Unkultur; selbst die Pythagoräer glaubten aus keinem andern Grunde, als weil, wie sie sich ausdrückten, „Pythagoras es gesagt hat".

588. **Koloß mit thönernen Füßen**, s. Nr. 346.

589. **Den Kopf hoch tragen.**

D. i. stolz sein. Vom Pferde entlehnte Redensart. — Namenlose Sammlung (a. 1532), Nr. 395: „Keyn stoltzer thier vff erden, denn ein pferd vnd ein weib." Mit der Erklärung: „Ein pferd kan hoefflich brangen, vnnd weyß nicht vor stoltze wie es geen soll, oder den kopff tragen, also auch ein weib." Dasselbe bei Agricola Nr. 684. — Zu vgl. das lat.: caput extollere. Cic. pro Plancio 13, 33; exserere caput. Ovid. fast. 1, 300; caput efferre. Virg. ecl. 1, 25.

590. **Die Köpfe zusammenstecken.**

S. v. w. vertraulich thun, ist eine dem Stallleben der Pferde entlehnte Redensart.

591. **Einem den Kopf waschen**; s. die Redensart: Jemand mit scharfer Lauge waschen!

592. **Den Kopf oben behalten.**

S. v. w. den Mut nicht sinken lassen.[1] Das Redebild ist vom Schwimmunterricht entlehnt. „Oben" = über Wasser. — In Mecklenburg sagt man ähnlich: sich nich öwerdümpeln laten.

---

[1] „Kopf" bezeichnet in dieser Redensart ebenso wie sonst „Herz" (s. d.), s. v. w. Mut, Geistesgegenwart. Wie das Herz in der Regel als Mittelpunkt der Gefühlsthätigkeit gilt, ist der Kopf recht eigentlich der Sitz des Verstandesvermögens. Der Kopf enthält das Gehirn und die höhern Sinnesorgane, ist somit der Träger der intellektuellen Eigenschaften des Menschen. Die Ägyp-

**593. Eine Rotte Korah!**

Nach 4 Mos. 16. — Eine Rotte ist eine Verbindung böser Menschen, deren Absicht es ist, etwas Böses durchzuführen, das einer allein nicht ausführen kann. Das Böse, das Korah und seine Rotte wollen, ist Empörung gegen die Obrigkeit. Vgl. Moses-Korah; Cicero-Catilina.

**594. Einen Korb bekommen.**

S. v. w. ein Heiratsantrag wird ausgeschlagen. — Die Redensart lehnt sich an die alte Sitte, daß die Geliebte dem in Ungnade gefallenen oder ihr überhaupt nicht genehmen Freier aus ihrem Fenster einen Korb mit so schwachem Boden herabließ, daß er, wenn er in demselben hinaufgezogen werden sollte, unbedingt durchfallen mußte. Vgl. z. B. das Abenteuer des Vergilius (von der Hagens „Gesamtabenteuer", II, 518 fg. und III, Vorrede CXXXIX fg.), den eine Frau verräterischerweise dem öffentlichen Spotte preisgab, als er, um sie zu besuchen, sich in einen Korb gesetzt hatte, den jene an einem Stricke hinaufziehen sollte, aber nur bis zur Hälfte der Wand hinaufzog. — Auch Murner, in der „Geuchmatt", erzählt dieses Abenteuer: „Virgilius bůlt ein schöne magt Die hat jn vff ein nacht vertagt Vnd jm ein solchen bescheidt gesagt Er solt zů einem fenster gon Da wolt sy ein Korb aber lon Daryn solt er sich setzen schon Er thet das selb on allen argwon Als sy in halber vff hyn zoh Das lüstig wyb von dannen floh Vnd ließ in hangen an der wend Das er offlich da wardt geschendt Vnd yderman das selber seyt Das er do hing vmb wybs bescheid." — Im 17. und 18. Jahrhundert findet sich die Sitte nur noch mit der Abschwächung, daß das Mädchen dem unbequemen Werber als abweisende Antwort einen bodenlosen Korb ins Haus schickte. Anklänge an das wirkliche Korbgeben finden sich noch hier und da in Deutschland, ja selbst in außerdeutschen Ländern. In der Oberpfalz wird noch jetzt dem zurückgewiesenen Teil „ein Korb gesteckt", d. h. aufgesteckt, mit einer Strohfigur darin, und auf

---

ter stellten ihre Sphinx dar als Löwenleib mit dem Menschenkopf und symbolisierten dadurch den Verein höchster leiblicher und höchster geistiger Kraft.

der Eifel muß ein Ungetreuer, der ein Mädchen sitzen läßt, durch einen alten Korb kriechen. — „Amantes amentes“ I, 5 des Gabr. Rollenhagen: „dor den korff stiegen“, d. i. durch den Korb (ohne Boden) steigen und durchfallen, einen Korb bekommen. — Ebenda I, 5: „Hesse gy de kype (d. i. Korb) gekregen“, habt ihr einen Korb bekommen, und III, 4: „de kype geben“. — Der Engländer hat die Metapher des Korbgebens nicht (to give a refusal); dagegen der Amerikaner (to give the mitten).

595. **Etwas auf dem Korne haben.**

S. v. w. seine Aufmerksamkeit darauf richten. Vom Jäger oder Schützen entlehnt, der, wenn er zielt, einen am obern Ende des Laufs angebrachten Stift ins Auge faßt, um auf diese Weise den Gewehrlauf mit dem Zielobjekt in eine Richtung zu bringen. Dieser Stift heißt von seiner Gestalt das „Korn“[1] am Gewehre, wohl auch „Mucke oder Visir“; daher die Varianten:

Einen auf die Muck (aufs Visir) nehmen; auf der Muck (auf dem Visir) haben.

Verallgemeinerter Sinn: jemand scharf ins Auge fassen und einen Schlag gegen ihn vorbereiten. Das Alter dieser Redensart ist nicht schwer zu bestimmen; es ist nur etwas jünger als die Waffe selbst, von welcher die Redensart entlehnt ist; denn die Muck erscheint zuerst auf dem Feuergewehr; die ältern Wurfgeschütze zeigen keine Muck. Zu vgl. das lat.: „chorda tenditur tibi“, man spannt die Sehne auf dich, macht auf dich Jagd, hat dich auf dem Korn. Plaut. Most. 3, 2, 55 sq.

596. **Er ist ein Krauskopf!**[2]

Haare, die von Natur kraus sind, lassen sich nicht leicht

---

[1] Was wir jetzt am Gewehr das „Korn“ nennen, hieß früher das „Absehn“, das sich nur noch in der bildlichen Bedeutung:
sein Absehen auf etwas richten; auch
es auf etwas abgesehen haben
(s. v. w. ein Verlangen darnach haben) erhalten hat; daher das Wort Absicht. Vgl. auch die Redensart: jemand im Kieker haben (von kieken = gucken, sehen).

[2] Es ist zu erinnern, daß dieses Epitheton auch zur Bildung von Familiennamen gedient hat; vgl. Krause, Kraus, niederdtsch. Kruse, latinisiert Crusius; vgl. das röm. Crispus.

glatt und eben machen. Daher kommt es, daß man einen Menschen einen Krauskopf nennt, der sich nicht leicht nach dem Willen eines andern schmiegt und biegt, sondern widerspenstig (widerhaarig) auf seinem Kopf besteht und leicht gereizt und aufgebracht wird, wenn man ihn zu etwas anderm bestimmen will. Das Sprichwort sagt:

Krauses Haar, krauser Sinn!

597. **Wie Kraut und Rüben durcheinander**, s. Nr. 228.

598. **Krethi und Plethi!**

D. i. gleich und gleich, das nach dem Sprichwort sich gern gesellt. Der Ausdruck ist hebräischen Ursprungs und dient zur Bezeichnung einer sehr gemischten Gesellschaft. Die Krethi und Plethi bildeten die Leibwache Davids unter ihrem Hauptmann Benaja. Nach der hebräischen Bedeutung des Ausdruckes waren sie zugleich Scharfrichter, die ein zudiktiertes Todesurteil sogleich zu vollstrecken hatten, wie auch Läufer und Eilboten. Vgl. 2 Sam. 8, 18; desgl. Kap. 15, 18; 1 Kön. 1, 38 u. 44; 2, 25, 34; 2 Chron. 30, 6.

599. **Sein Kreuz tragen.**

S. v. w. sein Unglück ertragen. Von der Sitte, daß der zum Kreuzestod Verurteilte das aus einem Längs- und einem Querbalken bestehende Kreuz selbst zur Richtstätte tragen mußte. Vgl. Joh. 19, 17 („Und er trug sein Kreuz"); ferner Matth. 10, 38 („Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt u. s. w."); ebenso Kap. 16, 24; Mark. 8, 34; 10, 21; Luk. 9, 23; 14, 27. — Von eigentümlicher Art ist die Symbolik des Kreuzes. Zu einer Art Martertod verwendet, war dasselbe ursprünglich das Zeichen der Qual, des Leidens und Sterbens; dann, als der Erlöser am Kreuz verstarb, wurde es ein Zeichen der Erlösung, der Unsterblichkeit selbst, und als solches wurde es ein Symbol der Hoffnung. Als Symbol der Hoffnung auf die Unsterblichkeit wird es für Grabdenkmäler verwendet, und so wiederum den Toten geweiht, ein Symbol des Todes selbst.

600. **Zu Kreuze kriechen.**

S. v. w. sich demütigen; pater, peccavi! sagen. Die Redensart bezieht sich wahrscheinlich auf eine entsprechende

Kirchenstrafe, die dem büßenden, abgefallenen Sohn der Kirche von seinem Beichtvater auferlegt wurde. Bekanntlich waren die geistlichen Bußbestimmungen ebenso mannigfach und mit feinster Berücksichtigung der verschiedensten Umstände angelegt, wie die Strafgesetze. Daher gab es schon früh Hilfsbücher für die Bußzumessungen, für welche die Bezeichnung libri poenitentiales gebräuchlich wurde. Vgl. Hildenbrant, „Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher" (Würzburg 1851).

### 601. Sich vor jemand bekreuzen.

Das Kreuz spielt wegen seiner tiefen religiösen Bedeutung eine große Rolle im Volksaberglauben. Man glaubte, daß der Teufel und alle mit ihm im Bündnis stehenden bösen Geister das Kreuz scheuten.[1] Wegen dieser magischen Wirkung suchte man sich vor allem Bösen zu schützen, indem man das Zeichen des Kreuzes (lat. signum crucis, daher Segen) machte (signare, daher segnen).[2] Dieser Glaube war im Mittelalter so ausgedehnt, daß unter anderm Richard von Schönthal durch Bekreuzen das Zahnweh und

---

[1] Goethe schreibt im „Faust", I, 946:

Bist du, Geselle,
Ein Flüchtling der Hölle?
So sieh dieses Zeichen,
Dem sie sich beugen,
Die schwarzen Scharen!

[2] Das Schlagen des Kreuzes mit den Fingern in der Luft war schon zu Tertullians Zeiten (im 2. und 3. Jahrhundert) üblich und kam vor bei wichtigen gottesdienstlichen Handlungen, wie der Taufe, der Konfirmation, dem Abendmahl u. s. w. Konstantin der Große ließ zum Andenken an das ihm vor dem Siege über Maxentius am Himmel erschienene Kreuz nicht nur an öffentlichen Orten Kreuze aufstellen, sondern nahm dies Zeichen auch in seine Kriegsfahne auf. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts wurden die Kirchen, und besonders die Altäre derselben, mit Kreuzen geschmückt, desgleichen die Gräber und die Ornate der vornehmen Geistlichen. Die Sitte im 5. Jahrhundert, unter dem Kreuze ein Lamm darzustellen, aus dessen Brust Blut floß, verbot das sechste Konzil zu Konstantinopel (680) und verordnete anstatt dessen die Abbildung eines am Kreuze hängenden menschlichen Körpers.

die Flöhe vertrieb; durch das nämliche Mittel bewirkte er auch, daß er sich beim Rasieren nicht schnitt. Und von dem Erfolge dieses Verfahrens war er so völlig überzeugt, daß er dasselbe namentlich in Bezug auf die Flöhe angelegentlich auch andern empfahl: „signate et vos, cum mordemini — et huius rei capietis experimentum.“

602. **Krokodilsthränen weinen.**

D. i. erheuchelte Thränen vergießen; durch Heuchelei jemand gewinnen. Nach der Sage, daß das Krokodil, um sein Opfer herbeizulocken, die Stimme eines weinenden Kindes nachahme. Wahrscheinlich stammt diese Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge, wo derartige Wundererzählungen durch Kreuzfahrer und die im Orient handeltreibenden Kaufleute vielfach verbreitet wurden. Bei Rollenhagen, „Froschmeuseler“, 159: „Wie der Krokodil weint, wenn er Einen zu fressen meint.“

603. **In des Teufels Küche kommen.**

D. i. schlimm behandelt werden. Nach der abergläubischen Vorstellung des Mittelalters hatte der Teufel eine Küche, in welcher die Hexen und Zauberer ihr Unwesen trieben. Diese Küche, welche allgemein in großem Verrufe stand, führte deshalb im Volksmund den Namen „Hexenküche“, auch „schwarze Küche“. „Faust“, I, 686 heißt es z. B.:

> Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
> — — — — — — — — — — —
> Der, in Gesellschaft von Adepten[1],
> Sich in die *schwarze Küche* schloß,
> Und, nach unendlichen Rezepten,
> Das Widrige zusammengoß.

Hauptsächlich aber war es die Hexenküche, welche sich die Phantasie am schrecklichsten ausmalte. Man dachte sie mit allen möglichen Schmieralien versehen, mit Haaren, Rippen, Zähnen, Augen von Toten, Bestandteilen von Unken, Molchen u. dgl. Die berühmteste Schilderung einer solchen Hexenküche findet sich im IV. Akte von Shakespeares „Mac-

---

[1] Vgl. die Redensart: „den Stein der Weisen suchen!“

beth". In dieser Hexenküche (d. i. Teufels Küche) herrschen nach mittelalterlicher Vorstellung die weiblichen Genossen des Teufels, die dämonischen Hexen, die ihrer scheußlichen Attribute und ihrer Furchtbarkeit wegen besonders gefürchtet waren. In Goethes Hexenküche z. B. spritzt die Hexe Flammen nach Faust und Mephistopheles und ruft:

Die Feuerpein euch ins Gebein![1]

604. **Das weiß der Kuckuck!**

In der deutschen Mythologie wird gewissen Tieren, namentlich Vögeln, wie dem Kuckuck, dem Raben, Hahn u. a. die Gabe der Prophezeiung zugeschrieben. Tacitus, „Germania", Kap. 10, berichtet, daß die Germanen aus Vogelstimmen weissagten. Vornehmlich galt der Kuckuck als prophetischer Vogel, und in dieser Beziehung richtet wohl noch heute manch schönes Backfischlein in sehnsüchtiger Erwartung an ihn die Frage: „Wie lange, o Kuckuck, werd' ich noch ledig sein?"[2] Während der Kuckuck nämlich ursprünglich nur den

---

[1] Wir merken hier an, daß Hexen-, resp. Teufelsküchen vielfach lokalisiert vorkommen. So befindet sich in der Nähe von Hannover, zwischen Lauenstein und Koppenberge eine Gegend, die seit uralter Zeit „des Teufels Küche" heißt. Sie ist voll jäher Felsen und kann nicht ohne Gefahr besucht werden. Auch anderswo giebt es solche Teufelsküchen. Ebenso nennt man an einigen Orten die Hünengräber Teufelsbetten, die sogenannten erratischen Blöcke Teufelsberge, Teufelssteine, Teufelskanzeln. Es ist begreiflich, wie diese mit dem Teufel in Verbindung gekommen. Man vermochte sich die Erscheinung nicht zu erklären, daß jene mächtigen Felsblöcke, welche in der Eiszeit von den Gletschern der Alpen in das Land hinaus oder von den Polargegenden her auf dem Inlandeis nach entfernten Gebieten getragen wurden, sich jetzt so weit von ihrer ursprünglichen Heimat befinden. An sie knüpften sich Sagen, nach welchen sie der Teufel (früher die Riesen) an ihren nunmehrigen Fundort geworfen habe. Vgl. Baer, „Der vorgeschichtliche Mensch".

[2] In Nordschottland heißt es: Wer im Frühjahre zum ersten Male den Kuckuck rufen hört und sich auf der linken Ferse dreimal dem Laufe der Sonne entgegen umkehrt, findet in dem so gebildeten Grübchen ein Haar von der Farbe des Haares der zukünftigen (männlichen oder weiblichen) Ehehälfte. Bodin in der Zeitschrift „Natur", 1886, S. 8. Dies erinnert uns an den von Woeste aus der Mark mitgeteilten Glauben: Wenn man die erste

Frühling prophezeite, zeigt ihn letzteres schon als Frühlingsboten in Anwendung auf das Leben. Bekannt ist auch, daß der Ruf des Kuckucks die Zahl der noch folgenden Lebensjahre anzeigt, ebenso bekannt das Zählen des Geldes in der Tasche nach dem Rufe. Vgl.:

Kuckuck über dem Stock!
Wann krieg' ich meinen Brautrock? — —

Kuckuck über dem Hügel!
Wann krieg' ich meinen Sterbekittel? — —

Niederdeutsches Sprichwort: Wer den Kuckuck taun 1. mal raupen hürt, un häd hei geld in dei tasch, dann häd hei't dat ganze johr.

Weil aber der Kuckuck seine Eier zum Ausbrüten in fremde Nester legt, bekam sein Name auch einen übeln Ruf, sodaß bei den Römern der untreue Gatte cuculus hieß; cf. Plaut. Asin. 5, 2, 73; id. Pseud. 1, 1, 94; id. Trin. 2, 1, 18 u. ö. Umgekehrt hat im Englischen (cuckold) und Französischen (cocu) der von der Gattin Betrogene diesen Spottnamen. In Deutschland wurde „Gauch" (Kuckuck), besonders noch durch den Einfluß des Christentums diskreditiert, zum Schimpfwort, und daher gilt des Vogels Name auch als Synonym des Bösen, des Teufels, was die bekannten sprichwörtlichen Redensarten beweisen:

Geh zum Kuckuck! Hol' ihn der Kuckuck!
Des Kuckucks sein! Jemand zum Kuckuck jagen!
Das ist zum Kuckuck! Ei der Kuckuck!

Schiller, „Kabale und Liebe", 2, 4, sagt: „Wem der Teufel ein Ei in die Wirtschaft gelegt hat, dem wird eine hübsche Tochter geboren."

605. **Den Kuhfuß tragen.**

S. v. w. Soldat sein. Der Ausdruck „Kuhfuß" ist ein Soldatenwitz und bezeichnet das Gewehr. Scheube, „Aus

---

Schwalbe erblickt, soll man unter dem Fuße zusehen, ob da ein Haar liegt; findet sich eins, so ist es von der Farbe der Haare, welche die zukünftige Frau trägt.

den Tagen unserer Großväter", Berl. 1873, sagt in dem Kapitel „Unter der Fahne", S. 254: „Zu allen diesen Mißständen denke man sich noch eine höchst mangelhafte Bewaffnung, die lediglich auf einen blendenden Augenschein, nicht auf den Zweck der Sache abzielt. Die Gewehre des Fußvolkes haben eine gerade Schaftung und einen kleinen Kolben, damit sie sich um so besser senkrecht tragen lassen; man hat ihnen darum den noch heute nicht vergessenen Spottnamen «Kuhfüße» beigelegt."

606. **Jemand einen „Kuhschluck" vorkommen.**

D. i. in der Studentensprache ein tüchtiger Schluck. Man vgl. folgende Belege: „Aber als Strosagurgel den kůsuf thať." Fischart, „Gargantua", 465. „Wer sich gern fült, der ist eyn ků." Brant, „Narrenschiff", 110ᵃ, 118. „Wer stǎdts sich fullet wie eyn ků Vnd will eym yeden drincken zů." Ebenda 16, 53. 54. „Ist das dein grosse frewd das du Dich füllest wie ein Treberkuh Den Wein vnmessig in dich schüttest." H. Sachs IV, 127. — Über die Sitte des Vor- und Nachtrinkens, die jetzt nur in studentischen Kreisen noch üblich ist, muß bemerkt werden, daß sie früher, im 15. und 16. Jahrhundert, ganz allgemein verbreitet war, obschon Moralisten und Obrigkeiten sehr dagegen eiferten. Brant, „Narrenschiff", 110ᵃ, 110 fg.: „Vnd bringent eym eyn früntlich drunck Do mit der becher macht glunck glunck, Vnd meynen do mit andere eren Das sie den becher vor vmb keren, Ich darff der selben hoffzucht nit, Das man mir vor das glaß vmb schüt Oder man mich zů drincken bitt Ich drinck mir selbs, keym andern zů, Wer sich gern fült, der ist eyn ků u. s. f." — Ebenso verbietet die Straßburger Ordnung vom J. 1529 ihren Bürgern, Einwohnern u. s. w. das Zutrinken „bey ainer peen 30 schilling". Weitere Belege bei Zarncke zu Brants „Narrenschiff", 16, 54. — Die gewöhnlichsten Formeln beim Vor- und Nachtrinken waren: „Ich bring dir eins, ich kützel dich, Das gebürt dir." Brant, „Narrenschiff", 16, 68, 69. Ferner: „Ich streich dich, ich weich nit; ich stich dich, ich wehr mich; ich schmertz dich, ich stertz dich." Fischart, „Gargantua", 162.

**607. Kümmelblättchen spielen.**

D. i. ein betrügerisches Kartenspiel, darin bestehend, daß drei Karten so geschickt durcheinander geworfen werden, daß der Unkundige nicht im Stande ist, eine bestimmte Karte ihrer Lage nach zu bezeichnen. Der Ausdruck „Kümmelblättchen" ist volksetymologisch entstellt aus „Gimelblättchen". Bekanntlich enthält die Gaunersprache viele hebräische Wörter, so auch in dem Ausdruck „Gimelblättchen" den dritten Buchstaben des hebräischen Alphabets, Gimel, zur Umschreibung der Zahl „drei".

**608. Kümmel spalten; — ein Kümmelspalter!**

Von einem Sparer, Knicker. Schon Plutarch sagt es im Symposion von einem Menschen, der ein Kümmelkorn spaltet, um die Hälfte sparen zu können. Und Arist. (Wesp. 1397) hat sogar: „Kümmelkressespaltend". Ähnliche Ausdrücke sind: Haarspalter, Wortklauber, jedoch mit der Bedeutung übertriebener Genauigkeit.

**609. Mit jemand den Kunzen spielen.**

D. h. ihn zum Narren haben, ihn hänseln. — Kunz ist die abgekürzte Form (Koseform) von Konrad, wie Heinz die von Heinrich und Hans die von Johannes. „Heinz und Kunz" und „Hans und Kunz" finden sich oft formelhaft miteinander verknüpft zur Bezeichnung der großen Masse. Es sind Bauernnamen, namentlich Kunz, wie sich z. B. die aufständischen würtembergischen Bauern im J. 1514 selbst den Namen der „arme Konz" (Konrad) beilegten. Von denen, die sich viel gefallen lassen und von andern gemißbraucht werden, entstand dann die Redensart: mit jemand den Kunzen spielen, wie denn der Name Kunz auch als Name von historischen Narren (Kunz von Rosen, Hofnarr Maximilians I.) erscheint.

**610. Kurze Funfzehn machen.**

S. v. w. eine Sache abkürzen, sie schnell zu Ende bringen, indem man sich bei Einzelheiten und Kleinigkeiten nicht aufhält, vielmehr kräftig und entschieden durchgreift. Der Ausdruck wird mit dem Bauwesen, insbesondere mit dem Brückenbau in Zusammenhang gebracht. Sollen nämlich

Pfähle eingerammt werden, so geschieht es mit Hülfe des schweren Rammklotzes, der von 16—20 Mann gezogen wird. Dieses Gewicht fällt auf den einzutreibenden Pfahl, und der Aufseher der Arbeit zählt von 1—15. Beim 15. Schlag oder bei dem Kommando 15 tritt ein Ruhepunkt ein. Ist nun die genannte Arbeit schwer, so wird auch vor dem 15. Stoß eine solche Ruhepause gewährt, und es entsteht dann folgende Zählung:

1, 2, 3, 15; d. h. also kurze 15; — oder. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 15 oder lange 15.

Diese Art der Zählung soll noch heute bei der genannten Arbeit im Gebrauche sein (Preime-Cassel).

611. **Kurz angebunden sein.**

Das Bild ist vom Kettenhund, den man um so kürzer anzubinden pflegt, je böser er ist. Im übertragenen Sinne zunächst von einem Jähzornigen; dann überhaupt von jemand, der wenig Worte macht, der seinen Entschluß auf der Stelle faßt und dabei höchst ungnädig ist.

612. **Einen kurz halten.**

S. v. w. ihn einschränken. Von Pferden entlehnt, die man straff im Zügel hält.

613. **Zu kurz kommen.**

D. i. Nachteil leiden. Vom Nichterreichen des Zieles entlehnt.

614. **Den kürzeren ziehen.**

Eine elliptische Redensart, vollständig: sich (beim Losen) den kürzern Halm ziehen. Sinn: am schlechtesten davonkommen. Das Los wird entweder geworfen (mittels Steinchen, Würfel u. s. f.) oder gezogen (mittels Stäbchen, Streifen u. s. w.). Wer den kürzern zieht, dem fällt beim Ausspielen eines Gegenstandes der geringste Anteil zu.

Das Los als Mittel zu erforschen, was einem von mehrern Berechtigten zukam, ist sehr alt. Es findet sich bei den Hebräern, z. B. 4 Mos. 26, 55 u. s. w.; Jos. 14, 2 u. s. w.; 21, 4; Ps. 22, 19; vgl. 3 Mos. 16, 8; Esth. 3, 7; Spr. Sal. 18, 18; Richter 20, 10; Apostelg. 1, 26; bei den Griechen zur Bestimmung, wer etwas ausführen sollte; bei

den Römern, wenn Ämter, Provinzen u. s. w. verteilt wurden; auch bei den alten Deutschen ist der Gebrauch des Loses ziemlich allgemein gewesen. Über die Art des Loswerfens bei unsern Vorfahren berichtet Tacitus, „Germ.“, 10: „Man haut einen Zweig von einem Fruchtbaum, zerschneidet ihn in Stäbchen, die man durch gewisse Zeichen unterscheidet, und streut sie nach blindem Zufall über ein weißes Tuch. Darauf betet der Priester des Staats, wenn die Befragung der Lose von Staats wegen, der Hausvater, wenn sie in einer Familienangelegenheit geschieht, zu den Göttern und hebt zum Himmel aufblickend nacheinander drei Stäbchen auf, deren Bedeutung er nach den vorher eingekerbten Zeichen erklärt.“ Im Mittelalter benutzte man häufig mehrere Halme von ungleicher Länge zur Losbestimmung; wer den längern zieht, hat gewonnen, umgekehrt wer den kürzern zieht, hat verloren. Zu vgl.:

Ziehen wir zwei gräselin
Ane allen falschen wank,
Das eine kurz, das ander lang;
Weders ouch immer mag ziehen an,
Das länger soll gewunnen han.
Liedersammlung.

615. **Etwas mit Kußhand annehmen**, s. Nr. 435.

## L.

616. **Sich vor Lachen ausschütten** (d. i. Thränen lachen); **sich buckelig lachen; vor Lachen bersten; sich tot lachen wollen** u. dgl. m.

Sind hyperbolische Ausdrücke, die von den krampfartigen Erscheinungen bei übermäßigem Lachen abgeleitet sind. Lachen ist eine konvulsivische Bewegung der Bauch- und Gesichtsorgane und ein Naturausdruck der Behaglichkeit und Freude, wie sein Gegensatz, das Weinen, ein Naturausdruck der Unbehaglichkeit und des Schmerzes ist. Bei übermäßig starkem Lachen (Lachkrämpfen) schwillt der Hals, laufen die Adern auf, drängt sich das Blut nicht bloß im Kopfe zu einem roten Violett, sondern auch in dem Herzen und in den

Lungenpulsadern, die sich oft schon entzündet haben, zerrissen sind und den Schlagfluß verursacht haben.

617. **Bar Geld lacht!**

Ist ein Sprichwort, das Bezug nimmt auf Handel und Wandel, und zwar bedeutet lachen hier s. v. w. einen heitern, angenehmen Anblick gewähren und darum begehrenswert erscheinen. Denselben metaphorischen Gebrauch von „lachen" finden wir vielfach angewendet, z. B. in Ausdrücken wie: das Glück lächelt ihm (d. h. ist ihm günstig); vgl. Ovid. trist. 1, 5, 27: „vultu ridet Fortuna sereno"; lachende Erben[1] (d. h. solche, die keine Thränen vergießen).[2]

618. **Zahm wie ein Lamm!**

Das Schaf, insbesondere das Lamm, ist Symbol der Geduld und Sanftmut und wird darum liebkosend gebraucht; denn es ist von Charakter mild und folgsam, folgt dem Pfiffe des Schäfers, dem Bellen des Hundes und — dem Leithammel. Joh. 1, 29. 36 wird der Erlöser von Johannes dem Täufer bildlich in Bezug auf Jes. 53, 4 fg. „Agnus Dei", Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt, genannt.

619. **Ländlich, sittlich!**

Ländlich bezeichnet hier nicht das Gegenteil von städtisch und sittlich hier nicht das Gegenteil von unsittlich; sondern beides zusammen bedeutet: dem Gebrauche oder der Sitte des Volkes, des Landes gemäß. In Seb. Francks „Welt-

[1] Bei diesem Ausdruck ist zu erinnern an den üblichen Leichentrunk, das Grabbier (s. die Redensart Blut weinen); ebenso an den altdeutschen Rechtsbrauch, daß der Überlebende sich erst dann in den Besitz der Erbschaft setzen durfte, wenn das Erbmahl vorüber und beim Erbtrunk (altnord. arföl = Erb-Ale) die Minne des Verstorbenen getrunken war — gewiß kein Wunder, wenn dieser Brauch, bei dem der „lachende Erbe" nichts anderes zu thun hatte, als einer religiösen Vorschrift zu genügen, welche mit seinen eigenen Empfindungen übereinstimmte, sich länger als das Heidentum erhalten hat.

[2] Auch vom Morgen und Wonnemond, von blühenden Bäumen und reizenden Landschaften gilt diese Metapher. Sie kommt fast in allen Sprachen vor und ist uralt.

buch, spiegel und bildtnis des ganzen Erdbodens" (Tübingen 1534), steht unter dem Abschnitt „Kleidung Germanie": „der pauren filzhuot und stifel, und alles auf mancherlei weiß, nach landsbrauch, und hat schier ein jede provinz ire eigne sitten, nach dem sprüchwort: ländlich, sittlich". Ebenda (Abschnitt: „baueren") findet sich: „Ir handtierung, sitten, Gotßdienst, bauen ist jedermann bekannt, doch nicht allenthalben gleich, sunder wie an allen orten Ländlich, sittlich." Bebel (a. 1507), Nr. 28, übersetzt es: „Quot regiones, tot mores."

620. **Fluchen wie ein Landsknecht!**

Landsknechte hießen seit Ende des 15. Jahrhunderts bis zum 17. Jahrhundert angeworbene Söldlinge, die wegen ihres Fluchens, Schwörens, Gotteslästerns übel berüchtigt waren. Hören wir die düstere Schilderung, die uns Seb. Franck in seiner „Chronika" von ihnen entwirft: „Es ist durch bank hindurch in alweg und alzeit ein böß unnütz volk, nit weniger dann münch und pfaffen. Ist es im krieg, so ist under tausend kaum einer an seinem sold benüegig, sunder stechen, hawen, gots lestern, huoren, spilen, mörden, brennen, rauben, witwen und weisen machen, ist ir gemein hantwerk und höchste kurzweil. Wer hierin küen und keck ist, der ist der best und ein freier landsknecht ..." Und H. Sachs in einem seiner Schwänke, betitelt „St. Peter mit den lantzknechten", erzählt von neun Landsknechten, die zufällig an die Himmelspforte kommen und Einlaß begehren. Da der Herr ihnen diesen nicht gewähren will, fangen sie an zu fluchen „marter, leiden und sacrament", was St. Peter für geistliche Reden hält und deshalb Fürbitte für sie thut. Schließlich dürfen sie denn auch hinein; aber kaum ist die Rotte im Himmel, als sie die Würfel hervorholen und anfangen zu spielen. Bald entsteht Streit und gar Keilerei unter ihnen, wobei selbst St. Peter, der ihnen wehren will, in Gefahr gerät. Nur mit List vermag man sich der Schelme wieder zu entledigen.

**621. Mit jemand eine Lanze brechen; — für etwas eine Lanze einlegen.**

Sind Redensarten, die vom Turnierwesen des Mittelalters entlehnt sind. — Vor Einführung der Feuerwaffen war die Lanze die Hauptwaffe für Stoß und Stich.

**622. Durch die Lappen (durch die Tücher) gehen.**

Wird von einem Menschen gesagt, der entwischt. Das Bild ist der Jägersprache entlehnt. Da die Jagd von jeher so populär in Deutschland gewesen ist, so hat es nicht fehlen können, daß wir auch von ihr zur Belebung und Versinnlichung unserer Rede- und Ausdrucksweise so viele Metaphern entlehnt haben. Um nämlich auf Treibjagden das Wild zurückzuscheuchen, hängt man überall zwischen den Bäumen bunte Zeuglappen hin. Doch recht häufig kehrt sich der gehetzte Hirsch nicht daran, sondern er geht durch die Lappen und entkommt.

**623. Einem die Larve abreißen (ihn entlarven).**

S. v. w. seine Verstellung offenbaren, ihn kenntlich machen. Die Redensart ist jedenfalls auf die Thatsache zu beziehen, daß Verbrecher ihr Gesicht zu entstellen pflegen, indem sie Larven vornehmen oder ihr Antlitz schwärzen. Vgl. lat.: personam detrahere capiti. Mart. 3, 43, 4; cf. Cic. de or. 2, 46; ferner: alicui pellem detrahere, d. i. jemand seine Fehler aufdecken. Hor. sat. 2, 1, 64.

**624. Bei Tag die Laterne anzünden.**

Die Redensart dient zur Verspottung thörichten Handelns und steht in Beziehung zu den Fastnachtslustbarkeiten. Noch heute werden bei den Karnevalsumzügen am hellen Tage die Laternen angezündet, um mit Fackeln und Laternen die Fastnacht zu suchen. Brant, „Narrenschiff", 28, 1 fg. sagt:

Der ist eyn narr, der macht eyn für
Das er dem sunnen schyn geb stür (d. i. Unterstützung)
Oder wer fackeln zündet an
Vnd will der sunnen glast zů stan (d. i. unterstützen).

Wir erinnern hierbei an die Geschichte von Diogenes, dem Cyniker, der die Menschheit so sehr verachtete, daß man ihn eines Tages, am hellen Mittag, in den Straßen Athens sah, mit einer Laterne in der Hand. Nach der Ursache

dieses sonderbaren Auftretens befragt, antwortete er: „Ich suche einen Menschen"; vgl. hierzu die hyperbolische Redensart bei Schiller in der Kapuzinerpredigt: „Wer bei Soldaten sucht Gottesfurcht und Zucht, wird wenig finden, thät er auch hundert Laternen anzünden."

625. **Er hat nach Laufenburg appelliert.**

S. v. w. er ist entlaufen. Wortspiel mit dem Namen der Stadt Laufenburg am Rhein. Entstanden wohl zum Spott auf das historische Ereignis vom J. 1642: „Die Franzosen haben den Prozeß zu Rottweil verloren und nach Laufenburg appelliert."

Das deutsche Sprichwort personifiziert gern und bedient sich dabei häufig der Anspielung auf gewisse Eigennamen, z. B.: nach Speier appellieren (s. d.); alles dem Kloster Maulbronn vermachen; nach Bethlehem wollen, auch: nach Bettingen gehen (Wortspiel mit Bett und Bettingen, einem Dorfe bei Basel); vom Hause Anhalt sein; er stammt nicht aus Schenkendorf, er stammt aus Greifswald; er gehört zu den Anklammern (die nicht gut los zu werden sind) u. v. a. Man sieht, daß auch der Scherz ein sprachbildendes Prinzip ist.

626. **Sich auf dem Laufenden erhalten.**

Eine Nonsensblüte unter den deutschen Redensarten, welche Bürgerrecht in der deutschen Sprache erlangt zu haben scheint. Aus dem franz.: au courant entstanden; courant = Strömung!

627. **Jemand mit scharfer Lauge waschen.**

S. v. w. ihn scharf tadeln. Die Redensart geht auf das mittelalterliche Badewesen zurück; vgl. Nr. 85. An gewissen Tagen, die durch den Ausrufer bekannt gemacht wurden, begab man sich in die Badestuben, um hier ein künstliches Bad, entweder ein Wasser- oder auch ein Schweiß- oder Dampfbad zu nehmen. Beim Eintritt in die Schwitzstube erhielt der Badende einen Reisigbündel oder Wedel, um sich während des Schwitzens zu peitschen. Er legte oder setzte sich auf eine der terrassenförmigen Bänke; hier wurde er mit Tüchern gerieben, mit den Fingernägeln ge-

kratzt, mit dem Büschel gestrichen und mit lauem Wasser oder mit Lauge übergossen und mit Seife gewaschen, wobei man auf das Waschen und Kämmen des Kopfes Wert legte. Dies Geschäft wurde gewöhnlich von dem Bader besorgt. Vgl. Götzinger, „Reallexikon"; Kriegk, „Deutsches Bürgertum", II, 1; Schulz, „Höfisches Leben", I, 163.

Die Redensarten, vom Bade hergenommen, dienen meist zur Bezeichnung einer harten, quälenden Behandlung, einer schweren Strafe u. dgl., z. B. jemand den Kopf waschen; jemand ein Bad anrichten; ferner das Sprichwort: Auf einen grindigen Kopf gehört scharfe Lauge! Letzteres ist ein Ausdruck ätzenden Spottes oder auch scharfer Behandlung. Ein entsprechendes Sprichwort im Italienischen sagt: Chi lava la testa all' asino, perde il ranno ed il sapone (auf einem Eselskopf sind Lauge und Seife umsonst).

628. **Einem eine Laus in den Pelz setzen.**

S. v. w. jemand in malitiöser Weise einen Spuk in den Kopf setzen. In Seb. Francks „Laster der Trunkenheit" (1531): „Ist nit von wegen dz man leüß an beltz setz" (Latendorf, Franck, S. 311). — Eine euphemistische Umschreibung der Redensart lautet: jemand den Fleiß ohne F in den Pelz setzen! — Vgl. die äquale Redensart: jemand einen Floh ins Ohr setzen. Lessing, „Nathan", 4, 7.

Sich eine Laus in den Pelz setzen, d. i. sich eine beschwerliche Sache auf den Hals laden.

629. **Er hat läuten hören,** weiß aber nicht, wo die Glocken hängen; s. Nr. 388.

630. **Sein Leben in die Schanze schlagen.**

D. i. aufs Spiel setzen; alles einsetzen, um alles zu gewinnen. Das Wort Schanze in obiger Redensart hat nichts mit der Schanze im Kriegsgebrauch zu thun, so nahe dieser Gedanke auch liegen mag. Schanze in obiger Anwendung ist vielmehr das frz. chance (aus lat. cadentia, altfrz. cheance entstanden), welches allmählich germanisiert wurde. Die Grundbedeutung des Wortes ist „Wurf" und zwar beim Würfelspiel, sodaß die bei diesem Spiele geworfenen Augen gemeint sind. Vgl. folgende Stellen: „So

eilff vnd vnglück wurt syn schantz" (d. i. elf wurde für ihn zum unglücklichen Wurf). Brant, „Narrenschiff", 30, 18. „Im ist die schantz mißraten." Val. Holl. 126ᵇ. Aber auch in zeitwörtlicher Form findet sich die eigentliche Bedeutung: schanzen = würfeln. So in dem schon Nr. 620 angezogenen Schwanke von H. Sachs: „St. Peter mit den lantzknechten." Hier heißt es von den letztern, daß sie im Himmel bettelten, und als sie etwas zusammengebracht hatten, „fingen sie zu umbschanzen an", d. h. zu würfeln, woraus endlich Streit und Prügelei entstand.

Neben dieser eigentlichen Bedeutung findet sich aber schon früh die bildliche angewendet. So „Parzival" 150, 20: „sölhe schanze wâgen"; ebenda 747, 17, 18:

er sprach, sol nu hie strît ergên,
dâ muoz glichiu schanze stên.

Hier hat „schanze" geradezu die Bedeutung von Einsatz; ebenso bei Brant, „Narrenschiff", 24, 21, 22:

Wer hohen dingen stellet noch
Der můß die schantz (d. i. Einsatz) ouch wogen hoch.

Noch Opitz übersetzt die Stelle Ps. 22, 19: „Sie teilen meine Kleider unter sich und werfen das Los um mein Gewand" mit den Worten: „Sie dürfen um den Rock die Schanze schlagen."

Daß „Schanz" auch s. v. w. „Spiel" ist, zeigen Ausdrücke wie: pubenschanz = Bubenspiel, schändliches Betragen gegen jemand, und Mummenschanz, d. i. Maskenscherz, Maskerade.

Das Zeitwort: „schanzen" hat jedoch seine eigentliche Bedeutung („würfeln", „Hazard spielen") eingebüßt und in Anlehnung an das andere Wort (mit der Bedeutung Wall, Festungswall) den Sinn von: „mühsame Arbeit verrichten" angenommen. Nur die Redensart: „einem Geld, Vermögen ... zuschanzen", synonym mit dem Ausdruck: „einem etwas in die Hände spielen", läßt sich noch auf den ursprünglichen Sinn zurückführen.

**631. Einem das Lebenslicht ausblasen.**

S. v. w. ihm das Leben rauben. Diese Redensart steht in Beziehung zu dem Volksaberglauben, daß das Leben an

eine Kerze geknüpft sei, eine Vorstellung, die in vielen altgermanischen und skandinavischen Mythen wiederkehrt. So sind es z. B. die Nornen, die an der Wiege des Nornagest sitzen und ihm das Leben nur so lange zusprechen, bis die dort brennende Kerze erlischt. Dieses Orakel hat sich erhalten in dem Kinderspiel: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“ Es wird ein brennender Span oder ein Wachslicht herumgereicht, und derjenige ist spieltot oder pfandpflichtig, in dessen Hand das Licht erlöscht. Ferner lebt jener Glaube fort in der Sitte, daß man in den Stuben der Wöchnerinnen das Licht nicht ausgehen läßt, damit das Leben des Kindes von niemand geschädigt oder von den Elben gar entführt werden könne. Auch die Sitte, den Geburtstagskuchen mit so vielen Lichtlein zu bestecken, als das Kind Lebensjahre hat, erinnert an den Glauben, daß unsere Seele einem Lichte gleiche. Auch der Ritus der katholischen Kirche, am Gründonnerstage alle Lichter im Gotteshause auszulöschen und selbige erst mit der Auferstehungsstunde wieder anzuzünden, mag hierbei Erwähnung finden.

**632. Frisch von der Leber weg sprechen.**

D. i. freimütig, offenherzig reden. Im klassischen Altertum galt nicht das Herz, sondern die Leber als Centralpunkt des Lebens und auch als Sitz der Seele. In der Leber wurde nach der Ansicht der damaligen Jünger Äskulaps das Blut bereitet; sie galt darum auch als das edelste von allen innern Teilen des Organismus. So kam es, daß man bei Opfertieren von den Eingeweiden zuerst die Leber nahm, sie untersuchte, ob sie auch gesund und fleckenlos sei. Aus der großen Menge von Merkmalen, die man bei dieser Opferschau besonders an der Leber fand, weissagten die Haruspices die Zukunft. Hierin erkennen wir den Entstehungsgrund unserer Redensart, deren ursprünglicher Sinn demnach lautet: das, was in der Leber, dem Sitze der Seele, geschrieben steht, offenbaren.

**633. Lehrgeld geben.**

S. v. w. eine Erfahrung teuer erkaufen; durch Schaden klug werden. — Namenlose Sammlung (a. 1532), Nr. 102: „Er muß leregelt geben.“ Mit der Erklärung: „Die alten

haendler, die solcher bubenstuck geuebt sein, leren nitt gern einen newen jhre griff vnd was der rechte kauff sei in aller wahr, vnnd ehe denn ers lernet, so ist er halb verdorben, darnach aber bringt ers herein, vnd leügt vnd betreügt bester mehr, Die alten haendler sprechen, wenn sie einen jungen haendler kriegen, wir haben einen, er muß lehrgeldt geben." — Text und Erklärung ebenso bei Agricola (a. 1529), Nr. 228.

**634. Es ist immer die alte Leier!**

S. v. w. dieselbe bekannte, oft gehörte Sache. Alt bezeichnet hier etwas Alltägliches und darum Verächtliches, Lästiges. Eine Variation dieser Redensart findet sich im „Faust" II, Akt I, 341: „Ein mattgesungen alt Gedicht!" Zu vgl. lat.: cantilenam eandem canere. Ter. Phorm. 3, 2, 10; Cic. Att. 1, 19, 8. „Ut crebro mihi vafer ille Siculus insusurret cantilenam illam suam: Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν." Id. de orat. 1, 23, 105; Brut. ap. Cic. fam. 11, 20, 2.

**635. Er geht nicht auf den Leim!**

D. h. er läßt sich nicht fangen. Hergenommen vom Vogelfang mittels Leimruten, kleinen, dünnen, mit Vogelleim bestrichenen Stäbchen, die nur lose mit dem einen Ende in eine Stange gesteckt werden und herabfallen, sobald sich ein Vogel darauf setzt. Beim Entweichen der Leimrute flattert der Vogel und bleibt mit den Flügeln an der Leimrute kleben. Viele kleine Vögel werden auf diese Weise gefangen. Eben daher der Ausdruck: jemand leimen, ihn betrügen.

**636. Alles über einen Leisten schlagen.**

S. v. w. alles gleich behandeln. Von dem Metier des Schuhmachers entlehnt, der sich bei der Anfertigung der Fußbekleidung weniger nach dem menschlichen Fuße als nach der hölzernen Form richtet, über welcher er arbeitet. — Gleichbedeutende Redensart: alles über einen Kamm scheren.

**637. Schuster, bleib' bei deinem Leisten!**

Diese sprichwörtliche Redensart ist griechischen Ursprungs und schon ein paar tausend Jahre alt. Apelles, der be-

rühmteste unter den griechischen Malern im Zeitalter Alexanders des Großen, stellte einst eines seiner Gemälde öffentlich aus. Ein Schuster fand an der Sandale einer Persönlichkeit etwas zu tadeln; Apelles korrigierte den Fehler. Als aber der Schuster auch noch andere Teile des Gemäldes bemängelte, soll Apelles ihn mit den Worten fortgejagt haben: „Sutor, ne ultra crepidam!“[1] Plin. hist. nat. 35, 10; Val. Max. 8, 12 ext. 3.

638. **Einen am Leitseil haben.**

Ihn nach Gefallen führen. S. Nr. 353 Anm.

639. **Einem die Leviten lesen.**

S. v. w. ihm derb die Wahrheit sagen. Erklärung s. Nr. 548.

640. **Sein Licht unter den Scheffel stellen.**

Von jemand, der allzu bescheiden und blöde ist, der die ihm verliehenen Kräfte nicht zum allgemeinen Besten anwendet. Gegensatz dieser Redensart: sein Licht leuchten lassen, d. i. seine Gaben zur Geltung bringen, mit seinem Pfunde wuchern. — Beide Redensarten sind biblischer Herkunft. Matth. 5, 15 heißt es: „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel; sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen Allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten“ u. s. f. Vgl. Mark. 4, 21.

641. **Jemand hinters Licht führen.**

S. v. w. ihn täuschen, betrügen. Der eigentliche Sinn dieser Redensart scheint zu sein: jemand an einen Ort führen, von dem er etwas nicht sehen kann. Wie ist dieses möglich, wird man fragen, da doch derjenige, welcher hinter dem Lichte ist, das Licht vor sich hat, also sehen kann? — Man vergegenwärtige sich, daß man hinter dem Lichte viel weniger vorwärts über das Licht hinaussehen kann, als wenn dasselbe hinter uns aufgestellt ist, oder in der Richtung von unserm Rücken her einfällt.

---

[1] Trotzdem giebt es viele berühmte Schuster, die wohlgethan hätten, nicht bei ihrem Leisten geblieben zu sein!

**642. Einen vor Liebe fressen**, s. Nr. 327.

**643. Ich kann ein Lied davon singen!**

D. h. ich kann davon aus eigener schlimmer Erfahrung mitsprechen. — Agricola Nr. 378: „Ich wollt einem wol ein liedlin daruon singen.“ Mit der Erklärung: „Ein liedlin singt man von einer that vnd geschichte, das ruchbar vnd gewiß ist, vnd wer ein ding weyß, vnd betracht es wol, der kan vil daruon singen vnd sagen, daß, ich wolt wol ein liedlin daruon singen, alſo vil sey, als, ich weiß warheyt darumb.“ Agricola giebt folgendes Beispiel: „— wenn man sagt, An anderer leutte kindern ist das brodt verloren, antwort ich, Ja lieben herren, ich wolt einem wol ein liedlin daruon singen. Ich hab etliche vil weysichen erzogen, aber den dank vnd lohn, den ich dafur entpfangen hab, ist gering, ja ein muck fueret yhn auff dem schwantze hynweg.“

**644. Die Weisheit mit Löffeln gegessen haben.**

Von jemand, der den Schein hat, als wäre er sehr weise. Ironischer Ausdruck, der die Superklugheit verspottet. Man weiß dabei recht wohl, daß Weisheit und Kenntnisse nicht auf so unnatürliche Weise erworben, nicht wie Medikamente eßlöffelweise eingeimpft werden können, daß sie vielmehr entwickelt werden müssen. „Nur aus den herrlichen Mutterbrüsten der Natur saugen wir Weisheit und Kraft. Sie entwickelt sich mit jedem Jahre reicher, kräftiger und schöner; und die Menschen werden mit jedem Tage dümmer, schwächer und schlechter, sobald sie sich von ihr entfernen.“

**645. Jemand über den Löffel barbieren.**

S. v. w. ihn betrügen. Die Redensart verdankt ihre Entstehung einer Procedur, die früher vielfach beim Rasieren alter Leute vorgenommen wurde. Wenn diesen nämlich die Zähne fehlten, so pflegten die Barbiere sich die Arbeit zu erleichtern, indem sie einen zinnernen Löffel zu Hülfe nahmen und selbigen ihren Kunden in den Mund steckten, damit sich die zu rasierende Backe wölbte. Der üble Sinn, der mit dem Worte „barbieren“ verknüpft ist, hängt mit den häufigen Mißhandlungen zusammen, welche bei solchen Prozeduren vorkamen. Übrigens hat schon das lat. attondere,

eigentlich anscheren, beschneiden, den figürlichen Sinn unseres „Barbierens"; vgl. Plaut. Capt. 2, 2, 16 sq.; id. Bacch. 5, 2, 7; id. Epid. 2, 3, 5.

**646. Jemand hinter die Löffel schlagen.**

S. v. w. ihn ohrfeigen. In der Weidmannssprache bezeichnet Löffel die Ohren des Hasen und wilden Kaninchens. Schon mittelhochdeutsch heißt es: leffel, er meint des hasen ôren.

**647. Jemand an die Longe nehmen**, s. Nr. 353 Anm.

**648. Lorbeeren ernten.**

Der Lorbeer ist als stets grünender Baum Symbol des Ruhmes und war dem Apollo heilig.[1] Bei den Römern erschien deshalb der Triumphator, bei seinem Einzuge durch die porta triumphalis bis auf das Kapitol, auf einem vergoldeten, mit vier weißen Rossen bespannten Wagen, und zwar in dem Gewande des Jupiter, mit dem Lorbeer bekränzt. Ein öffentlicher Sklave stand hinter ihm auf dem Wagen, die corona triumphalis aus Lorbeer, unter den spätern Kaisern aus Gold (Plin. 22, 3, 4), über seinem Haupte haltend und ihm zurufend, daß er sich seines Glückes nicht überheben möge. Desgleichen war jeder Soldat mit Lorbeer geschmückt. Vgl. auch den Ausspruch des Themistokles, den dieser nach der Schlacht bei Marathon zu seinen Freunden gethan haben soll: „Die Lorbeeren des Miltiades lassen mich nicht schlafen!"

Die Sitte, die Dichter mit Lorbeeren zu schmücken, verpflanzte sich von den griechischen Festspielen zu den Römern, denen die deutschen Kaiser seit dem 12. Jahrhundert nachahmten. Gewöhnlich aber wurde diese Auszeichnung nur für dichterische Leistungen in lateinischer Sprache zuerkannt. Die berühmteste Dichterkrönung in Italien war die Petrarcas auf dem Kapitol am ersten Ostertage 1331. Da aber später

---

[1] Nach Ovid. met. 1, 452 fg. liebte Apollo die Daphne (d. i. Lorbeer, Lorbeerbaum), Tochter eines arkadischen Flußgottes und der Gäa. Aber vor dem Gotte fliehend, wurde sie von ihrer Mutter in den Schoß der Erde aufgenommen und durch den immergrünenden Lorbeerbaum ersetzt.

viele unbedeutende Individuen den Lorbeer erhielten, so kam diese Ehrenbezeigung bald in Mißkredit. Auch Martin Opitz wurde also gekrönt, übrigens der erste deutsche Dichter, dem diese Ehre zuteil geworden.[1]

649. **Der Löwe des Tages sein.**

Von jemand, der sich durch irgendetwas auszeichnet und deshalb gefeiert wird. — Wir haben in dieser Redensart einen von den wenigen Fällen, daß ein Tiername als Epitheton ornans für einen Menschen gebraucht ist. Im allgemeinen hat sonst das Tierreich die Namen geliefert, um damit menschliche Schwächen und Thorheiten zu geißeln.[2] Dazu benutzte man nun diejenigen Tiere, in welchen man jene Eigenschaften personifiziert erblickte. So erscheint der Ochs als Bild der Grobheit, der Fuchs umgekehrt als Bild der Schlauheit, das Schaf ist Bild der Einfalt, der Hase Repräsentant der Feigheit, der Wolf ist Bild der Gefräßigkeit, die Schlange das des Giftes (der Falschheit), ebenso die Katze u. s. w.

650. **Löwenanteil!**

Der Ausdruck ist von der Fabel (bei Lafontaine, liv. 1, fab. 6) genommen, in welcher verschiedene Tiere mit dem Löwen auf die Jagd gehen und dabei ein Bündnis abschließen, daß jedes von dem Gewinn den gleichen Anteil bekomme. Als schließlich sich ein Hirsch in dem Netze der Ziege gefangen, behält der Löwe alle Teile der gemeinschaftlich gemachten Beute für sich, indem er das Recht des Stärkern geltend macht. Lafontaines Fabel ist eine Nachahmung der 147. Fabel Phädrons, wo das betreffende Wort lautet:

Quia nominor leo.

---

[1] Vgl. hierzu den Ausdruck Baccalaureus, von dem lat. bacca laurea (d. i. Lorbeer) abgeleitet, also eigentlich ein Belorbeerter, wahrscheinlich weil er einen Lorbeerkranz erhielt.

[2] Auffallend erscheint es deshalb, daß z. B. die Ägypter ihre Götter mit Tierköpfen (z. B. von Widder, Sperber, Ibis, Kuh), im übrigen aber in Menschengestalt darstellten. Man mußte sich jedoch dieses Mittels bedienen, um den symbolischen Charakter und die Eigenschaften der Gottheit auszudrücken, welche die Kunst durch Körperhaltung und Gesichtszüge nicht auszudrücken vermochte.

Daher schreibt sich auch die Redensart:

Mit dem Löwen in Gesellschaft gehen; ferner das lat. *leonina societas* (Löwengesellschaft), schon in den Digesten 17, 2, 29, wo es erklärt wird, „ut alter lucrum tantum, alter damnum sentiat"; und rechtssprichwörtlich Leoninischer Vertrag für eine Verbindung, Verabredung, in welcher einer den ganzen oder weitaus größten Vorteil, der andere den ganzen Schaden zu tragen oder nur einen unverhältnismäßig kleinen Gewinn hat.

651. **Sich in eine Löwenhaut hüllen;** s. Nr. 253.

652. **Ein Löwenmaul und ein Hasenherz haben.**

Antithetische Bezeichnung für jemand, der äußerlich in seinen Reden so grimmig, so fürchterlich sich stellt, als sei er ein Löwe (der durch sein dem entfernten Donner ähnliches Gebrüll die Tiere aus den Lagern aufschreckt); aber dessen Gesinnung der des armen Lampe gleicht. — Seb. Franck 1, 51: „Er hat ein lewen maul vnd ein hasen hertz." Brant, „Narrenschiff", 56, 24 fg., sagt von Xerxes: „Er greiff Athenas grüslich an Glich wie der lŏw angrifft eyn hůn Vnd floch doch als die hasen thůn." Ähnlich heißt es schon im Lat.: „in praetoriis leones, in castris lepores." Sidonius Apollin. ep. 5, 7; — „in pace leones, in proelio cervos." Tertull. cor. mil. 1; — „domi leones, foris vulpes." Petron. 44.

653. **Es liegt in der Luft!**

Von Ideen gebräuchlich, die plötzlich an verschiedenen Orten hervortreten. Die Redensart hängt zusammen mit der alten medizinischen Ansicht, daß gewisse Krankheitsstoffe, namentlich zur Zeit epidemisch auftretender Seuchen, sich in der Luft befinden, gelegentlich den Körper als Wohnsitz aufsuchen, sich entwickeln und ihn dann krank machen. Ebenso verhält es sich mit Ideen, mit Neigungen und Trieben. Sie schwirren auch oft stumm und ungeahnt in den Köpfen der Menschen herum, bis sie plötzlich durch ein Motiv zur Entfaltung gebracht werden.

**654. Das ist aus der Luft gegriffen!**

S. v. w. es ermangelt einer vernünftigen Begründung. Der Ausdruck ist von den Taschenspielern entlehnt, die viele Dinge scheinbar aus der Luft greifen, in Wirklichkeit aber nur aus dem Ärmel schütteln.

**655. Luftschlösser bauen.**

S. v. w. sich unbegründete Hoffnungen machen; unausführbare Pläne entwerfen. In der alten Sprache sagte man: „auf den Regenbogen zimmern"; so Frîd. 1, 9 fg.: „Der hât sich selbe gar betrogen Unt zimbert ûf den regenbogen; Swenne der regenboge zergât, Son weiz er wâ sîn hûs stât." „J. Titurel", 4048, 2: „Der ûf den bogen regenes zimbert, der kann sich nicht lange gefristen." „Liedersaal", 243, 153: „Man spricht: er werd vil dicke betrogen wer zimbert ûf ein regenbogen." Brant, „Narrenschiff", 92, 6: „betrogen So er buwt vff eyn rågenbogen." Sollte diese Redensart nicht veranlaßt sein durch die Vorstellung der glanzvollen Himmelsburgen, in denen nach der Edda die Götter unserer Vorväter wohnten? — Engl.: to build castles in the air. Frz.: bâtir des châteaux en Espagne. Letzteres findet sich schon in dem altfranzösischen Roman von der Rose (13. Jahrhundert) des Wilhelm von Lorris (p. p. Michel, V. 2445; vgl. Bartsch, „Chrestomathie française", 321, 5): „lors feras chastiaus en Espaingne." Diese Redensart stammt aus einer Zeit, da die Mauren Herren von Spanien waren und wo Landgüter und Schlösser daselbst keinen Wert hatten. Span.: hacer castillos en el aire. Ital.: far castelli in aria. Vgl. auch den Namen „Wolkenkuckucksheim", welchen Goethe einer von den Vögeln in der Luft erbauten Stadt in seiner Bearbeitung der Aristophanischen Komödie „Die Vögel" beilegt.

**656. Er lügt, daß sich die Balken biegen!**

D. h. höchst unverschämt. — „Laster der Trunkenheit" (Exemplar zu Nürnberg; vgl. Latendorf, Seb. Franck, S. 316) a. 1528, Bl. 14b: „Diser leugt nach dem fürgryff, daß sich die balcken byegen moechtenn." Murner, „Narrenbeschwörung" in „Kloster", IV, 674: „Vnd liegend, daß die Balcken krachen." Ähnlich J. Val. Andreae („Das gute

Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes", herausgegeben von Laurent in Vilmars „Pastoraltheologisches Blatt", 1864, 4. Heft, V, 191): „Ich log dick daß die Balken stoben vnd reket auss, was krum gebogen." Brant, „Narrenschiff", 87, 19 fg.: „Nit wunder wer, ob gott die weltt Durch solche schwür, ließ vnder gon Oder der hymel bräch dar von." Murner, „Narrenbeschwörung", 55: „Liegen, dass der Dunder schlag." — Wie vorstehende Citate belegen, glaubten unsere biedern Alten, denen Lug und Trug über alles verächtlich war, daß ein Lügner nicht unbestraft bliebe, daß entweder das Haus über ihm zusammenbreche oder der Boden sich beuge u. s. f.

**657. Lunte riechen.**

S. v. w. merken, daß Gefahr im Verzuge ist. „Lunte" wurde früher, da man noch keine Steinschlösser und Zündhütchen kannte, zum Entzünden der Geschützladungen verwendet. Sie bestand aus einem Strick von Hanfgespinst, in Bleizucker getränkt. Der üble Geruch[1], der durch das Anstecken der Lunte entstand, noch bevor der verderbliche Schuß losging, ist Veranlassung zu der obigen Redensart gewesen.

**658. Lynch-Justiz üben; jemand lynchen.**

Diese Ausdrücke sollen ihren Ursprung einem Amerikaner, John Lynch, verdanken, der bei den häufigen, von Verbrechern und Sklaven angerichteten Verwüstungen im 17. Jahrhundert das nach ihm benannte Lynch-Gesetz (Lynch-law) seinen Landsleuten empfahl. Hiernach vollzieht das Volk selbst die Strafe an dem, welcher seiner Überzeugung nach eines Verbrechens schuldig ist, oder es richtet den, welchen das Gesetz nach seiner Meinung zu gering bestraft, nochmals schärfer. Es ist bekannt, zu welch rohen Ausschreitungen solche Volksjustiz in der Regel führt.

---

[1] Außer diesem Übelstande hatte sie noch den, daß der helle Schein der brennenden Lunte während der Nacht dem Feinde ebenfalls die Stellung der Truppen verriet. Das Luntenschloß erhielt sich bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts; hierdurch wird uns das ungefähre Alter obiger Redensart bestimmt.

## M.

**659. Malz und Hopfen ist an ihm verloren;** s. Nr. 506.

**660. Dem Mammon dienen.**

S. v. w. nach Reichtum an irdischen Gütern streben. — Ein in allen neuern Sprachen vorkommender, aus der Bibel herübergenommener Ausdruck. Vgl. Matth. 6, 24; Luk. 16, 9. 11 und 13. Im „Faust", I, 3558, wird der Mammon personifiziert als Dämon des Goldes; desgleichen bei Milton.

**661. Ein Mann, ein Wort!**

Von den Ordalien herzuleiten, bei denen anfangs zur Bestätigung einer Thatsache nur das Zeugnis eines Mannes nötig war, der sich mit seinem Ehrenworte verbürgte. Dies Wort stammt noch aus der guten, alten Zeit, da die deutsche Treue sprichwörtlich war. Da war der Mann noch ein Mann, d. h. ehrlich, redlich im Wortgeben und Worthalten. Man verband im Mittelalter mit dem Worte „Mann" auch die Vorstellung der Freiheit; da das Maß derselben aber verschieden war, so war ein „vollkommener Mann" ein Vollfreier; daher der Ausdruck: „ein ganzer Mann". Diesen dachte man sich als weise, stark und tugendhaft, und so erschien in der Vorstellung besonders der Ritter. Noch heute sagen wir von einem Knaben mit hervorragenden Anlagen: In dem Jungen steckt ein Mann! Ferner: An dem hat er seinen Mann gefunden! Als ein Mann handeln u. s. f. Vgl. Shakespeares „Hamlet", I, 2: „He was a man, take him for all in all." Ebenso Antonius von Brutus im „Cäsar", V, 5: „This was a man."

**662. Ein Männchen machen.**

Ursprünglich vom Hasen gebräuchlich, der, wenn er horchen oder wittern will, sich auf die Keulen setzt und dabei mit den beiden Vorderfüßen über die Nase fährt. Übertragen auf menschliche Verhältnisse, insbesondere von Kindern, s. v. w. künstliche, affektierte und verschrobene Stellungen annehmen, Gesichter schneiden, Faxen machen; sich verstellen, mit allerlei Betrug und Verfälschungen umgehen. Murner,

„Narrenbeschwörung", c [4]: „Der jm doch laßt ein menlin machen." Brant, „Narrenschiff", 103, 85, 86: „Die lůgen übel zů den sachen So sie mennlein vmb mennlein machen." Die niederdeutsche Übersetzung hat: „So se manneken umme manneken maken."

**663. Manschetten haben.**

S. v. w. Furcht oder Scheu haben; gewöhnlich im scherzenden Tone gebräuchlich. Manschetten im eigentlichen Sinne sind Handkrausen, die zur Zeit der französischen Modeherrschaft (in der sogenannten Zopfzeit) weit über die Hände fielen und aus kostbaren Spitzen bestanden. Deshalb sagt der Franzose noch heute sprichwörtlich von einem affektierten Menschen: il a mis des manchettes;[1] doch enthält diese französische Redensart keine Spur von der Bedeutung „sich fürchten". Diese Bedeutung hat der Ausdruck nur im Deutschen; doch hat Adelung dieselbe in seinem 1777 erschienenen Wörterbuch noch nicht erwähnt. Wahrscheinlich ist die Redensart von den putz- und modesüchtigen Franzosen genommen, bei denen sich die Sitte, Handkrausen zu tragen, auch in der Armee eingebürgert hatte! Diese Herleitung ist um so wahrscheinlicher, als die Franzosen seit der Schlacht bei Roßbach in allgemeine Geringschätzung gerieten. Die Sitte, Manschetten zu tragen, kam deshalb bei echten Soldatennaturen in Verruf, und jemand, der dieser Sitte noch anhing, galt als weichlicher Zierbengel, als Feigling.

**664. Etwas mit dem Mantel der Liebe zudecken.**

S. v. w. die Sache nicht weiter bekannt werden lassen, ihrer nicht weiter erwähnen, sie der Vergessenheit anheim geben. Logau in einem seiner Epigramme sagt:

---

[1] Nach Larousse, „Dictionnaire de la langue française", auf Buffon zurückgehend: „qui ne travaillait que dans une mise magnifique, en jabot et en manchettes brodées; on eut dit qu'il voulait se présenter en cérémonie à la postérité." Buffons Manschetten sind also sprichwörtlich geworden, „pour caractériser l'affectation du style, des manières ou de la personne; c'est ainsi qu'on dirait familièrement d'un style un peu trop académique: L'auteur avait mis des manchettes."

Nenne mir den weiten Mantel, drunter alles sich verstecket;
Liebe thut's, die alle Mängel gerne hüllt und fleißig decket.

Schon das Corpus juris can., Decretum Gratiani cap. 8, 96, enthält eine Stelle, nach welcher Kaiser Konstantin geäußert haben soll: „Wahrlich, wenn ich mit eigenen Augen einen Priester Gottes oder jemanden im Mönchsgewand hätte sündigen sehen, so würde ich meinen Mantel abnehmen und ihn bedecken, damit er von niemand gesehen würde.“ Hierzu vgl. Sprüche Sal. 10, 12, wo es heißt: „Haß erreget Hader; aber Liebe decket zu alle Übertretungen.“ Auch 1 Petr. 4, 8 findet sich Anklingendes: „Die Liebe decket auch der Sünden Mengen.“ In Maleachi 2, 16 wird gar von einer „Decke des Frevels“ gesprochen!

Noch müssen wir hier einer Ceremonie des Bedeckens mit dem Mantel gedenken, die im deutschen Altertum üblich war; sie bezieht sich auf die Art und Weise, wie ein unehelich geborenes Kind von seinen Erzeugern bei nachfolgender Ehe so zu sagen rechtlich wieder geboren wurde. Zur Versinnlichung dieses nahm die Mutter das voreheliche Kind bei der Trauung unter ihren Mantel, wodurch selbiges die Legitimation (Bemäntelung) erhielt. Die so adoptierten Kinder hießen Mantelkinder (filii mantellati; frz.: enfans mis sous le drap). Historische Zeugnisse bei Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 160, 462—465.

Der Mantel galt im altdeutschen Recht auch als ein Symbol des Schutzes. Man denke an die Sage vom Wartburgkriege, wo Heinrich von Ofterdingen sich unter den Mantel der Landgräfin Sophie flüchtete. Ebenso heißt es „Parzival“, 88, 9: „Kaylet saß ter küngîn undr ir mandels ort.“ In dem Gedicht vom Rosengarten aber vertritt der Schleier die Stelle des Mantels, wenn erzählt wird, daß Kriemhild den Siegfried, als er von Dietrich besiegt ward, mit ihrem Schleier deckt.

### 665. Den Mantel nach dem Winde hängen.

D. h. nicht nach festen Grundsätzen leben. Die Redensart ist alt und von jeher sehr verbreitet gewesen. Entlehnt ist dieser Ausdruck von dem Wanderer, der auf der Landstraße

bei stürmischem Wetter den Mantel[1] nach derjenigen Seite hängt, woher der Wind kommt. Dieser Entstehung entspricht die ursprüngliche figürliche Bedeutung. Denn nicht immer hat das Sprichwort den moralisch verwerflichen Sinn gehabt, den es heute ausschließlich hat. Es tritt vielmehr oft als eine Lebensregel auf, sich in die Zeit zu schicken und mit den Wölfen zu heulen. Beispiele: „Man sol den mantel kêren, als ie die winde sint gewant." „Tristan" (Maßmann), 262, 32: „Ein man den nüschel kêret, als in daz weter lêret." Frîd. 115, 2. „Besich in welchem Zeit du pist, dar zuo, wie daz weter ist, daz du deinen mantel geswind mugest kêren gên dem wind." Ring 28, 14. — „Den Mantel nach dem Wind hencken. Diß sprichwort wil vns Weißheit lehrn, Den Mantel nach den Wind zu kehrn, Den Handel richten allezeit Wie die Gelegenheit stets geit." Euch. Eyering, „Deutsche Sprichwörter", I, 404. Bei Tunnicius, Nr. 707: „Men mot de hoiken[2] na dem winde hangen." Mit der lateinischen Übersetzung: „Palliolum rapidis tendendum flatibus ipsum." Wegeler, „Philosophia patrum", Nr. 3436: „Den Mantel hänge nach dem Wind! Die Regel achte stets, mein Kind!" — Beachte noch die folgende Variation unsers Sprichwortes: „Wen frawen haben kurtzen muot Vnd wenden dick den huot Nâch dem wind her vnd dar." Hätzlerin 209. — Denselben Sinn, wie obige Redensart, hat auch die folgende:

**666. Den Mantel auf beiden Schultern tragen!**

Sie hat denselben Entstehungsgrund wie die vorige Redensart und bezieht sich ursprünglich auf jemand, der den

---

[1] Bekanntlich wurde der Mantel, in seiner ursprünglichen Form aus einem viereckigen, auch halbkreisförmigen Stück Tuch gebildet, früher nach römischer Sitte auf der linken Schulter „übereck" getragen, auf der rechten befestigt. Später trug man diesen Umhang als Rückenmantel auf beiden Schultern: nun wurde er vorn durch ein Band, eine Agraffe zusammengehalten. Vom Ende des 14. Jahrhunderts ließ man den Mantel fallen, während er bei Amtspersonen und Würdenträgern auch später noch eine große Rolle spielte.

[2] Hoike = Mantel, eine noch im 16. Jahrhundert übliche Männer- und Weibertracht.

Mantel bald auf der rechten, bald auf der linken Schulter trägt, je nachdem gerade das Wetter geht.

667. **Es dringt durch Mark und Bein!**

D. h. es macht einen empfindlichen Eindruck. — Hendiadys: Mark und Bein = durch den ganzen Körper. Die tautologische Umschreibung wirkt hier verstärkend; s. unter „Ach und Krach".

668. **Heil'ger Martin** (auch: Merten), **dies Opfer geb' ich dir,**

sagt die Frau, als ihr der Stoßvogel das Huhn hinweggetragen. Ein altes Sprichwort, dem man nach Bodin, „Natur", 1886, S. 272, noch hin und wieder begegnet, wenn jemand zu bösem Spiele gute Miene macht. St. Martin erscheint hier als Nachfolger Wodans; als solcher ist er ein Schutzpatron der Vögel. So heißen die Krähen und Schneegänse, welche im Herbste und Lenze früh scharenweise durch die Lüfte ziehen, z. B. am Mittelrhein Martinshühner, Martinsherden oder Martinsvögel. Nach Bodin (a. a. O.) droht in der Umgegend von Koblenz das Volk dem, der einen Storch verletzt, mit der Lanze St. Martins. Auch der Kuckuck steht zuweilen unter dem Patronate des Heiligen und heißt dann Martinsvogel; ebenso die Schwalbe u. a. m. Aus dem Raben ist jedoch abergläubischerweise ein Unglücksvogel geworden.[1] Dasselbe gilt von der Eule, die auch dem Wodan heilig war; dieser Vogel ward Todesbote.[2] Dagegen ist wieder die Gans, auch ein Lieblingsvogel Wodans, ganz in die christliche Sage und Legende übergegangen.

---

[1] Nach heidnischer Anschauung saßen auf Wodans Schultern zwei Raben, Hugin (Gedanke) und Munir (Erinnerung). Von diesen glaubten unsere Alten, daß sie den Helden von Odin den Befehl zu sterben überbringen. So erklärt sich auch der sprichwörtliche Ausdruck „Unglücksrabe", eine Bezeichnung, die von dem Unglück verkündenden Vogel auf die Person übertragen ist.

[2] Da die Eule dem Lichte zufliegt, so ist es erklärlich, warum sie, in der Nachtzeit von dem Lichte in einem Krankenzimmer angezogen, Anlaß zu dem Aberglauben geben konnte.

669. **Die Martinsgans.**

Offenbar ist uns in der Martinsgans der Rest eines heidnischen Wodankults erhalten.[1] Man feierte einst zu Ehren Wodans im November ein großes Herbstdankfest. Da wurden dem großen Gotte allerlei Tiere, u. a. wahrscheinlich auch Gänse geopfert. Man zündete Freudenfeuer auf Feldern und Bergen an, um hierdurch die Gegend, soweit das Licht leuchtete, vor Unglück zu feien. Mit dem Christentum trat die allgemeine Verwandlung ein; der asketische Heilige wurde nun der Patron jener großartigen Schmausereien und Zechgelage, welche im Mittelalter das St. Martinsfest auszeichneten und wovon uns noch die französischen Redensarten: faire la Saint-Martin, gut leben; à la Saint-Martin il faut goûter le vin; ferner martiner und le mal Saint-Martin (d. i. Rausch, Affe) Zeugnis geben. Hierher gehören auch die sogenannten

Martinshörner,

jenes Backwerk in Hufeisenform, welches am Martinstage in vielen Gegenden Deutschlands den Kindern als Festgabe gereicht wird; sie verdrängten die Opferzeichen der Pferdehufe, unter welchen einst unsere Vorfahren ihr den Göttern dargebrachtes Opfer verspeisten (s. „Hufeisen“).[2]

---

[1] Daß Wodan durch den heiligen Martin verdrängt wurde, ist schon oben gesagt. Bestätigt wird dieses noch dadurch, daß der Heilige den Mantel, ferner Roß und Schwert mit Odin gemein hat. Noch in der Gegenwart erscheint der Heilige zuweilen bei Volksfesten und öffentlichen Aufzügen auf einem Schimmel reitend, mit dem Regenhut und weitem Mantel, Attributen Wodans, die auf den Wolkenhimmel deuten.

[2] Beiläufig gedenken wir hier noch eines andern Backwerks, der Kringel, weil es in naher Beziehung zu der Sonne, bezw. dem altgermanischen Sonnengotte Freyr steht. Bekanntlich wird die Sonne durch einen Ring oder durch ein Rad versinnbildlicht. Das Wort „Kringel“, ursprünglich „Kringla“, ist s. v. w. Ringel, auf das Gebäck übertragen s. v. w. „Ringelbrot“. Es wurde in der heidnischen Zeit zum Julfeste (Jul ist das Rad der Sonne) dem Sonnengotte zu Ehren gebacken. Es hatte die Form eines Kreises, der von vier Speichen durchkreuzt war, die vier Jahreszeiten darstellend. Als im Christentum später die Bedeutung des Kreises und der vier Speichen vergessen wurde, bildete man nicht mehr vier, sondern nur drei Speichen, weil man diese leicht her-

670. **Jemand die Maske abziehen**; s. Nr. 623.

671. **Es ist Matthäi am letzten mit ihm!**

S. v. w. es ist aus mit ihm, er ist seinem Ende, seinem Verderben nahe. Ein dem vierten Hauptstück des Lutherschen Katechismus entlehnter Ausdruck. Matthäi scheint hier, wie W. Wackernagel („Germania", V, 349) bemerkt, eine Anspielung auf das Adjektiv „matt" zu enthalten.

672. **Jemand zum Mauerbrecher benützen**; s. die Redensart: Man kann Wände mit ihm einrennen.

673. **Das Maul hängen lassen.**

D. h. mürrisch, mißvergnügt sein. Der Volkswitz sagt auch: „maulhängcholisch" (statt melancholisch). Das Bild ist von alten, träumerischen Pferden entlehnt. — Pestalozzi, „Lienhard und Gertrud": „Er hängt die Oberlippe wie eine alte Stute." Namenlose Sammlung (a. 1532), Nr. 301: „Sihe wie henckt der das Maul. Mault sich." Mit der Erklärung: „Sihe wie ist der so zornig, die da zürnen, sehen sawr, vnd lassen das maul mit den lippen lang herausßhangen." Ähnlich Agricola, Nr. 323.

674. **Das Maul** (auch: **Maul und Nase) aufsperren.**

D. h. dumme Verwunderung äußern. Was uns in Verwunderung setzt, das ist uns in hohem Grade neu und unerwartet. Wir öffnen daher alle Sinne, um es recht aufzufassen, und weil wir nur auf den Gegenstand und nicht auf uns achten, öffnen wir auch solche, die gar

---

stellen, ineinander schlingen und miteinander befestigen konnte. Die Kreisform wurde beliebig abgeändert, bald oval, bald mehr oder weniger rund. Je mehr nun diese drei Speichen zusammengedrückt wurden, desto ähnlicher wurden sie übereinander geschlagenen Armen; daher werden sie in den Klosterverzeichnissen brachiola, d. i. Ärmchen genannt. Aus dem lateinischen Worte stammt das deutsche Wort „Brezel". — Die altertümliche Bezeichnung wird übrigens ganz deutlich durch folgende noch heute im badischen Schwarzwald bestehende Sitte, daß nämlich der Bräutigam zu Neujahr (zur Zeit des heidnischen Julfestes) der Braut eine Brezel, dazu eine Murr bringt; letzteres ist ein Backwerk, das ein Mutterschwein darstellt („Murr" oder „Morr" ist im Alemannischen Mutterschwein). Nun weiß man, daß nach heidnischer Vorstellung zur Julzeit Freyr mit einem Eber seinen Umzug hielt und Orakel gab.

nicht zum Auffassen des Gegenstandes dienen. Wieland: „Er horcht mit offnem Munde." Vgl. Nr. 676.

675. **Einem das Maul stopfen.**

D. h. ihm zu essen geben; ihn zum Schweigen bringen, um nicht weiter belästigt zu werden. Bei Brant, „Narrenschiff", 41, 27, 28, findet sich die Redensart angewandt auf Klatschtaschen und schwatzhafte Narren, denen es niemand recht machen kann; es heißt daselbst: „Der můß mål han, vil me dann vil Wer yedems mul verstopfen wil." Bebel Nr. 340: „Multa farina opus est, si quis omnium hominum ora occludere velit." Tunnicius Nr. 324: „He behouet vele brodes de mallich wyl den munt stoppen. Panis eget magni, qui cunctis ora replebit." Seb. Franck 1, 85: „Der můß vil mel haben, Der alle meuler wil verkleyben." Weidner, „Teutsche Sprüchwörter" (Gruter P. III, S. 35): „Es mueste einer viel Mehl haben, der allen boesen Leuten wollte das Maul verkleben."

676. **Maulaffen feil halten.**

S. v. w. mit dummer Verwunderung anstaunen. — „Einen, der das Maul auffsperrt, den wir auff teutsch einen Maulaffen nennen." Luthers Werke, II, 114. — „Maulaffst du noch, du Lümmel? Du, wo gaffst du hin?" Droysen, „Aristophanes", 3, 197. — Der Maulaff ist im Linnéschen System nicht vertreten; denn er steht in keiner Beziehung zu dem wirklichen Affen. Vielmehr haben wir in diesem Worte eine korrupte Übersetzung aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche anzunehmen.[1] Im Plattdeutschen hört

---

[1] Die durch Luther uns geschaffene neuhochdeutsche Schriftsprache hat vieles aus dem Niederdeutschen entlehnt, wohl weil das Plattdeutsche früher auch die Schriftsprache des nördlichen Deutschlands war, wie alle Urkunden, mit Ausnahme der lateinisch geschriebenen, es bezeugen (ja selbst noch lange nach Luthers Zeit war es nötig, daß die Bibel in plattdeutscher Sprache gedruckt und die Predigten plattdeutsch gehalten wurden. Das Holländische allein ist immer Schriftsprache geblieben); ferner weil beide Hauptmundarten, das Niederdeutsche wie das Oberdeutsche, sich in der Gegend, wo Luther lebte, auf der Grenze zwischen Hochland und Flachland, nahe berühren. Während nun das Hochdeutsche im Laufe von drei Jahrhunderten manche Veränderungen erlitten

man häufig: „piel dat Mûl apen hollen“, d. i. weit das Maul auf halten, so daß „Maulaffen“ entstanden zu denken ist durch Kontraktion aus „mûl“ (Maul) und „apen“ (offen).

677. **Maulwurfsarbeit.**

Bezeichnet figürlich das wühlerische Treiben der im Stillen wirkenden Aufruhrstifter; denn der Maulwurf schleicht unter der Erde, aber wie er wühlt, sieht man oben.

678. **Mausetot sein.**

Ein heute nicht mehr verstandener Ausdruck, welcher nicht etwa bedeutet: tot wie eine Maus sein, sondern soviel wie seiner Seele beraubt, vollständig tot, nicht scheintot sein. Die Maus erscheint in vielen Volkssagen als das Bild der menschlichen Seele und schlüpft als solche Schlafenden durch den Mund ein und aus. Darum der Rat, den in Norddeutschland Mütter ihren Kindern geben, man müsse im Schlafe den Mund schließen, weil sonst leicht die Maus durch den Mund einschlüpfe.[1] Überhandnehmen der Mäuse

---

hat und noch in seiner Entwickelung begriffen ist, indem es an Reichtum gewonnen hat durch Aufnahme einzelner Wörter aus den verschiedenen Mundarten und durch Bildung neuer Formen aus alten Stämmen, an Schönheit aber durch Abrundung der Formen und Lebendigkeit der Redeweise, kann man davon wenig am Niederdeutschen in derselben Zeit bemerken, eben weil die Bedingungen zu solcher Fortbildung fehlten; höchstens sind einzelne Wörter und Redensarten veraltet und andere dafür gebräuchlicher geworden, besonders wenn man das reinere Plattdeutsche auf dem Lande betrachtet. Ist nun dadurch auch das Plattdeutsche im Vergleiche zum Hochdeutschen gewissermaßen zurückgeblieben, so hat es dagegen für den Sprachforscher den Vorzug, daß es das Altertümliche und Ursprüngliche treuer bewahrt hat und den ältesten Denkmälern unserer deutschen Sprache näher steht.

[1] Grimm, „Mythologie“, S. 1036 und 1044, berichtet es als alte Meinung, daß Zauberinnen und Teufelsbräuten der Geist in Gestalt von Tieren als Schmetterling, Wiesel, Katze oder rote Maus aus dem Munde fahre, während der übrige Leib im Schlummer erstarrt liege. Darum antwortet auch Faust (in der „Walpurgisnacht“) dem Mephistopheles auf seine Frage, warum Faust das schöne Mädchen (die junge Hexe) habe fahren lassen: „Ach! mitten im Gesange sprang ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.“

bedeutet Krieg, weil solcher die „Seelen" vermehrt. Vgl. Zarnckes Bemerkungen zu Brant, „Narrenschiff", 29, 20: „Biß das die sel fert vß dem mundt." Auf dem Holzschnitt zum „Narrenschiff", Kap. 106, in Vindlers „Blume der Tugend" und sonst ist die dem Körper entschlüpfende Seele als eine ganz kleine nackte Figur dargestellt. Am immateriellsten ist die Auffassung bei Vrîd. 18, 2, 3: „Diu (sêle) fert von mir als ein blâs Unt lât mich ligen als ein âs."

679. **Mäuschenstill!**

S. v. w. totenstill; es bezeichnet eine unheimliche, wie durch einen Zauber bewirkte Stille. „Die Mäuschen sind still."[1] — Beiläufig: Shakespeares Schildwache im „Hamlet" sagt: „Not a mouse stirring" („nicht eine Maus hat sich gerührt!"), über welchen „niedrigen und pöbelhaften" Ausdruck Voltaire die Nase gerümpft hat, der es weit erhabener fände, wenn der Soldat sagte: „Tout dort, l'armée, les vents, et Neptune", worüber Home recht milde nur bemerkt: „Man mag sich hierbei kaum des Lächelns über die Blindheit des Kunstrichters zu enthalten."

680. **Aussehen wie ein Topf voll Mäuse.**

Wird vielfach von schmollenden Frauen gesagt; ursprünglich wohl zu beziehen auf Hexen, die man beschuldigte, Mäuse zu machen; vgl. Henne am Rhyn, „Sagen", S. 92. — Lateinisches Sprichwort: „mus in matella", eine Maus im Topf, Petron. 58, 9 (für einen in Verlegenheit Befindlichen).[2]

681. **Daß dich das Mäuslein beiß'.**

Ist ein Fluch, der im Volksmund ziemlich geläufig ist, aber von dessen Gräßlichkeit man heute keine Ahnung mehr hat.

---

[1] Da Seelen Mäuse sind, so findet man „Mäuschen" noch häufig als Koseform. Kinder nennen ihre Mutter so und umgekehrt. — Daß übrigens die Maus bisweilen auch der Leibhaftige selbst ist, beweist eine Sage bei Pröhle, Nr. 72.

[2] Der ursprünglich studentische Ausdruck „Theekessel" als Scheltwort für einen albernen Menschen ist aus dem Rotwelschen Ksil (כְּסִיל = Narr, Tropf, Thor)), Kessil, Kessel scherzweise entstellt.

So gebraucht es z. B. der biedere Schwabe, wenn er eine gutmütige Verwünschung und Verwunderung mit der Begrüßung des Freundes verbindet. — Mäuslein ist nämlich volksetymologisch entstellt aus maisel (süchtig), d. i. aussätzig; althochdeutsch misalsuht, mittelhochdeutsch miselsuht; daneben kommen vor maselsuht und muselsuht. Der Aussatz galt ehedem als eine Strafe Gottes, und der damit Behaftete wurde aus der menschlichen Gemeinschaft ausgewiesen; daher der Name mittelhochdeutsch uzsetze, d. i. der Ausgesetzte, lat. projiciendus oder projectus. Im Siebenschwabengedicht soll der gräßlichste Fluch lauten: „daß dich das Mäuslein beiß'."

682. **Das Meer austrinken wollen.**

D. i. Unmögliches versuchen; auch von einer langwierigen Arbeit, deren Ende man nicht absieht. Frz.: c'est la mer à boire. Vgl. die folgende Sage, mitgeteilt von Henne am Rhyn, S. 244: „Im Greyerzerlande (Kanton Freiburg) verehrte das Volk zur Heidenzeit einen Riesen Gargantua, der mit einem Fuße auf dem Verraberge, mit dem andern auf dem Gibloux stand, und sich niederbeugend, die Saône so austrank, daß das Flußbett drei Tage lang trocken blieb, bei welchem Anlasse er die Felsblöcke zum Baue der Tugybrücke federleicht herbeitrug."[1]

683. **Mit der Mettwurst nach dem Schinken werfen;** s. unter Wurst.

684. **Deutscher Michel!**

Gemeinsame Bezeichnung der Deutschen, wie die Engländer als John Bull, die Nordamerikaner als Bruder Jonathan, die Franzosen als Jean Foutre und die Holländer als Mynheer gemeinschaftlich benannt werden. Michel ist Abkürzung von Michael, einer der sieben Erzengel, der schützende Engel Israels (Daniel 10, 13. 21; Kap. 12, 1) und Anführer der treu gebliebenen Engel gegen den aufrührerischen Drachen (d. i. Satan) und seinen Anhang

---

[1] Rabelais entnahm seine Gargantuasagen aus einem schon im 15. Jahrhundert gedruckten und im 16. (1532, 1547) öfter aufgelegten Buche.

(Off. Joh. 12, 7). Dieser kriegerische Erzengel wurde schon in den ersten Zeiten des Christentums gern als Schutzengel für Kirchen verehrt und in Schlachten um Beistand angerufen. Ihm zu Ehren erbaute Konstantin in Konstantinopel das „Michaelion" und viele Basiliken; ihm zu Ehren feierte man auch den 29. September als Michaelisfest. Besonders viele Anhänger fand dieser Michaelskult in Deutschland; man identifizierte diesen Engel geradezu mit Wodan und Thor. Im J. 933 kämpften die Deutschen an der Unstrut und siegten über die Ungarn unter dem Banner des Erzengels Michael. Die Ungarn glaubten darum besiegt zu sein, weil ihr Gott aus Neid über Michaels goldene Flügel sie im Stich gelassen habe. Darum bekam ihr Gott auch goldene Flügel; daher auch der Respekt der Ungarn vor dem „Deutschen Michel", der dann sprichwörtlich wurde. Auch Otto I. hatte in der Ungarnschlacht (955) am Lech auf der Fahne und Lanze das Bild des heiligen Michael. Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", I, 399. Im Mittelalter hieß Michael = Protector Germaniae; er war Schutzpatron des deutschen Reichs.[1] Zum Spottnamen für das deutsche Volk wurde „Michel" erst infolge der vielen auf ihn bezüglichen Lieder, die bei den Wallfahrten und in den Kriegen mit den Nachbarn gesungen wurden. In diesen Michaelsliedern wird der Name des Erzengels so häufig angerufen, daß sich die verächtliche Benennung hieraus ganz ungezwungen erklärt. Wahrscheinlich stammt die spöttische Bezeichnung aus der Fremde, obschon Wattenbach („Anz. f. K. d. d. V.", 1869, S. 164) meint, daß die Wallfahrer in Deutschland selbst mit dem Liede der in den Jahren 1457 und 1458 nach Mont-St.-Michel wallfahrenden Kinder geneckt seien. Dies ist jedoch wenig glaublich. Das Sprichwort ist frühestens zu belegen bei Seb. Franck (um 1540), I, 24$^{b}$: „Ein rechter dummer Jan, der teutsch Michel"; vgl. noch „Germania", IV, 129. Doch findet sich die Bezeichnung „Teutscher Michael", „Michael Germani-

[1] Noch heute ist Michael der Patron mehrerer Städte (Andernach, Maria-Einsiedeln, Salzburg, Jena, Thorn u. a.) und Länder (Ungarn, Kanton Zug).

cus" noch nach der Mitte des 17. Jahrhunderts als Ehrenname angewandt und zwar auf den aus der Pfalz gebürtigen General-Lieutenant Obentraut, der 1625, unsern Hannover, gegen Tilly blieb („Duce Joanne Michaële Obertrautio, qui ob decus Germanicae militiae *Michael Germanicus* [Der Teutsche Michael] dictus fuit"). Siehe „Anz. f. K. d. d. V.", 1866, Nr. 3, S. 92. Pfannenschmidt, „Erntefeste", 457, woselbst auch Michaelslieder mitgeteilt sind (S. 453 fg.).

685. **Wie Milch und Blut aussehen.**

D. i. weiß und rot, gesund sein; das Weiß (der Milch) und das Rot (des Bluts) zusammen im Antlitz ist außerdem ein Merkmal großer Leibesschönheit.[1] Das Bild ist alt. Murner, „Narrenbeschwörung", sagt: „Wie sie (die weiber) doch sind so katzenrein Von milch vnd bluot zuosamen gflossen." Im Märchen vom Machandelbaum seufzt die Mutter, welche sich beim Schälen eines Apfels in den Finger schneidet, wobei Tropfen in den Schnee fallen: „hadd ik doch en Kind, so rood as Blood unn so wit as Snee." Im Sneewittchen werden drei Farben der Schönheit genannt: sie ist ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz. Die schwarze Farbe gilt hier dem Haare. Im „Parzival" versinkt der Held in tiefe Gedanken an die Schönheit seiner fernen Gattin, als der Falke auf einen Vogel stößt, dessen Blutstropfen den Schnee färben.[2]

---

[1] In der russischen Sprache sind schön und rot gleichbedeutend.

[2] Hierbei wollen wir des höfischen Schönheitsideals mittelhochdeutscher Dichter noch mit einigen Worten gedenken. Es wird uns von Dietrich von Glaz in seinem Gedichte „Der Borte" (Gürtel), „Gesamtabenteuer", I, 455 fg., ziemlich detailliert entworfen. Darnach muß die Schöne, die einen Helden entzücken, einen Dichter begeistern soll, folgende Eigenschaften haben; sie muß sein: schlank, von Hautfarbe weiß und rosig, auf zierlichen Füßchen, unten so gehöhlt, daß ein Vogel durchschlüpfen könnte, leicht und elastisch sich bewegend, mit gewölbter Büste, mit langem, seidenweichem Haar, blühenden Wangen, einem kleinen, rot und küßlich schwellenden Mund, einem feinen Grübchenkinn, Zähnen von schneeweißem Schmelz u. s. f.

686. **Er hat (nicht) viel in die Milch (in die Suppe) zu brocken.**

S. v. w. er ist wohlhabend, er hat viel zu verzehren; Gegensatz: er lebt in ärmlichen Verhältnissen. Bei Brant, „Narrenschiff", 17, 22 fg., heißt es:

Dem Reichen ist man wohlgeneigt:
Ihn grüßt und schwagert jedermann.
Hält einer um ein Ehweib an,
So fragt man nur: was hat denn der?
Nach Ehrbarkeit fragt man nicht mehr,
Nach Wahrheit, Wissenschaft, Vernunft.
Man will einen aus der Narrenzunft,
Der in die Milch zu brocken habe,
Und wär' er auch ein Badersknabe.

687. **Mitgegangen, mitgehangen!**

D. i. eigentlich: jeder Teilnehmer am Verbrechen hat dieselbe Strafe, die des Stranges, verwirkt, gleichviel welche Rolle er bei der gemeinsamen Ausführung des gegenseitig verabredeten Verbrechens übernommen hat. Der Räter (d. h. der intellektuelle Urheber) oder Thäter, der Hehler oder Stehler, alle sind gleich schuldig. — Die starke Form „mitgehangen" (von hangen) steht des Reims wegen für mitgehängt (von hängen).

688. **Einen Mohren weiß waschen wollen.**

D. h. das Unmögliche versuchen; von dummen oder halsstarrigen Menschen gesagt, die sich nicht belehren lassen wollen. Sprichwort: „Wer einen Mohren wäscht, verliert Mühe und Seife." Diese Redensart sowie der ebenso allgemein bekannte Ausdruck:

Mohrenwäsche

werden gewöhnlich mit Jeremias 13, 23 („Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln, oder ein Parder seine Flecken?") in Zusammenhang gebracht. Beide Ausdrücke sind indes aus einer Äsopischen Fabel hervorgegangen, die Erasmus also erzählt: „Nam quidam mercatus Aethiopem, et existimans eum colorem non natura, sed superioris domini negligentia accidisse, nihil non adhibuit eorum, quibus vestes candefieri solent: adeoque perpetuis lo-

tionibus miserum divexavit, ut illum in morbum impulerit, colore qui fuerat, manente." — Vgl. Keller, „Schwänke", 5, 1: „Wer baden will ainen rappen weiß Vnd daran legt sein gantzen fleiß, der tut, daß da vnnutz ist, ger." — Vrîd. 88, 19: „Des môres hût unsanfte lât Ir swarze varwe die sie hât." Ebenda 88, 15: „Den ziegel und den boesen man Nieman volle waschen kan." Hierzu vgl. das lat.: lateres lavare, Ziegel waschen, von vergeblicher Mühe bei Terent. Phorm. 1, 4, 9.

689. **Seine Mohrenpflicht erfüllt haben.**

„Von jemand, der sich zur Erreichung irgend eines Zweckes hat benutzen lassen und dann durch einen Fußtritt seine Entlassung erhält." Gebildet nach Schillers „Fiesco", II, 4, Schluß: „Der Mohr hat seine Arbeit (gewöhnlich citiert: Schuldigkeit) gethan, der Mohr kann gehen."

690. **Den Mond anbellen;**

frz.: aboyer à la lune; deutsche und französische Redensart, s. v. w. auf jemand schimpfen, dem man nicht schaden kann. Nach der nordischen Edda wollen zwei Wölfe Sonne und Mond verschlingen, was ihnen auch am Ende der Tage gelingen wird. Jene Wölfe sind Kinder der Riesin Gygur im Eisenwalde (Janvidr) östlich von Midgard. Der Wolf Sköll verfolgt die Sonne, Hati den Mond. Ihr Vater ist der Fenriswolf, Lokis Sohn. Bei den Indern und Chinesen verfolgt ein Drache oder Riese Sonne und Mond. Im Mittelalter mußte man verbieten, daß man bei Mondfinsternissen rief: siege Mond (vince luna)! Grimm. — „Lasset nur ab für den Mond zu beten, daß ihn Gott für den Wölfen woll hüten." Fischart, „Prognostikonbüchlein", S. 7. Auch im „Gargantua" des Rabelais wird der Mond vor Wölfen gehütet und in den „Bretoner Volksliedern" von Villemarqué heißt es: „Ihr Söhne der Bretagne, seid ihr noch gewohnt, zu hüten vor dem Wolf den Mond?" (Übersetzung von Hartmann [1859], S. 271).

691. **Du kannst mir im Mondschein begegnen!**

Geringschätzend, s. v. w. ich fürchte mich nicht, du kannst nichts ausrichten. Mit ursprünglicher Beziehung auf

den Gauner, der besonders zur Nachtzeit sein Unwesen treibt. Vgl. das niederdeutsche „Prost't Mahndschien", zur spöttischen Bezeichnung der Vergeblichkeit oder Vereitelung irgend einer Absicht.

**692. Moos haben!**

Aus dem Judendeutsch, wo Moos (Plural vom hebr. meo, Stein; Pfennig) s. v. w. Geld ist. Dieser Ausdruck ist scherzhaft erweitert zu:

Mosen und die Propheten haben,

d. i. viel Geld haben; zunächst von Juden gebräuchlich, wohl weil man sie tadeln will, daß Geld ihnen ebenso viel wert ist wie Moses und die Propheten. Die Redensart ist entstanden mit Anlehnung an die Erzählung vom reichen Manne, Luk. 16, 27 fg. („Et ait illi Abraham: Habent Mosen et Prophetas: audiant illos“).

**693. Jemand Mores lehren.**

S. v. w. ihn wegen unanständigen Betragens zurechtweisen. Mores (lat.) = die Sitten und zwar in dem engen Sinn für gute Sitten, wie man in synekdochischer Bedeutung jemand einen Mann von Kopf nennt, wenn man ihm einen guten Kopf zuschreiben will; ebenso bedeutet artig s. v. w. gutartig; gesittet s. v. w. gutgesittet.

**694. Daß du die Motten kriegst!**

Ein Fluchwort, durch welches man jemand etwas Böses, nämlich die Pocken, wünscht. Der Ausdruck ist hergenommen von den Pockennarben im Gesichte, die wie Mottenlöcher aussehen.

**695. Aus der Mücke einen Elefanten machen;**

auch in der Form: die Mücke zum Elefanten machen, d. i. aufschneiden, ungemein übertreiben, einen unbedeutenden Umstand über alle Maßen erheben. — Schon bei Erasmus: „elephantum ex musca facis.“[1]

---

[1] Im Lateinischen war sprichwörtlich: arcem facere ex cloaca. Cic. pro Plancio 40, 95; e rivo flumina magna fa-

696. **Mücken seigen und Kamele verschlucken.**

Beruht auf Matth. 23, 24. — Sinn: in Kleinigkeiten ängstlich, genau und in wichtigen Dingen leichtsinnig, gewissenlos sein; daher auch der Ausdruck:

Er ist ein Mückenseiger!

697. **Einen auf der Muck haben**; s. Nr. 595.

698. **Er will den Mücken zur Ader lassen.**

Ergänze: um davon das Blut zu haben, da dieses Insekt bekanntlich vom Blutsaugen lebt; zu vergleichen Nr. 321; desgleichen die verwandte sprichwörtliche Hyperbel: den Floh (die Laus) um den Balg schinden.

699. **Das nimmt eine Mücke auf dem Schwanz hinweg!**

Von etwas höchst Geringem, Unbedeutendem. — Bei Agricola Nr. 378 heißt es in der Erklärung: „Wenn man sagt, An anderer leutte kindern ist das brodt verloren, antwort ich, Ja lieben herren, ich wolt einem wol ein liedlein daruon singen. Ich hab etliche vil weysichen erzogen, aber den dank und lohn, den ich dafür entpfangen hab, ist gering, ja ein muck fueret yhn auff dem schwantze hynweg."

700. **Den Mund wässerig machen.**

S. v. w. Lüsternheit anregen; vgl. das frz.: l'eau lui en vient à la bouche. Es ist dies eine Naturerscheinung, die man z. B. leicht bei Hunden beobachten kann, wenn man ihnen einen Leckerbissen hinhält, ohne ihnen denselben sogleich zu geben. Schon im Altertum existiert dieses Sprichwort: „salivam hoc movet." Seneca epist. 79.

701. **Da liegt gewiß ein Musikant begraben!**

Wird gesagt, wenn man an einen Stein stößt und also einen Hopser macht. Entstanden ist diese Redensart zur

---

cere, eine Kleinigkeit vergrößern. Ovid. epist. ex Ponto 2 5, 23. Vgl. auch die Redensart: „aus einem Maulwurfshügel einen Berg machen"; ähnlich lat.: aliquid dictis aggerare, eigentlich zu einem Haufen (agger) machen, es anhäufen; Virg. Aen. 4, 197; 11, 342.

Zeit, da Musikanten, Gaukler, Komödianten und sonstiges Proletariat vor den Thoren der Stadt leben mußten. Auch ihre Grabstellen waren draußen auf dem Felde, während die Gräber aller „ehrlichen Leute" sich bis in die neueste Zeit innerhalb der Stadt auf dem Kirchhofe befanden.

702. **Den Mut sinken lassen**; s. Nr. 545.

703. **Die Mutter Erde küssen.**

Euphemistisch s. v. w. zu Boden fallen; besonders in kavalleristischen Kreisen gebräuchlich. Ursprünglich ein Wort der delphischen Priesterin, die, von den Söhnen des Tarquinius Superbus befragt, wer von ihnen nach dem Vater zu Rom herrschen werde, den Orakelspruch that: „Der zuerst die Mutter küßt." Da dies Lucius Brutus hörte, lief er den Berg hinab und fiel wie zufällig nieder, so daß seine Lippen die Mutter Erde berührten. Es ist bekannt, wie Brutus[1] später beim Tode Lucretias die Maske eines Brutus abwarf und den König mit seinem Anhang vertrieb. — Der Franzose gebraucht statt obiger Redensart die Wendung: prendre un billet de parterre.

## N.

704. **Ich bin mir selbst der Nächste!**

Diese sprichwörtliche Redensart findet sich schon bei Terent. Andria 4, 1, 12: „proximus sum egomet mihi."

705. **Er hat bei mir noch etwas auf der Nadel!**

D. h. er soll mir noch für etwas büßen. Hergenommen von dem Schneider, der sich von einem Kunden für eine Arbeit gehörig bezahlen lassen will.

---

[1] Brutus, der vom König als beschränkter Geist (brutus) verkannt und nur deshalb am Leben geblieben war, wurde den Söhnen als Diener mitgegeben.

**706. Einen Nagel haben.**

S. v. w. Hochmutsdünkel besitzen, sofern sich dieser durch das Äußere des Menschen, durch Mienen und Geberden offenbart; s. Nr. 128.

**707. Den Nagel auf den Kopf treffen.**

S. v. w. den richtigen Punkt, das Richtige genau treffen. Vom Scheibenschießen entlehnt.[1] Im Lateinischen ist acu tangere sprichwörtlich für genau treffen; vgl. Plaut. Rudenti 5, 2, 17 („tetigisti acu rem“, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen).

**708. Es brennt ihm auf die Nägel;** s. Nr. 296.

**709. Die Nagelprobe machen.**

Zum Zeichen, daß der dem Freunde gewidmete Becher bis auf den letzten Tropfen geleert ist. Bei dieser Probe wird das Gefäß umgekehrt und mit seinem Rande schief auf den Daumennagel der linken Hand gesetzt. Bei Brant, „Narrenschiff“, 110ª, 109 fg., heißt es:

> Das drinckgschyrr heben sie entbor
> Vnd bringent eym eyn früntlich drunck
> Do mit der becher macht glunck glunck,
> Vnd meynen do mit andere eren
> Das sie den becher vor umb keren,
> Ich darff der selben hoffzucht nit,
> Das man mir vor das glaß umb schüt,
> Oder man mich zů drincken bitt.

Nach Eiselein hat man im Latein des Mittelalters den Germanismus super nagulum dafür gebildet, welcher Ausdruck samt der Sitte auch zu den Briten und Franzosen übergewandert ist; denn bei jenen findet man die Redensart: to drink super nagulum, auch: make a pearl on your nail. Nash's Pierce Penniless, 1592, repr. Collier, 1868,

---

[1] In der Regel bezeichnet man den Nagel in der Scheibe, den die Schützen zu treffen suchen, mit Zweck, ein Ausdruck, der figürlich auf einen Gegenstand deutet, nach dessen Erreichung gestrebt wird. Vgl. auch den Ausdruck Ziel, welcher den Gegenstand bezeichnet als das Ende des Strebens, wohin das Streben führen soll, während Zweck ihn bloß als etwas Erstrebtes bezeichnet.

p. 57, und bei diesen: boire rubis sur l'ongle, wie es denn auch in dem Liede heißt:

Ils faisoient en les renversant,
Un super nagle allemand.

Vgl. das lat. ad oder in unguem, griech. εἰς ὄνυχα oder ἐπ' ὄνυχος, bis auf die Nagelprobe, von den Bildhauern entlehnt, die die Glätte ihrer Arbeit zuletzt mit dem Nagel prüften; Sinn: bis auf das Genaueste, pünktlich; Columella 11, 2, 13: „materiem dolare unguem; ad unguem factus homo", fein geglättet, ein feiner Weltmann, Hor. sat. 1, 5, 32; cf. Ars poëtica 294.

**710. Einen zum Narren haben, halten.**

D. i. ihn zum besten haben, ihn aufziehen, foppen. Die Redensart geht zurück auf die alte Sitte, zur Unterhaltung bei Gastmählern Lustigmacher zu haben. Schon in Xenophons „Symposion" kommt ein Lustigmacher (Gelotopöos) vor, und in Rom waren sie unter dem Namen Scurrae in der spätern Zeit an den Tafeln der Großen ganz gewöhnlich. Allgemein wurde diese Sitte im Mittelalter, namentlich seit den Kreuzzügen. So findet sich der zur Belustigung dienende Narr schon im 12. Jahrhundert in einem von Docen mitgeteilten Gedichte des 12. Jahrhunderts erwähnt: „Im ist als dem toren[1], den dunchet nichtes gůt Wan daz er mit sinem cholben tůt (Zarncke, „Narrenschiff", XLVII). Diese Narren figurierten nicht bloß an fürstlichen Höfen (Kunz v. Rosen bei Maximilian I., Klaus v. Ranstat bei Kurfürst Friedrich dem Weisen; Brusquet bei Franz I.), sondern fast jeder Edelmann hielt sich einen solchen, der ihn durch seine oft derben witzigen Einfälle amüsierte, aber auch viel gehänselt wurde. Sie trugen eine eigentümliche Kleidung; namentlich auf geschorenem Kopf die Narrenkappe (Gugel, Kogel, cucullus), d. i. eine runde Mütze, mit drei Eselsohren und einem Hahnenkamm (ein ausgezackter Streifen roten Tuchs, von der Stirn bis zum Nacken); ferner:

[1] In der alten Sprache ist tôre der gewöhnlichere Name für Narr; später werden tôre und narre unterschiedslos neben einander gebraucht, bis dann besonders durch Brant das Wort Narr entschiedenes Übergewicht über das Wort tôre erlangte.

einen breiten Halskragen, den der deutsche Hanswurst noch hat, und die Schellen, welche im Mittelalter von Reichen und Vornehmen, seit dem 15. Jahrhundert aber nur von privilegierten Narren und zwar an Kappe, an Brust, Gürtel, Ellenbogen, an Knieen und an den Schuhen getragen wurden. Diese Schellen hatten sie, um dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Soll nun, wie das Sprichwort sagt, der Narr einem König gleich sein, so darf ihm das Scepter nicht fehlen, und er besaß es in der Gestalt des Narrenkolbens, anfangs nichts als ein Rohrkolben, der daher auch den Namen „Narrenscepter" führt; später hatte dieser oben einen Narrenkopf mit herausgestreckter Zunge als Verzierung. Der Narr hatte diese Angriffs- und Verteidigungswaffe an einem Riemen an der Hand oder am Arme hängen. Das Institut der Hofnarren dauerte etwa bis 1700, wo die französische Etikette zur Herrschaft gelangte. Vgl. Nick, „Die Hof- und Volksnarren", Stuttgart 1861; Flögel, „Geschichte der Hofnarren", 1784.

**711. Der Narr muß ein Abzeichen haben!**

Ergänze: woran man ihn erkennt, z. B. die Schellenkappe. Von denen gebräuchlich, die immer etwas Absonderliches haben wollen.

**712. Einen Narren in etwas gefressen haben**; s. Nr. 328.

**713. Er ist ein Narr in Folio!**

D. h. so wie er im Buche steht. Solch ein Narr ist beschrieben von dem großen Nachfolger S. Brants, von Abraham a Sancta Clara in seinem „Centifolium stultorum in Quarto, oder Hundert ausbündige Narren in Folio."

**714. Einen am Narrenseil haben.**

D. h. seinen Scherz mit ihm treiben, ihn foppen, mit leeren Worten hinhalten. — „Denkt ihr, ihr hättet Narren am Seile?" Schlegel. — Auf dem Holzschnitt zu Kap. 13 in Brants „Narrenschiff" hält Venus einen Gauch, einen Esel, einen Affen und drei Narren an Seilen. Sie sagt von sich: „An mynem seyl ich draffter (aus dar und affter kontrahiert, s. v. w. hin und her) yeich (= jage) Vil narren,

affen, esel, geüch Die ich verfür betrüg vnd leych (= täusche)." Zarncke bemerkt zu dieser Stelle: „Es sind hauptsächlich zwei Wesen, denen ein Strick, ein Seil, ein Strang beigelegt wird, der Teufel und die Venus. Bei beiden ist der Ausdruck bereits sowohl biblisch wie klassisch und durch das ganze Mittelalter in Gebrauch geblieben." Es folgen Belege (s. d.). Dann fährt Zarncke fort: „Aber außer diesen beiden kommt auch dem Narren, d. h. einer personifizierten Narrheit, ein Seil zu. Freilich der Ausdruck Narrenseil, der so oft erscheint, ist meistens nur nähere Bezeichnung des Strickes der Minne, er bezeichnet ein Seil, an dem Narren gehalten werden, nicht ein solches, an dem ein Narr andere gefangen hält; so z. B. „Narrenschiff", 64, 53, 54:

Dann frowen der hertz ist eyn garn
Vnd strick, dar jn vil doren farn."

**715. Die Nase hoch tragen; hochnasig sein.**

D. h. den Hochmutssparren besitzen. Das Bild ist vom Pferde entlehnt. Pferden, die die Nase zu hoch tragen, wird zur Erreichung einer richtigen Kopfstellung, resp. Genickbeugung der sogenannte Beizaum angelegt. — Schon bei Horat. sat. 1, 6, 5: „naso suspendis adunco."

**716. Jemand bei der Nase herumführen.**

S. v. w. ihn nach eigenem Vergnügen lenken, seinen Scherz mit ihm treiben; ihm absichtlich vergebene Hoffnung machen. Das Bild ist vom Bärenführer, der seiner Bestie einen Ring durch die Nasenscheidewand gezogen hat, um sie desto besser leiten zu können. Auch den Büffeln pflegt man deshalb einen Ring in die Nase zu stecken. Lat.: naribus trahere, wie auch die Griechen sagten: τῆς ῥινὸς ἕλκειν. Vgl. Lucians „Hermotimus von Sekten", 68, wo es heißt: εὖ ἴσθι ὡς οὐδὲν κωλύσει σε τῆς ῥινὸς ἕλκεσθαι ὑφ' ἑκάστων („Wisse wohl, daß nichts verhindern wird, daß du von jedermann an der Nase gezogen wirst"); sowie dessen Ἁλιεὺς ἢ Ἀναβιοῦντες, 12.

**717. Eine Nase bekommen.**

D. h. einen Verweis erhalten. Beim Lachen, überhaupt in der Freude erweitert sich das Gesicht; im entgegengesetzten

Falle verlängert es sich, und die Nase scheint sich alsdann, statt sich zu erweitern, in die Länge auszudehnen; daher auch die Redensart:

718. **Mit einer langen Nase abziehen.**

S. v. w. mit Beschämung weggehen. Nach Wander und von Wurzbach kämen die Redensarten 717 und 718 daher, daß demjenigen, der sich einen Verweis zugezogen, eine bunte Nase von Papier aufgesetzt ward. (?)

719. **Jemand eine Nase drehen.**

Die Redensart hat zwei Bedeutungen: erstens jemand lächerlich machen, indem man die zehn Finger an die Nase gespreizt hält und ihn ausschämt. Diese Bedeutung entspricht dem alten Volksbrauche, symbolisch-mythologischen Fratzenbildern oder alten Göttergestalten Wachsnasen, Flachs- und Strohbärte anzudrehen. So erhielt ein mit Stroh umwickelter Mann, der den Winter darstellte, eine lange Nase, um ihn der winterlichen Göttin Holla ähnlich zu machen. Darauf bezieht sich das Wort Luthers: „Frau Hulda mit der Potznasen hängt um sich den Strohharnss (Strohharnisch).“ Sandvoß, „Sprichwörterlese“, S. 76. Die zweite Bedeutung ist: jemand hintergehen, ihn betrügen; seine Leichtgläubigkeit mißbrauchen. So findet sich die Redensart z. B. in der Namenlosen Sammlung (a. 1532) Nr. 101 („Warumb hat er die augen nit aufgethan?“): „die finantzer, welche den leütten mit falscher geferbter ware ein nase machen vnd betriegen sie.“ Dasselbe wörtlich bei Agricola Nr. 227. Die Redensart scheint früher vollständig gelautet zu haben: jemand eine wächserne Nase drehen. Vgl. Seb. Franck, I, 148[a]: „Eyn wächsin Nasen trähen.“ Das Wachs ist Sinnbild des Unbeständigen; es nimmt jegliche Form an, die man ihm giebt; daher sagt Brant, „Narrenschiff“, 71, 10 fg., von zanksüchtigen Personen, sie verlassen sich darauf, „daß sie das recht Wol bügen, das es nit blib schlecht (d. i. gerade) als ob es wer eyn wåchsin nass.“ Ebenso Murner, „Narrenbeschwörung“: „Der geschrifft ein wechsen nass machen“, d. h. den Sinn derselben verdrehen.

720. **Die Nase (den Schnabel) in alles stecken.**

D. h. unbefugter Weise sich um alles bekümmern, alles untersuchen und beschwatzen. Bei Seb. Franck, I, 164[b]: „sy stoßt jr mul in alle ding.“ Vgl. Brant, „Narrenschiff“, 18, 79, 80: „Vnd wer syn mundt jnn hymel setzt Der würt offt mit sym schad geletzt.“ Diese Stelle ist eine hyperbolische Variante unserer Redensart und lautete nach Zarncke ursprünglich: den mund in himmel stoßen. So gebraucht Murner sie mehrmals. Auf einem Holzschnitt in dessen „Schelmenzunft“ wird der betreffende Schelm dargestellt mit einem großen Schnabel, der bis in den Himmel reicht, wozu Murner die folgenden launigen Worte als Erklärung beifügt: „Man sagt mir das in alten zeyten Waren der schnäbelechten leuten Jch kans nit für ein wunder han So man yetzt findt ein schnäbler man Der mit seym maul erreichen kan Den hymel vnd all sternen dran. Da schlag der leyplich teüfel zů Das yetzund ist so groß vnrů Das Gott selb nym sicher ist; Den schelmen auch kein schnabel brist Damit sie biß in hymel reichen Vnd straffen gott in seinem zeichen.“

721. **Man sieht's ihm an der Nase an!**

Wir bringen zwei Ableitungen dieser Redensart in Vorschlag, eine metaphorische und eine physiognomische. Die erste bezieht sich auf den Jagdhund, von dem obiger Ausdruck gebräuchlich ist, wenn er — wie man zu sagen pflegt — Wild in der Nase hat, d. h. wenn er den Kopf hoch hält, sich aufmerksam umsieht und mit der Nase Wild auszuspähen sucht. Insbesondere vom Leithunde gesagt, der gebraucht wird, um die Fährten des Hochwildes am Hängeseil aufzusuchen und solche mit der Nase dem Jäger zur Beurteilung zu zeigen oder zu zeichnen.

Nach der zweiten Erklärung will man, von dem Äußern auf das Innere schließend, es dem Menschen an der Nase ansehen, weß Geistes Kind er sei, weil die Nase es ist, die vor allem der Physiognomie des Menschen ein bestimmtes charakteristisches Gepräge verleiht. So sollen kleine Nasen im allgemeinen ein Zeichen schwacher Begabung und Charakteranlagen sein. Langgestreckte Nasen, mit kleinerm oder

größerm Höcker versehen, sollen sich namentlich bei geistig bedeutenden Menschen, besonders bei großen Denkern, Dichtern und Künstlern finden. Die sogenannte griechische Nase hingegen, d. i. die geradewärts von der Stirn absteigende Form, verrät geringe Begabung, wie denn auch die geistig hochstehenden griechischen Dichter und Denker in dieser Beziehung mit dem Kunstideal nichts gemeinsam haben. Männer von großer Energie und Willensstärke pflegen sich auszuzeichnen durch die gebogene Adlernase, die bei besonders tief gebogener Spitze auch Habichtsnase heißt. Häufig ist bei diesen Menschen das Hinterhaupt mit dem kleinen Gehirn, d. i. die Region der Triebe und der Willenskraft, bedeutsam entwickelt, weniger das Vorderhaupt, der Sitz der Intelligenz und des Erkenntnisvermögens. Charakteristisch sind auch die dickfleischigen, oft rotgefärbten sogenannten Falstaff-Nasen; ferner die großen Nasenlöcher, die nach den Physiognomikern fast stets mit eitler und hochmütiger Gesinnung und Aufgeblasenheit verbunden sind, doch auch als Zeichen höchster Erregung und Kraftentwickelung gelten dürfen.

722. **Er sieht nicht weiter als seine Nase reicht!**

Die Nase als Längenmaß bezeichnet sprichwörtlich eine äußerst kurze Distanz (vgl. „alle Nasen lang"); wessen Sehvermögen nur eine Nasenlänge weit reicht, dessen Horizont ist gewiß beschränkt. Und in diesem Sinne wird die Redensart übertragen gebraucht von jemand, der geistig kurzsichiig ist, also wenig Verstand und Erfahrung besitzt. Brant, „Narrenschiff", 70, 11, 12: „Nit witter gedenckt er, vff all stundt Dann von der nasen, biß jnn mundt." — Frz.: Il ne voit pas plus loin que le bout de son nez.

723. **Die Nase rümpfen.**

Wenn auch die Bewegungsfähigkeit der Nase eine verhältnismäßig geringe ist, so sind doch immerhin drei Bewegungen derselben für den seelischen Gesichtsausdruck von Wichtigkeit: a) Das Aufschwellen der Nasenlöcher, was wir schon in Nr. 721 als ein Zeichen von Stolz, doch auch von Mut und Kraft erklärten, da aufgeblähte Nüstern fast nur bei stark entwickeltem Brustorgan vorkommen. —

„Schwellt die Nüstern, den Atem hemmt, spannt alle Lebensgeister zur höchsten Höh'!" Shakespeare.

b) Das Naserümpfen, das ursprünglich nur die Bedeutung des Abwendens von dem Gegenstand einer widrigen Geruchsempfindung gehabt hat, dann aber auch Verachtung, Hohn, Spott mimisch zum Ausdruck bringt.

c) Das Zusammenziehen oder Herabziehen der Nasenlöcher, wodurch der weinerliche Gesichtsausdruck hervorgebracht wird; daher die Redensart:

**724. Die Nase hängen lassen.**

S. v. w. dem Weinen nahe sein. Vgl. die Redensarten: eine Nase bekommen; mit einer langen Nase abziehen.

**725. Einem auf der Nase spielen.**

D. h. ihn geringschätzend behandeln. Auf dem Holzschnitt zu Kap. 33 in Brants „Narrenschiff" ist ein Narr dargestellt, dem seine Frau mit einem Stücken auf der Nase spielt; er sieht dabei durch die Finger.

**726. Zupfe dich bei deiner Nase!**

Ehe du fremde Fehler tadelst, untersuche, ob du nicht dieselben oder ähnliche Fehler an dir habest. Nach Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 143, mußte beim Widerruf von Schmähungen der Verurteilte sich selbst an den Nasenzipfel fassen, oder auch sich selbst aufs Maul schlagen. Zu vergleichen Matth. 7, 4.

**727. Er ist naseweis!**

Von einem Hyperklugen, der sich mit seiner geringen Weisheit überall vordrängt. Der Ausdruck stammt aus der Jägersprache und ist zusammengesetzt aus den mittelhochdeutschen Wörtern nase und wîs oder wîse (= klug). Es bedeutet in der alten Sprache: eine feine Nase haben, scharf im Riechen sein. — „Tugende spürt er, sam daz wilt Ein nase wîser bracke." Konrad von Würzburg, v. d. Hagens „Minnesinger", II, 333[b]. — „Wo der leithunt ist pewart Nasweis an luftes wittern." Suchenwirt, XVIII, 21. — Von der Unart mancher Jagdhunde, fortwährend an der Erde zu suchen und auf Hasen zu jagen, bekam der Ausdruck „naseweis" allmählich die üble Bedeutung, die wir schon antreffen bei

Brant, „Narrenschiff", 110ᵃ, 47: „Ettlich die sint also naßwiß."[1] — Im Lateinischen hieß es sprichwörtlich: „pueri nasum rhinocerotis habent", d. i. sie sind naseweis, vorlaut; Mart. 1, 4, 6.

**728. Nassauern.**

Von jemand, der auf fremde Kosten lebt. Dieser burschikose Ausdruck soll in Göttingen entstanden sein. Den hier studierenden Nassauern waren von der Regierung des früher selbständigen Herzogtums Nassau bestimmte Benefizien ausgesetzt, u. a. auch Freitische. Da diese bisweilen auch von solchen benutzt wurden, die nicht aus Nassau stammten, so hieß man diese auch „Nassauer".

**729. Er ist ein Neidhart, ein Neidkragen!**

In dem Motto zu Kap. 53 von Brants „Narrenschiff": „Man fyndt groß nyd, jn allem stat Der nythart, der ist noch nit dot." Ferner das Sprichwort: „Den neidthart frist sein eygen neid." Seb. Franck, I, 82ᵇ. — Ähnliche Bildungen sind: Dinghart (der gerne dingt), Freyhart, Nôthart. Vgl. Zarncke zu Brants „Narrenschiff", Kap. 53 $\gamma$; Schmeller, II, 241, 681.

**730. Es ist der blasse Neid!**

Ebenso wie Neidhart ist auch dieser Ausdruck eine Personifikation des Neides. Man vergleiche: Der Neid sieht ihm aus den Augen heraus. Wenn der Neid in den Spiegel sieht, so muß er sich schämen. Der Neid guckt schon aus kleiner Kinder Augen. Der Neid ist eine Natter; ist eine Eule, so das Licht eines andern Glückes nicht ertragen kann. Seb. Franck, I, 58ᵃ.[2] — Die Farbe des Neides wird b l a ß

---

[1] Gleichbedeutende Redensarten im Niederdeutschen sind: „H e i i s n ä g e n k l a u k; ein K l a u k s c h i t e r; N ä g e n s c h i t e r." Diese drei Ausdrücke beziehen sich wahrscheinlich auf die ehemals gewöhnlich in der Zahl 7 oder 9 gewählten, sachverständigen Schiedsrichter bei verschiedenen Gelegenheiten, so z. B. die Siebener oder Neuner beim Scheibenschießen, wie bei den Bau-, Flur- und Grenzberichtigungen. Vgl. Schmeller, II, 697; III, 186, 325.

[2] Philosophisch wird der Neid definiert von Schopenhauer („Ethik", S. 199) als „Übelwollen, erregt durch fremdes Glück, Besitz oder Vorzüge. Kein Mensch ist ganz frei davon. Jedoch sind die Grade desselben sehr verschieden."

genannt. Im Mittelhochdeutschen heißt es: „Grüene gel und weitîn sol diu nîtvarwe sîn." Vrîd. 60, 5. Renner 13970. Ähnlich bei Brant, „Narrenschiff", 53, 10 fg., wo uns nach dem Muster von Ovid. met. II, 760 sq., folgendes Bild von dem Neid entworfen wird. Brant personifiziert den Neid, trotz des grammatischen Geschlechts im Deutschen, als ein weibliches Wesen, natürlich beeinflußt durch die Vorstellung des lat. invidia. Er sagt a. a. O:

Wann sie jr ettwas gantz setzt für
So hat keyn rŭw sy, tag noch nacht
Biß sie jr anschlag hat volbracht
So lieb ist jr keyn schloff noch freyd
Das sie vergeß irs hertzen leyd
Dar umb hat sie eyn bleichen mundt
Dürr, mager, sie ist wie ein hundt
Jr ougen rott, vnd sicht nyeman
Mitt gantzen vollen ougen an.

731. **Sein Nest bauen.**

Die menschliche Wohnung wird hier mit den sorgfältig gepolsterten Nestern der kleinen Singvögel verglichen. Wenn sie reinlich und gemütlich, sprechen wir von einem warmen Nest; und das Bild fortsetzend, indem Vater und Mutter als die alten Vögel gedacht werden, nennen wir das jüngste Kind wohl: das Nestküchlein.

Weniger anheimelnde Ausdrücke sind: Diebsnest, Raubnest[1], welche von den Nestern der Raubvögel entlehnt sind; desgleichen der Ausdruck: sich einnisten statt sich festsetzen; wird besonders von unerlaubten Begierden, Neigungen, Leidenschaften und ähnlichen sittlichen Fehlern gebraucht; auch von Menschen, jedoch wegen der darin liegenden Vergleichung nur in verächtlichem Sinne; z. B. „in dieser Stadt hat sich viel schlechtes Gesindel eingenistet."

732. **Das Nest rein halten.**

„Turpis avis, proprium qui foedat stercore nidum." Mone, „Anz.", VII, 504. — „Progenies avium mala foedat

---

[1] Auch Rattennest, besonders von unbewohnten Ritterburgen. Doch sagt Luther auch: „Wittenberg, das arme Rattennest." „Hauspostille", S. 192.

stercore nidum." Lib. sent.; Haupts „Zeitschrift", VI, 305. — „Non est illa valens quae nidum stercorat ales." Ebenda. — „Duostu selbe in din eigen nest Du gligest wol dem wedehoppen, Wa du dan sitzest aber stest Dar in so muostu knoppen." Muskatblüt 44, 67; 78, 55.

733. **Es ist nicht weit her!**

Die Waren, die weit her sind, hält der deutsche Michel für die besten, eine Folge der traurigen politischen Verhältnisse, die seit dem Dreißigjährigen Kriege das deutsche Nationalgefühl zum Sinken brachten, was sich besonders in der Mißachtung des Heimischen und Überschätzung alles Fremden kundgab.

734. **Aus der Not eine Tugend machen.**

Die Redensart bezieht sich auf eine Handlung, die unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht gestattet ist, die aber zu entschuldigen ist nach dem Sprichwort: Not kennt kein Gebot. — Wir finden die Redensart zuerst bei Hieronymus ep. 54, 6; Hieron. in Rufin. 3, 2: facere de necessitate virtutem. — Frz.: faire de nécessité vertu; — engl.: to make a virtue of necessity.

735. **Es geht (ist) Not an Mann!**

Auch in der Form: „Wenn Not an Mann geht." Schon im Mittelhochdeutschen heißt es: „Wenne es gât an rechte not So sint die fründe alle tot." Boner. LXII, 71. — „Wan wenne es gat an rechte not So lat er dich, wan er ist rot." Ebenda LXXIII, 47. — „Wann es gat an ein not." Brant, „Narrenschiff", 10, 31. — Hierzu vgl.: „Bald gont jn grosser plagen an." Ebenda 38, 94. „Das jnn solt vnglück jung an gon." Ebenda 90, 80. „Geschähe aber daz daz land eine not angienge." Schmeller, II, 5.

736. **Es geht wie nach Noten!**

D. h. sehr pünktlich und exakt. Von dem Musikvirtuosen entlehnt, der ein Stück, ohne daß Noten vorhanden sind, sicher und korrekt zur Ausführung bringt.

**737. Er ist unser einziger Notanker;** s. Nr. 42.

**738. Er hat seine Nücken; einem die Nücken austreiben.**

Nücken, s. v. w. tückisches, halsstarrisches Wesen, scheint von nicken zu kommen und ursprünglich von störrischen Pferden gesagt zu sein, die oft unwillig den Kopf in die Höhe werfen und wieder nicken.

**739. Eine gute Nummer bei jemand haben.**

S. v. w. bei ihm gut stehen, gut angeschrieben sein, wie der Schüler bei seinem Lehrer.

**740. Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor!**

S. v. w. Bange machen gilt nicht. — Die Redensart soll auf folgenden Vorfall zurückgehen: Der Ritter Eppelin von Gailingen lag mit Nürnberg in Fehde und fügte dem Handel der reichen Stadt großen Schaden zu, bis es endlich gelang, den Ritter einzufangen. Er sollte gehängt werden. Im Burghofe bat er sich die Gnade aus, noch einmal sein gutes Streitroß tummeln zu dürfen. Kaum aber saß der Ritter auf dem Rücken des freudig aufwiehernden Tieres, so flog es auch schon mit gewaltigen Sätzen über die Burgmauer und den Graben, und die Herren in Nürnberg hatten das Nachsehen.

In ähnlicher Weise hat auch Till Eulenspiegel den Nürnbergern einen Streich gespielt.

**741. Jemand eine harte Nuß zu knacken geben.**

S. v. w. ihm eine schwere Aufgabe stellen. — Der Kern, d. i. die Frucht der Nuß, ist eingeschlossen in einer rauhen, harten, holzigen Schale, die es aufzubeißen gilt, wenn man den Kern erlangen will. Daher auch das Sprichwort. Vgl. Tunnicius (a. 1514) Nr. 152: „De de kerne wil eten, de mot de not upbreken.“ Ebenso schon bei Plaut. Curc. 1, 1, 55: „Qui e nuce nucleum esse vult, frangit nucem“, d. h. wer den Vorteil will, scheue die Anstrengung nicht.

## O.

**742. Die Ochsen hinter den Pflug spannen.**

Auch in der Form: das heißt, den Pflug vor die Ochsen spannen (mettre la charrue devant les bœufs), s. v. w. eine Sache verkehrt anfangen. — „Er seczt den wagen für die rinder." Ring 19$^{c}$, 42. „Mus die frucht vor dem baum sein? vnd das werck den werckmeister machen? Das heist, mayn ich, den wagen für die roß gespant" u. s. f. Diallage 1528 (Exemplar zu Wolfenbüttel), Nr. 89, Bl. 190$^{b}$. Auch engl.: to put the cart before the horse; und frz.: la charrue va devant les bœufs. Vgl. Nr. 778.

**743. Da stehen die Ochsen am Berge**; s. Nr. 121.

**744. Den Ofen anbeten.**

Ist eine Bestimmung im Pfänderspiel, worin sich noch deutlich mythische Beziehungen erkennen lassen. Unter dem Ofen ist hier nicht ein moderner, prosaischer Ofen, sondern der heilige Herd[1] zu verstehen, an welchem gute Götter und helfende Geister wohnen. So erklärt sich auch, daß in vielen Sagen und Märchen der unschuldig Verfolgte, der Unglückliche, dem die Menschen nicht zu seinem Recht verhelfen wollen oder können, die erste Königstochter, welche von der falschen verdrängt ist, in äußerster Herzensbedrängnis „dem Ofen ihre Not klagen", worauf ihnen alsbald geholfen wird. Herd und Ofen (gotisch: auhns, also h für f: h entspricht dem g im lateinischen ignis) sind der Holle heilig; darum schauen auch die Jungfrauen in der Neujahrsnacht in den Ofen und gewahren darin das Bild ihres Zukünftigen. Dies ist auch der Sinn des gesellschaftlichen Spiels: „den Ofen anbeten" und des dazu gehörigen Kinderspruchs:

---

[1] Der Herd führt seinen Namen nach der Mutter Erde, die unsere Altvordern bekanntlich hoch verehrten; ihr Name Nerthus wandelte sich mit der Zeit in Hertha und Herda um, welche noch vielfach als Namen vorkommen; vgl. die Familien- und Ortsnamen: Harz; Herda (in Meiningen), Hertefeld, Hersfeld; Herter, Herder, Harder.

„Lieber Ofen, ich bete dich an, du brauchst Holz und ich einen Mann.“

745. **Es ist nicht ganz ohne!**

Eine elliptische Redensart, bei welcher das Ausgelassene, was man hinzu denken muß, verschieden sein kann, z. B. es ist nicht ganz ohne Grund, nicht ohne Zweck, nicht ohne Nutzen u. s. f., je nachdem der Zusammenhang das eine oder andere zur Ergänzung verlangt. — „Wahr und nicht ohne.“ Meichsner, „Decisiones camerales“ (Mogunt. 1663), 2, 955. (Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 28.)

746. **Die Ohren spitzen.**

S. v. w. auf etwas genau merken. Dieses Spitzen der Ohren ist eine Äußerung von Reflexbewegung und gilt, übertragen auf den Menschen, dessen Ohren unbeweglich sind, als ein Bild der Aufmerksamkeit. — Erasmus III, 2: „Auribus arrectis.“ Mit der Erklärung: „Ducta metaphora ab animantibus, quorum plerisque mos est, si quando quid eminus audierint, aures surrigere. Nam uni animantium homini natura dedit auriculas immobiles.“ Auch die Römer hatten die Redensart; „Arrige aures Pamphile“, sagt Terenz (Andria), und Vergil (Aeneide): „Arrectisque auribus astant.“ Hierzu vgl. die Redensart:

747. **Halte die Ohren steif!**

D. h. paß auf! sei nicht mutlos! laß die Ohren nicht hängen wie gewisse Tiere, was als Zeichen der Niedergeschlagenheit und Schwäche gilt.

748. **Jemand über das Ohr hauen.**

S. v. w. ihn arg übervorteilen. Die Bedeutung entwickelt sich leicht; wer einen Schlag über das Ohr erhält, dem pflegt Sehen und Hören zu vergehen; der befindet sich ganz in der Gewalt des Schlagenden.

749. **Einem die Haut (das Fell) über die Ohren ziehen.**

S. v. w. jemand auf wucherische Weise ausbeuten; ihn schinden, hart mit ihm umgehen. Vom Wild entlehnt, dem der Weidmann die Haut oder den Balg abstreift, ohne diesen aufzuschlitzen, bis an die Ohren (oder die Gehöre) herunter, und schließlich, nachdem diese gelöst sind, wo sie am Kopfe angewachsen sind, auch über den Kopf. — Lat.:

„detegitur corium de tergo meo.“ Plaut. Epid. 1, 1, 63; ib. 5, 1, 19; cf. perdere corium, ib. 1, 1, 84; corium alicui concidere. Plaut. Amphitr. pr. 85.

750. **Sich etwas hinter die Ohren schreiben.**

D. h. sich etwas merken, um sich bei rechter Gelegenheit wieder daran zu erinnern. Unsere Alten pflegten bei wichtigen Anlässen, bei Abschließung eines Vertrages, bei Legung von Grenzzeichen u. dgl. auch Knaben als Zeugen zuzuziehen, sie in perpetuam rei memoriam in die Ohren zu kneipen und ihnen das Bedeutsame der Handlung überdies noch durch Ohrfeigen bemerkbar zu machen. Dabei empfingen sie kleine Geschenke. Vgl. G. L. v. Maurer, „Über das gerichtliche Weinen und Beweinen und die gerichtliche Beweinung“ (München 1846). Nach Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 147 fg., findet sich dieser Brauch besonders häufig in bayrischen Urkunden, während sich im Norden weder in Sachsen, noch in Friesland Spuren nachweisen lassen.[1] Noch im vorigen Jahrhundert soll diese Sitte geherrscht haben („Bayrische Altertümer“ [München 1769], S. 162 fg.; vgl. Grimm, a. a. O., S. 143). Daß der Brauch uralt, ist schon von Grimm gesagt und mit einem Citat aus dem Ripuarischen Gesetz belegt. Daß aber schon bei den Römern ein ähnlicher Usus herrschte, wollen wir noch nachträglich anführen. Man durfte nämlich bei einer gerichtlichen Anklage einen andern nicht eher gewaltsam vor das Gericht führen[2], bevor man sich nicht einen Zeugen dafür verschafft hatte, daß derselbe ordnungsmäßig geladen war. Dies geschah, indem man einen Zeugenfähigen fragte: licet (te) antetestari? und im Falle seiner Bereitwilligkeit mit dem Worte: memento das Ohrläppchen (auricula) dreimal zupfte. Plin. nat. hist. 11, 45, 103: „est in aure ima memoriae locus, quem tangentes antetestamur.“

---

[1] Trotzdem ist diese Sitte auch für England bezeugt bis zum J. 1830; s. Brand-Ellis, „Observations on Popular Antiquities“, 1, 123.

[2] Aliquem reum agere. Das Bild ist entlehnt von der Vorstellung, daß man den Schuldigen gleichsam vor Gericht treibe; daher dann die spätere Bedeutung: jemand verklagen.

**751. Etwas zu einem Ohre hinein und zum andern hinauslassen.**

D. i. es ohne Aufmerksamkeit hören. — Agricola (1529) Nr. 152: „Es gehet dir zu einem ohr eynn, zum andern widder aus." Mit der Erklärung: „Wem ein ding ernst ist, darauff yemand achtung hat, der selbige horet mit beyden ohren zu, wem aber das nicht ernst ist, der horet allein mit einem ohr zu, vnd mit dem andern anderßwohyn, Also daß mit beyden ohren horen so vil sey, als mit großem fleiß horen, Vnd mit einem ohre horen, so vil, als on fleiß auff mercken." — Schon „Parzival", 241, 25: „zeinem ôren în, zem andern für." „Wigalois" (herausg. von Pfeiffer) 8, 12, 13: „Er lât ez durch diu ôren gar, Zem einen în, zem andern ûz." „W. Gast", 14716 fg.: „Alsam geschiht Dem boesen man; swaz man im seit, Daz vert vür die wârheit Zeim ôren ûz, zem andern in."

**752. Es (faustdick) hinter den Ohren haben.**

D. h. witziger, listiger, verschmitzter sein, als man zu sein scheint. Von einem Menschen gebräuchlich, der bei unschuldigem, einfältigem Aussehen sich doch zu seiner Zeit ganz anders zeigt. Die Redensart ist physiognomisch zu erklären. Nach der von Gall aufgestellten Schädellehre sollen hervorragende Stellen der Schädeloberfläche auf das Vorhandensein einer größern Entwickelung gewisser Organe[1] und davon auf das Vorhandensein der in ihnen residierenden Anlagen, Neigungen u. s. f. schließen lassen. Nach dieser Organologie befindet sich u. a. das Organ der Schlauheit in unmittelbarer Nähe des Ohrs. Außerdem weiß man, daß das Hinterhaupt, der Sitz des kleinen Gehirns, beim Menschen der Sitz der Triebe und des Begehrungsvermögens ist.

Preime (Programm, Cassel 1875) bringt Folgendes als einen Versuch zur Lösung vor. In dem Roman „I promessi sposi" von Manzoni werden im ersten Kapitel Banditen er-

[1] Das Gehirn ist nach Gall nicht bei jeder einzelnen Geistesthätigkeit seiner ganzen Masse nach thätig, sondern jede einzelne Geistesverrichtung kommt vermittelst eines besondern Teils (Organs) desselben zu stande, sodaß das Gehirn als ein Inbegriff von Organen erscheint, die teils dem Begehrungsvermögen, teils dem Erkenntnisvermögen dienen.

wähnt und geschildert. Sie trugen um den Kopf ein Netz, um die Haare zusammen zu halten, aus dem auf der Stirn ein mächtiger Haarwulst hervorging. Diesen ciuffo (d. i. Haarwulst) benutzten die Banditen bei ihren Unternehmungen als ein Verhüllungsmittel, als eine Art Maske, den sie in Zeiten, wo derartiges nicht nötig war, hinter die Ohren zurücklegten. Deswegen wird in dem später (Kap. 3) angeführten Edikt des Statthalters den Barbieren bei strenger Strafe verboten, irgend eine Art von Zopf oder die Haare länger als gewöhnlich stehen zu lassen, sei es auf der Stirn oder hinter den Ohren, sondern sie so zu schneiden, daß alle von gleicher Länge seien. Eine Verbindung dieser Sitte und unserer Redensart hält Preime bei dem Verkehr, der zwischen Italien und namentlich Süddeutschland — auch in Tirol ist die Redensart zu Hause — bestand, durchaus nicht für so unwahrscheinlich.

753. **Tauben Ohren predigen.**

D. h. solche Menschen, die nicht hören wollen, ermahnen. Man tadelt mit diesem Ausdruck den Starrsinn und die Hartnäckigkeit derjenigen, die auf ihrer Ansicht beharren, ohne den Gegengründen anderer Gehör zu schenken. — Im Lat. ist ebenso sprichwörtlich: surdo asello narrare fabulam, d. i. einem tauben Thoren predigen, Hor. ep. 2, 1, 199. Vana surdis auribus canere. Liv. 40, 8, 10; vgl. Verg. Ecl. 10, 8: „Non canimus surdis, respondent omnia silvae.“ Propert. 4, 8, 47: surdo canere; Ovid. amor. libr. 3, 7, 61: ad surdas aures canere (cano = weissagen, vorausverkündigen, weil die Orakelsprüche und Weissagungen ursprünglich in gebundener Rede abgefaßt waren). Vgl. ferner das lat. Sprichwort: mortuo verba facere. Plaut. Poenulo 4, 2, 18; Ter. Phorm. 5, 10, 26.

754. **Das rechte Ohr klingt mir!**

Das Klingen der Ohren hält der Abergläubische für eine Wirkung, die dadurch verursacht werde, daß abwesende Leute von ihm reden. Schon in den ältesten Zeiten hielt man die rechte Seite für glücklich und die linke für unglücklich, und man hat dies auch auf das Ohrenklingen ange-

wendet. Beim Klingen des rechten Ohres wird Gutes von einem Menschen gesprochen, beim Klingen des linken Ohres aber zittert der Aberglaube — es bedeutet häßliche Nachrede, eigentlich aber bloß Vollblütigkeit und Erhitzung! Schon im Altertum findet sich die Redensart: tinniunt aures sono suopte. Catull. 52, 10.

755. **Dünne Ohren haben.**

S. v. w. ein leises Gehör; ebenso wie in dieser Redensart steht auch in der folgenden, dem Oppositum, Ohr statt Gehör: „dicke, harte Ohren haben", d. i. nicht hören wollen.

756. **Öl ins Feuer gießen**; s. Nr. 294.

757. **Öl auf die Wogen gießen.**

S. v. w. die Leidenschaften besänftigen. „Das sänftigende Öl, das den brausenden Wellenschlag ebnen möge." Görres. — Die merkwürdige Thatsache, daß die Oberfläche der See durch Hineingießen von Öl geglättet wird, war schon im Altertum bekannt.

758. **Wie ein Ölgötze dasitzen!**

Seb. Franck, I, 202[b] im Kapitel „von Unzytiger red": „Du stast wie ein Klotz, ólgótz, Tilman (Till Eulenspiegel?), lüchter" u. s. w. — Agricola Nr. 186: „Ein stock vnd ein holtz das geferbet ist, vnd oel getrencket, auff das die farbe bleibe vnd vom regen nicht abgewaschen werde, ist ein oelgötze, Goetze kompt von Gott, vnd ist etwas das ein bildnis hat on leben, on seele, darumb ist ein oelgötze, ein mensch der nyrgent zu nutze ist, do widder verstand noch witze bey ist." — Die Redensart wird zuerst von Bekennern des Protestantismus gebraucht und etwa so entstanden sein. In verschiedenen Städten war neben der Kirche, in Dresden z. B. neben der Kreuzkirche, ein Anbau, der Ölberg hieß. Hier befand sich eine lebensgroße Figur Christi, desgleichen die drei schlafenden Jünger (Petrus und die zween Söhne Zebedäi, nach Matth. 26, 37). Diese Bilder waren vor der Reformation allgemein Gegenstand heiliger Verehrung, besonders am Grünen Donnerstag. Nach der Reformation nannte man dergleichen Bilder Götzen und diese daher Ölgötzen.

759. **Der Fluß (See) verlangt jedes Jahr sein Opfer!**

D. h. alljährlich ertrinkt jemand darin. Das Sprichwort beruht auf der altheidnischen Vorstellung, daß Flüsse, Seen, Quellen Wohnungen von Göttern seien, welche bestimmte Opfer bekommen: Menschen oder Tiere. Andere Opfergaben stellte man am Ufer eines Flusses oder am Rande einer Quelle nieder; auch zündete man Lichter an. In einigen Gegenden wird jene uralte, abergläubische Vorstellung auf den 28. Oktober (Simon und Judä) bezogen; deshalb weist auch der Fährmann Ruodi in Schillers „Tell", I, 1, die dringenden Aufforderungen Tells, der Hirten und Jäger, den verfolgten Baumgarten zu retten, mit den Worten zurück:

> Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
> Es kann nicht sein; 's ist heut Simons und Judä,
> Da rast der See und will sein Opfer haben.

## P.

760. **Dem will ich ein P vorschreiben!**

D. h. daran will ich ihn verhindern; daran soll er sich nicht wagen, sich nicht vergreifen. Aus den Zeiten der Pest oder der nicht minder gefährlichen schwarzen Pocken. Schon bei Seb. Franck, II, 71[b]: „Ich will ein P für das hauss schreiben."

761. **Zu Paaren treiben.**

S. v. w. in die Flucht schlagen; eigentlich jemand zu seiner Krippe treiben, gleich einem Tier, das dem Stall entflohen ist. — Paaren ist volksetymologisch verderbt aus dem althochdeutschen parno, mittelhochdeutsch barn = Futterkrippe. Noch H. Sachs sagt: einen an den barn treiben.

762. **Er pocht wie ein Pachtbauer!**

Die sogenannten Pachtbauern (die jetzigen Erbzinspächter) zeichneten sich früher meist so sehr durch Wohlhabenheit und

Kraftgefühl vor den verzweifelnden Fronbauern[1] aus, daß obiger Ausdruck sprichwörtlich wurde. Die verhältnismäßig glückliche Lage der erstern wird man recht würdigen können, wenn man sich ein ritterschaftliches Tagelöhnerdorf und dann eines der wohlhabendern Dominialbauerdörfer ansieht. In jenen finden wir fast durchweg die ärmlichsten Wohnungen und Menschen, von denen die schwerste körperliche Arbeit und die Knechtschaft, in welcher sie bis in die jüngste Zeit schmachteten, alle Schönheit, allen Formensinn abgestreift hat, in diesen doch schon einige Wohlhabenheit und kräftige, schöne Menschengestalten mit offenem, freiem Blick.

763. **Nach der Palme ringen; jemand die Palme (die Siegespalme) reichen, zuerkennen.**

Sind Redensarten, die sich leicht aus der symbolischen Bedeutung der Palme oder des Palmzweigs erklären. Auch die Toten erhalten, mit Bezug auf das künftige Leben, einen Palmzweig in die Hand. Da diese Pflanze bei uns nicht heimisch ist, so werden wir dieses schöne Bild wohl dem Orient zu verdanken haben. Und da ist es vor allem die Bibel, welche sich desselben hauptsächlich bedient; vgl. 1 Makk. 13, 51; 2 Makk. 10, 7; Off. 7, 9. Die Palme gilt hier überall als ein Zeichen des erkämpften Sieges, des Friedens.

764. **Panischer Schreck!**

Lat.: Panicus casus, war schon im Altertum sprichwörtlich für einen plötzlichen, leeren Lärm, weil die Alten glaubten, der Gott Pan sende dergleichen Bestürzung, wobei man die Besinnung verliere. Man dachte sich den Pan bocksfüßig, mit zwei Hörnern und einem langen Bart, behaart und beschwänzt[2], sodaß die Mutter sich vor ihm fürchtete. Zuerst kommt „panischer Schreck“ vor bei Herodot, wo Pan ihn bei Marathon den Persern einjagt. Auch bei

---

[1] Aus der Zeit der Fronbauern stammen die vielen Volkssagen, in denen der Teufel den Edelmann, den Amtmann und den Hofpächter holt.

[2] Im Christentum erhielt der Teufel diese Uniform.

Salamis glaubten die Griechen sich seines Beistands erfreut zu haben.[1]

765. **Unter dem Pantoffel stehen.**

Diese Redensart bezieht sich auf die Herrschaft der Frau über den Mann; vgl. Nr. 511. — Das Wort Pantoffel ist undeutsch und findet sich erst seit dem 15. Jahrhundert in unserer Sprache; dagegen ist der Sinn der Redensart ein viel älterer. Der Pantoffel, resp. der Schuh als Symbol der Unterwerfung und Herrschaft, der sich in unserer Redensart erhalten hat, geht nämlich bis in das früheste Altertum zurück und kann in merkwürdiger Übereinstimmung bei den verschiedensten Völkern, bei den alten Ägyptern, Indern, Griechen, Germanen, Slawen und Semiten nachgewiesen werden. Wir wollen hier von Belegstellen absehen, die nur in ihrer Ausführlichkeit von Interesse sind.

In Deutschland wurde der Schuh, einer alten Sitte gemäß, als Symbol der durch das Verlöbnis bewirkten Mundschaftsübertragung gebraucht. So lange die Jungfrau unvermählt war, stand sie unter des Vaters Mundschaft; sobald aber die Braut den ihr vom Bräutigam dargereichten Schuh angelegt hatte, ward sie als seiner Gewalt unterworfen betrachtet.[2] Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 155. Daher spricht man noch heute von einer Pantoffelherrschaft, wenn der Mann in den Schuh oder Pantoffel der Frau gestiegen zu sein scheint. — Drastisch ist der englische Ausdruck: he is a henpecked husband, d. i. ein von der Henne gepickter Ehemann.

766. **Seine Pappenheimer kennen.**

Diese Redensart stammt aus Schillers „Wallensteins Tod", III, 5. Die Pappenheimer waren bekanntlich das

[1] Die Römer haben mit Pan ihren Faunus, ebenfalls Gott des Feldes und des Waldes, identifiziert. Dieser liebte es, ebenso wie Pan, in den Wäldern die Menschen zu necken und zu schrecken; daher sein „faunisches Lachen".

[2] Ähnlich trat bei einer Adoption der zu Adoptierende in einen frisch verfertigten Schuh, in welchem der Vater unmittelbar vorher gestanden hatte. Vgl. Grimm, a. a. O., S. 155.

Kürassierregiment des Grafen Pappenheim. In der erwähnten Scene treten zehn Pappenheimsche Kürassiere auf, um Wallenstein, ihren geliebten Oberbefehlshaber, ihres unverbrüchlichen Vertrauens zu versichern, worauf der große Feldherr die anerkennenden Worte spricht: „Daran erkenne ich meine Pappenheimer.“

767. **Er versteht die Passauerkunst!**

D. h. er vermag sich hieb-, stich- und kugelfest zu machen; er ist gegen das Unglück gefeit. Die Passauerkunst und die mittelst derselben verfertigten sogenannten Passauerzettel gelangten im 17. Jahrhundert zu großer Berühmtheit. Folgende Schriften geben uns über den Ursprung derselben Auskunft: 1) Anhorn, „Magiologia“, 837, 838; 2) der „Achilles panoplus redivivus“ des Joh. Ernst Burggraf; und 3) „Das simplicianische Vogelnest“, Tl. II, Kap. 25.

Als im J. 1611 ein Heer gegen den Erzherzog Matthias und die böhmischen Stände zog, verkaufte der Scharfrichter zu Passau Kaspar Neithardt den Soldaten einen Talisman gegen Hieb, Schuß und Stich. („Das Vogelnest“ nennt statt des Henkers einen Passauer Studenten als Erfinder.) Dieser Talisman war thalergroß, mit allerlei Zeichen und Figuren, sogar mit dem Blute von Fledermäusen bemalt; in der Regel trug er noch die Aufschrift: „Teuffel, hilff mir, Leib und Seel gib ich dir“ („Vogelnest“, II, 25). Nach Anhorn mußten diese Zettel verschluckt werden, wodurch bewirkt wurde, daß „diese gottlosen Teufelsdiener weder von Rapier noch Degen wund gemacht werden: vnd die Musquetenkugeln in die Ermel empfahen, vnd mit den Händen auffangen könnten.“ Das Geheimmittel kam so in Schwung, daß es den Namen Passauerkunst erlangte.

768. **Sein Pensum absolvieren.**

D. h. die aufgegebene, zugemessene Arbeit (besonders Schülerarbeit) vollenden. Pensum ist das Zugewogene, ursprünglich die zugewogene Wolle, welche Sklavinnen an einem Tage verarbeiten mußten; absolvieren = abwickeln. Die Redensart ist eine Nachbildung der lateinischen Redensart: pensum solvere, welche hergenommen ist von der weiblichen Wollarbeit, von der einer jeden Sklavin ein be-

stimmtes Gewicht als Beschäftigung von der Spinnaufseherin (lanipendia oder libraria) zugewiesen ward.

769. **Die Perlen vor die Säue werfen.**

Sinn: Edles und Herrliches dem bieten, der es nicht zu würdigen versteht; wenn man z. B. von Kunst und Wissenschaft zu einem Menschen spräche, dessen prosaischer, gemeiner Sinn kein Verständnis dafür besitzt. Nach Matth. 7, 6: „Nolite dare sanctum canibus et ne mittatis margaritas vestras ante porcos.“ Sinn des biblischen Gleichnisses: „Hüte dich, die göttliche Wahrheit lasterhaften, den bösen Lüsten ergebenen Menschen mitzuteilen.“ Das Sprichwort war auch im Mittelalter bekannt: „Swer berlîn schüttet für die swîn, Die mugen niht lange reine sîn.“ Frîd. 123, 6; Renner 5857; vgl. Wigalois 7, 15. Ferner Tunnicius (a. 1514) 6: „Men sal de perlen nicht vor de swyne werpen“; mit der lateinischen Übersetzung: „Porcellis gemmas, gallo quis spargeret aurum?“ Auch im Engl.: to throw pearls before swine, und im Frz.: donner des perles aux porcs. — Zu vergleichen ist das lat. Sprichwort: nihil cum fidibus graculo, eigentlich nichts mit der Leier für eine Dohle, von Leuten gebräuchlich, die von Musik und Dichtkunst nichts verstehen. Gellius noct. Attic. praef. 19.

770. **Dem Peter nehmen und dem Paul geben.**

D. i. dem einen es nehmen und dem andern es geben; vom einen etwas leihen, um den andern damit zu bezahlen; den Gläubiger wechseln. Im Englischen lautet die Redensart: to rob Peter to pay Paul; im Frz.: dépouiller saint Pierre pour habiller saint Paul; im Ital.: scoprire un altare por coprirne un altro (von einem Altar die Decke abnehmen, um einen andern damit zu bedecken).

Die Zusammenstellung der beiden allitterierenden Namen Peter und Paul als Gattungsnamen ist sehr verbreitet, wahrscheinlich wegen der großen Verehrung, welche die beiden Heiligen von jeher genießen. Die Bilder des heiligen Petrus und Paulus reichen bis in die ersten Zeiten des Christentums hinauf, und in dieser Zeit mag auch die Entstehung unserer Redensart zu suchen sein. Damals

pflegten die Bischöfe häufig aus ihren ältern Kirchen Gegenstände, die dort reichlich vorhanden waren, zu entnehmen, um sie an solche neue Kirchen zu geben, denen diese Dinge noch fehlten. Man handelte hier in Übereinstimmung mit St. Paulus, der in der zweiten Epistel an die Korinther XI, 8, schreibt: „Alias ecclesias exspoliavi, accipiens stipendium ad ministerium vestrum" („Und habe andere Gemeinden beraubt, und Sold von ihnen genommen, daß ich euch predigte"). So mag es denn besonders häufig vorgekommen sein, daß man dem heiligen Petrus den Rock nahm, um ihn dem heiligen Paul anzuziehen; vgl. die französische Redensart; denn bekanntlich war es früher Sitte, den Statuen der Heiligen natürliche Gewänder anzulegen, eine Sitte, die noch heute in manchen Gegenden üblich ist.

Die Redensart findet sich einer alten Chronik zufolge (Quitard, „Etudes" [Paris 1860], p. 305) lateinisch schon zur Zeit Dagoberts, der zur Gründung der Abtei Saint-Denis verschiedenen Kirchen die oben beregte Kontribution auferlegte. So mußte u. a. die heilige Martinskirche in Tours ihre eisernen Thüren an die Sankt Dionysius-Abtei abliefern, bei welcher Gelegenheit das Sprichwort in folgender Fassung zur Anwendung kam: „Non est spoliandus Petrus ut vestiatur Paulus."

### 771. In seinen vier Pfählen!

Mit den „vier Pfählen" sind gemeint die vier Eckständer des Hauses, ein altertümlich poetischer Ausdruck, der in den alten Weistümern symbolisch für Wohnung, Haus vielfach gebraucht wird; vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 212: „binnen seinen vier phählen; in sin vier palen liggende beslote, binnen sin vier stapelen"; ferner das alte Sprichwort: „wer seine vier phell weret, der tut notwer als der seinen leib rettet." Homeyer, „Glosse zum Sachsenspiegel". — Übrigens kann bei diesem Ausdruck noch Folgendes in Betracht gezogen werden. Die alten Deutschen wohnten als ein unruhig wanderndes Volk in Gezelten und Hütten, aus vier Hauptpfählen bestehend, mit Baumzweigen bedeckt. War eine Gegend abgeweidet, oder wurden sie gedrängt von nachrückenden, gleich unruhigen Volksstämmen, so verließen sie

leicht ihre Wohnung und zogen fort, einen andern bessern Platz zu suchen und ihre neue Niederlassung zu beginnen. Wohnungen von Stein waren den alten Deutschen unbekannte Dinge und nur von den Römern mochten sie solche kennen gelernt haben.

**772. Ich wollt', er wär', wo der Pfeffer wächst!**

Gemeint ist hier das Land des Cayennepfeffers, jene französische Besitzung in Südamerika, die als Deportationsort von Verbrechern und wegen des mörderischen Klimas bekannt genug ist. Durch obige Verwünschungsformel wird demnach jemand ein Schicksal angewünscht, das mit dem Tode identisch ist. Schon Murner, „Narrenbeschwörung", $r^8$, gebraucht dieses Wort: „Ach werents an derselben statt Do der pfeffer gewachsen hat."

**773. Die Pfeife im Sack halten, in den Sack stecken.**

S. v. w. schweigen, kleinlaut sein oder werden. Von der Sackpfeife, alias Dudelsack[1], entlehnt, einem schon im Altertum bekannten, jetzt nur noch in ländlichen, bäurischen Kreisen üblichen Tonwerkzeug, bestehend aus ledernem Sack oder Schlauch und einer damit verbundenen Pfeife. Schon zu Seb. Brants Zeiten muß die Sackpfeife nicht mehr recht beliebt gewesen sein. Auf dem Holzschnitt zu Kap. 54 des „Narrenschiffs" musiziert nämlich ein Narr wohlgefällig auf einem Dudelsack; Harfe und Guitarre liegen zu seinen Füßen. Die Mottoverse des Kapitels lauten:

Wem sackpfiffen freüd, kurtzwil gytt
Vnd acht der harpff, vnd luten nytt
Der gehört wol vff den narren schlytt.

Ferner 54 fg.:

Eyn sackpfiff ist des narren spil
Der harpffen achtet er nit vil
Keyn gůt dem narren jn der welt
Baß dann syn kolb, vnd pfiff gefelt —
Kum loßt sich stroffen der verkert.

Das Sprichwort findet sich schon „Simplicissimus", S. 441: „So hatte ich die Pfeiffe wol im Sacke müssen stecken

[1] Der verächtliche Ausdruck „dudeln" dient zur Bezeichnung der eintönigen, kunstlosen Musik.

lassen." Vgl. ital.: andarsene colle pive (colle trombe) nel sacco, mit der Pfeife im Sack abziehen (d. i. unverrichteter Sache, mit langer Nase abziehen).

774. **Nach eines andern Pfeife tanzen müssen.**

Ursprünglich von dem Bären gesagt, der bei dem Tone des Dudelsacks tanzen muß; übertragen s. v. w. sich nach dem Willen eines andern bequemen müssen. — Gabr. Rollenhagens „Amantes amentes", V, 5: „dantzen na miner pipen." Dasselbe im „Redentiner Osterspiel", 1210 und 1775.

775. **Einen pfeifen.**

S. v. w. trinken. Wahrscheinlich von der Form gewisser Trinkgefäße entlehnt; über die Mannigfaltigkeit derselben s. die Redensart: einen guten Stiefel vertragen! Eine Form derselben war die, welche auch eine Pfeife enthielt, auf welcher der Trinkende, wenn er den Krug geleert hatte, einen Pfiff ertönen ließ. Ein solches Gefäß soll u. a. in der Sammlung des Casseler Museums zu sehen sein.

Vielleicht stammt der Ausdruck auch von folgender Sitte, die noch jetzt besteht; dieser gemäß füllt beim Branntweintrinken aus gemeinsamer Flasche der erste Trinker das Gläschen, pfeift, trinkt, füllt es wieder, pfeift und reicht es seinem Nachbar, der ebenso verfährt (Preime). Vgl. hierzu:

einem etwas pfeifen,

ihn spöttisch abweisen, ihm sonst etwas thun als das Verlangte, es versagen.

776. **Sich aufs hohe Pferd setzen.**

S. v. w. sich durch äußeres Auftreten wichtig machen, sich hochmütig spreizen. Wer hoch zu Pferde sitzt, genießt die Luft aus einer höhern Region als jemand, der sich auf Schusters Rappen befindet, und dieses wirkt ja auch auf Geister ein, ebenso wie auf das Barometer! — Der Römer sagte: „ille homo habet equum Seianum" (Gell. 3, 9), welches von Cn. Seianus († 43 v. Chr. in der Zeit der Proskriptionen) herrührt, weil er ein Pferd zu besitzen behauptete, das von den Pferden des Diomedes abstammte.

**777. Auf einem fahlen Pferde befunden werden**; s. Nr. 267.

**778. Die Pferde hinter den Wagen spannen.**

S. v. w. eine Sache verkehrt anfangen. Auch sagt man in gleichem Sinne: das Pferd beim Schwanze (statt beim Kopf) aufzäumen; so Luther in einem Brief an die „Frankfurter am Meyen“: „Da ist der rechte Meister klügle: Der das Roß am Hintern zäumen kann, Und rücklings reitet seine Bahn, Seiner Sackpfeifen Hall, Ist der allerbeste Schall“ (Heuseler 52). Vgl. die Redensart Nr. 742.

**779. Vom Pferd auf den Esel kommen**; s. Nr. 259.

**780. Es ist eine Pferdearbeit!**

S. v. w. eine übermenschliche Arbeit; denn das Pferd übertrifft den Menschen an Ausdauer und Kraft. — Namenlose Sammlung (a. 1532), Nr. 397: „Es ist roßarbeyt.“ Mit der Erklärung: „Die eim menschen zuuil, vnd zuhart ist. würt auch zum innerlichen gebraucht.“ Agricola Nr. 690 erklärt denselben Ausdruck wie folgt: „Ein pferd vnd ein maul thun grosse arbeyt, darumb wenn man von grosser arbeyt sagt, die schier vber eines menschen kreffte ist, so spricht man es sey roß arbeyt.“ — Man vgl. hierzu den niederdeutschen Ausdruck: sich abmarachen, d. i. sich gleich einem Pferde durch anstrengende, schwere Arbeit entkräften; Marach = Streitroß; Mar, Mähre = Pferd überhaupt.

Der Ausdruck „Pferdearbeit“ ist ein Volkssuperlativ, der zur Veranschaulichung des Grundbegriffs besonders gern durch Zusammensetzung mit Tiernamen gebildet wird. Vgl. die Redensart: Pferdearbeit und Spatzenfutter! Ferner Ausdrücke wie: Pferdenatur, Pferdekur, Hundetreue, Bärenkälte, Wolfshunger, Sauglück, Rabenmutter; fuchswild, hundsmager, hundsgemein, hundsmüde, hundstoll, pudelnaß, ochsendumm, saugrob, sauwohl, spinnefeind; vgl. auch den Artikel „splinterfasennackt“.

**781. Sich auf den Pfiff verstehen.**

Von einem schlauen Menschen, der sich darauf versteht, andere auf feine Weise zu täuschen und zu betrügen. Von der Jagd entlehnt, und zwar ist hier zu denken an die Lockpfeife,

die der Jäger benutzt, um die Stimme der Vögel nachzuahmen. Vgl. das frz. piper = contrefaire le cri de la chuette et des oiseaux pour les attirer et les prendre. Figürlich: Piper des dés, les préparer afin de tromper au jeu. Larousse, „Dictionnaire de la langue française“.

Daher auch die Ausdrücke:

pfiffig, ein Pfiffikus sein,

ursprünglich von einem schlauen Vogel gesagt, der den Pfiff der Jäger kennt und sich nicht davon überlisten läßt; übertragen von einem Menschen, welcher der Ränke und Kunstgriffe unter den Menschen kundig ist und deshalb nicht leicht betrogen werden kann. Vgl. auch die Redensart:

Das ist ein Ding mit 'nem Pfiff!

Ursprünglich ist wohl die Lockpfeife darunter zu verstehen.

782. **Keinen Pfifferling wert!**

Sprichwort zur Bezeichnung von etwas Wertlosem, einer unbedeutenden Kleinigkeit. Der Pfifferling, im 16. Jahrhundert auch Pfefferling genannt, ist ein Pfefferschwamm; er hat seinen Namen daher, daß er einen beißenden, dem Pfeffer ähnlichen Geschmack hat. Der Pilz gehört zu den eßbaren, enthält aber doch wenig Nahrungssaft. Zu vergleichen das lat. „vilior alga“. Horat. Serm. 2, 5, 8. Vergil. Ecl. 7, 42; ferner die Redensart: nicht eine Bohne wert (Nr. 160).

783. **Geputzt wie ein Pfingstochse!**

In der Vergleichung mit dem Tiere liegt etwas Verächtliches. Die Entstehung der weit verbreiteten Redensart hängt mit folgender Sitte zusammen: Am Donnerstag oder Freitag vor Pfingsten ward vor noch nicht allzu langer Zeit z. B. in Mecklenburg, der für das Fest bestimmte fette Ochse, der sogenannte „Pfingstochse“, von den Schlächtern feierlich durch die Stadt geführt, mit einem Blumenkranze um das Haupt, die Hörner mit Gold- und Silberschaum belegt und mit einer Citrone auf der Spitze, endlich auch der Schwanz mit Blumen und bunten Bändern geschmückt. In dem ganzen Aufzuge, der wegen seiner Gemeingefährlichkeit erst vor wenigen Jahren obrigkeitlich verboten worden ist, war

der geschmückte Opferstier nicht zu verkennen, welcher nach altgermanischem Kultus beim Frühlingsfest verzehrt wurde.

Übrigens wird auch in Paris in den letzten Faschingstagen ein aufgeputzter Mastochse von Fleischergesellen durch die Straßen geführt; daher im Französischen die Redensart: promener comme le bœuf gras.

784. **Ein Philister**

ist nach studentischem Sprachgebrauch jeder Nichtstudent; dann jeder engherzige Spießbürger.[1] Das Wort hat sich jetzt in allen Schichten des Volkes eingebürgert. Entstanden soll es in Jena sein. Im J. 1624 fand daselbst eine Schlägerei zwischen Studenten und Bürgern statt, bei welcher einer der ersteren, und zwar einer der Senioren, sein Leben einbüßte. Bei der Beerdigung predigte der Superintendent Götze heftig gegen diese That und sagte: Es sei bei diesem Mordhandel hergegangen, wie dort stehe geschrieben im Buche der Richter 16, 20: „Philister über dir, Samson!“ In schwungvoller Rede schilderte er nun, wie der Erschlagene von den Wächtern überfallen worden sei, wie einst Simson von den Philistern. Von da an nannten die Jenaer Studenten die nichtstudentischen Bürger der Stadt einfach „Philister“. Von Jena ging die Bezeichnung nach und nach auf alle Universitäten über und wurde später, vor allem durch Goethe und die Romantiker, der allgemeine Sprachgebrauch, um spießbürgerliches Wesen zu bezeichnen. Hierher gehören auch die Ausdrücke:

---

[1] Wer da, wo Traubensaft vom Rhein
Der Männer Herz erfrischet,
Den Göttertrank mit Gänsewein
In seinem Becher mischet,
Und wo ein freies Lied ertönt,
Gesichter zieht und Seufzer stöhnt;
Wer immer vom gesunkenen Staat
Und bösen Zeiten pimpelt,
Und jede kühne Männerthat
Spießbürgerlich begimpelt,
Und alle Musenkünste schilt,
Weil sich dadurch der Sack nicht füllt:
Der ist ein Herr Philister!

Ins Philisterium gehen, von einem Studenten, der nach Vollendung seiner Studien in die bürgerlichen Verhältnisse übergeht; und philiströs, s. v. w. beschränkt in Ansichten, im Thun und Treiben; der akademischen Freiheit entgegen.

785. **Von der Pike auf dienen.**

D. i. von der untersten Stufe auf. Vor Erfindung des Schießpulvers trug das Fußvolk den Spieß oder die Pike, eine Stoßwaffe, die etwas kürzer ist als die Lanze; vgl. den Artikel „Spießbürger".

786. **Man gedenkt seiner, wie des Pilatus im Credo!**

Tunnicius (a. 1514) Nr. 543: „Wo quam Pilatus in den Credo?" D. h. wie kam ein Mann wie Pilatus dazu, ins christliche Glaubensbekenntnis (= Credo, Symbolum) aufgenommen zu werden. Daraus entstand später unser obiges Sprichwort, das schon Seb. Franck wie folgt erklärt: „Wenn man den Catechismum lehret die jungen Kinder, so sagt man ihnen im Glauben: Ich glaub an Jesum Christ, der da gelitten hat unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben. Des Pilati wird hie gedacht, aber in keinem guten Sinn, denn man sagt, er hab Jesum Christum zum Tod des Kreuzes geurtheilt und sey schuldig am Sterben des Sohnes Gottes. Des Herostrati gedenkt man auch, aber eben wie Pilatus im Credo, d. i., daß er hat übel gethan."

787. **Er hat die Platte geputzt!**

S. v. w. er ist fortgegangen. Die Redensart stammt aus dem gewerblichen Leben. Wenn nämlich der Maler seine Tagesarbeit vollendet hat, putzt er die Platte, d. i. das Farbenbrett, hängt es bei Seite und verläßt sodann den Ort seiner Thätigkeit.

788. **Polnischer Reichstag!**

Sprichwörtliche Bezeichnung für eine Versammlung, in welcher Unordnung und Streit herrscht, wo alles durcheinander spricht und somit kein Entschluß zu Stande kommt. Ein historisches Sprichwort!

789. **Sich auf polnisch verabschieden.**

D. i. fortgehen, ohne Abschied zu nehmen. Die Redensart soll ihren Ursprung in der Provinz Preußen haben, wohin häufig Geschäfte halber polnische Kaufleute kamen, die sich dann schleunigst wieder aus dem Staube machten, ohne vorher ihre Schulden berichtigt zu haben.

Merkwürdig ist, daß der Franzose das Verschwinden jemandes, ohne Abschied zu nehmen, mit dem Ausdrucke bezeichnet: sortir à l'anglaise, sich auf englisch empfehlen, während der Engländer wiederum einen solchen Abschied einen französischen nennt, wie z. B. aus einer Stelle in Walter Scotts „Antiquar" hervorgeht. Eine Retourkutsche über den Kanal!

790. **Das ist mir Pomade!**

D. i. völlig gleichgültig, ganz egal. Der obige Ausdruck ist aus dem slaw. pomale (russ. помалу) = gemach, langsam, phlegmatisch, entlehnt und wegen der Ähnlichkeit mit dem im Deutschen schon heimischen Ausdruck „Pomade" (eine andere Bezeichnung für Haarsalbe) mit diesem aus Mißverständnis vom Volke identifiziert worden.

791. **Einen von Pontius zu Pilatus schicken**, s. Nr. 479.

792. Den **Postillon** pflegt man **Schwager**

zu nennen, weil man früher ganz allgemein bei vertraulichen Anreden sich des Wortes „Schwager" bediente, während heute „Vetter" an die Stelle getreten ist. Vgl. Brant, „Narrenschiff", 17, 22, 23: „Wer pfennig (d. i. Geld) hat, der hat vil fründ Den grüßt vnd swagert yedermann." Desgleichen enthalten Briefe, welche Fürsten untereinander wechseln, die Anrede: „Freundlicher Bruder, Vetter und Schwager", ohne daß die betreffenden Verwandtschaftsgrade zwischen ihnen bestehen. Vgl. ferner die Stelle in Goethes „Wahrheit und Dichtung", wo er von der Wirkung spricht, die das Erscheinen seines Götz auf die Leserkreise gemacht habe. Einige hatten ihn getadelt, weil er das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert hätte; andere hatten ihn für einen grundgelehrten Mann gehalten, andere wiederum seine Gelehrtheit und gründliche

Sachkenntnis bezweifelt. So habe auch einmal ein angesehener Geschäftsmann Goethe besucht, seine gute Einsicht in die deutsche Geschichte gelobt, aber auch zugleich bemerkt, daß Götz kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen sei, daß also durch das poetische Ehebündnis zwischen Marie von Berlichingen und Franz von Sickingen gegen die Geschichte verstoßen sei. Goethe suchte sein Verfahren dadurch zu rechtfertigen, daß Götz in seiner eigenen Lebensbeschreibung den Sickingen „Schwager" nenne. Allein der Besucher belehrte ihn, daß dieses eine Redensart sei, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältnis ausdrücke, wie man ja in der neuern Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe. Bei der Vertrautheit, die unter Reisenden überhaupt schneller als sonst zu entstehen pflegt, und die bei der frühern Art mit der Post zu reisen erst recht entstehen mußte; auch bei dem Interesse, das jeder hatte, mit dem Postillon auf gutem Fuß zu stehen, läßt sich der Ursprung einer solchen mehr vertraulichen, innigen Anrede leicht begreifen.[1] Lenau, in seinem Gedicht „Der Postillon" sagt: „Schwager fuhr auf seiner Bahn." Ähnlich Bürger im „Raubgrafen":

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
Da reist' ich einst hindurch;
Am Weg auf hohem Felsen stand
Vor alters eine Burg;
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Postillon.

793. **Ein Postschwede!**

D. i. eine Bezeichnung für Briefträger und Postunterbeamte. Nach einer Mitteilung der „Deutschen Verkehrszeitung" (1879) hatten die Schweden im Dreißigjährigen Krieg in den von ihnen besetzten Teilen Deutschlands unter Verwendung von Dragonern eine Art von Feldpostdienst zur

---

[1] Wir erwähnen hier noch den Thurn- und Taxisschen Postreiter, welcher früher die Post zwischen Augsburg und Italien besorgte. Ein solcher Reiter hieß Chevalier oder Cavaliere, was dialektisch Schwalger, Schwaljer gesprochen wurde. Wohl mag auch dieses zur Entstehung der Postillonsanrede beigetragen haben.

Herstellung der Verbindung zwischen den Standorten der einzelnen Truppenteile mit dem Hauptquartier sowie mit der Heimat eingerichtet. Diese schwedischen Dragoner, welche sich wahrscheinlich auch mit der Mitnahme von Briefen an Privatpersonen befaßten, erhielten im Munde des Volks die Bezeichnung „Postschweden“, welche sich bis jetzt erhalten hat und scherzweise noch zur Anwendung kommt.

794. **Potz Sapperment!**

Sprichwörtlicher Ausruf der Verwunderung, auch des Unwillens. Der Ausdruck ist entstellt aus „Gottes Sakrament“; statt „Potz“ sagt Murner noch unverhüllt: „Gotz iudas vnd fier element!“ („Großer lutherischer Narr“, im „Kloster“, X, 80); „Gotz marter wan ir das nit betracht.“ (Ebenda 154). Und Moscherosch II, 668: „Botz hundert tausend Sack ... voll Enten!“[1]

795. **Viele Präambeln machen.**

S. v. w. er macht viel Präludien, lange Vorreden, Einleitungen, ehe er zur wirklichen Sache kommt. Von dem lat. praeambulum, auch Priamel genannt, d. i. eine bei den Meistersängern des 14. und 15. Jahrhunderts übliche Art Sinngedicht, deren Form darin besteht, daß auf eine kleinere oder größere Reihe von Vordersätzen eine abschließende Reihe folgt, die das Vorhergehende in einer Lehre, einem Sittenspruch zusammenfaßt. Diese Form hat sich noch in vielen sogenannten Stammbuchversen erhalten.

796. **Einen an den Pranger stellen!**

S. v. w. ihn bloßstellen. „Pranger“ kommt von „prangen“ und bedeutet einen steinernen Pfeiler oder hölzernen Pfahl, an welchem Verbrecher, durch ein Halseisen festgehalten, vor aller Welt mit ihrer Schande „prangen“ mußten. Der Pranger ist zwar längst abgeschafft, der obige Ausdruck aber

---

[1] Der Ausdruck S a c k e r l o t ist entstanden aus sacra lotio, heilige Taufe. — Auch der Name Jesus ist entstellt worden, um ihn nicht zu entweihen; vgl. O Je, O Herrje, O Jesses, O Herrjes! — Eine vollständige Sammlung von Fluch-, Verwünschungs-, Beteuerungs- und Verwunderungsausrufen wäre wünschenswert!

ist geblieben, um die öffentliche Beschimpfung zu bezeichnen, der jemand preisgegeben wird. So sagt Schiller in seinem „Tell“: „Wir stehen hier am Pranger vor dem Hut.“

797. **Jemand prellen.**

D. i. ihn anführen, betrügen. Hergenommen von dem Prellen der Füchse, einer bekannten Jagdbelustigung, wobei man den Fuchs verleitet, ein ausgespanntes Tuch oder dergleichen zu betreten, mittelst dessen er dann in die Luft geschnellt wird. Aus dieser rohen Belustigung, die früher sogar von Damen für eine noble Passion gehalten wurde, erklärt sich der verächtliche Sinn obigen Ausdrucks. So sagt Schiller in „Wallensteins Lager“, Scene 3: „Sehen wir im Tauschhandel den Kroaten vom Feldschützen geprellt.“

798. **Er ist pudelnaß!**

Ein Volkssuperlativ, s. v. w. durch und durch naß. Der Ausdruck ist hervorgegangen aus „Pfudel“ = Pfütze, Lache und volksetymologisch angelehnt an „Pudel“, indem man sich offenbar einen Hund vorstellte, der einen Gegenstand aus dem Wasser herausholt. Daß der erste Teil des Ausdruckes aus Pfudel entstanden, wird belegt durch Fischart, „Gargantua“, Ausg. 1594 (S. 47 [a]), wo „Pfudelnaß“ gebraucht wird; ebenso hat Olearius (1599—1671), „Vielvermehrte Moskowitische u. s. w. Reisebeschreibung“, a. 1696, S. 33 [b] noch „Pfützenaß“.

799. **Er hat das Pulver nicht erfunden!**

Von einem einfältigen Menschen. Nach der gewöhnlichen Meinung gilt der Franziskanermönch Berthold Schwarz als Erfinder des Schießpulvers. Diese Ehre aber wird dem deutschen Scheidekünstler, der dem Zeitgeiste gemäß bekanntlich den Stein der Weisen suchte, von vielen Seiten abgesprochen. Das Pulver soll lange vorher bekannt und gebraucht worden sein, z. B. von den Chinesen, von den Arabern in Spanien, die sich desselben häufig zu Feuerwerken bedienten. Im 12. Jahrhundert soll es auch in den Bergwerken des Harzes zur Sprengung des Gesteins gebraucht worden sein. Die Italiener haben eine

Redensart, welche eine ähnliche Beziehung enthält: Non aver ritrovato la carta da navigare (die Schiffskarte nicht erfunden haben), mit Bezug auf den Florentiner Amerigo Vespucci, dessen Beschreibung von dem durch Columbus neuentdeckten Erdteile Veranlassung wurde, daß man demselben allmählich den Namen Amerika beilegte und wohl auch den Beschreiber als den Entdecker bezeichnete.

800. **Bis in die Puppen gehen!**

Diese Redensart ist berlinischen Ursprungs. Unter der Regierung des großen Friedrich umgab der bekannte Architekt Frhr. von Knobelsdorff den heute unter dem Namen „der große Stern" im Tiergarten bekannten Platz mit französischen Hecken und stellte neben den acht einmündenden Alleen mythologische Statuen auf, die im Volksmunde „die Puppen" hießen. Ein Spaziergang bis in die Puppen galt nach damaliger Anschauung als ein sehr weiter Weg; daher die übertragene Bedeutung obiger Redensart = zu weit gehen.

801. **Einen Pyrrhussieg erfechten.**

D. i. einen mit großen Verlusten verbundenen Sieg davontragen; einen zu teuer erkauften Erfolg haben. — Nach der im J. 279 v. Chr. gewonnenen Schlacht bei Asculum soll Pyrrhus, König von Epirus, ausgerufen haben: „Si alteram talem victoriam reportavero, mea erit pernicies!" d. i. „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!"

## Q.

802. **Auf dem Quivive stehen.**

D. i. sich argwöhnisch auf die Hände sehen. Die Redensart ist von dem Rufe der französischen Schildwachen (qui vive? wer da?) entlehnt.

## R.

803. **Wie gerädert sein.**

D. i. durch große Anstrengungen und Strapazen sich abgemattet und zerschlagen fühlen. Das Rädern war in

früherer Zeit eine Art Todesstrafe, darin bestehend, daß dem Verbrecher bei der Hinrichtung die Glieder zerschmettert wurden, entweder mittelst eines Rades, welches über dem Verbrecher in Schwung gesetzt wurde, oder mittelst eiserner Keulen. Sobald Arme und Beine zerschmettert waren, wurde der sogenannte Gnadenstoß (in die Brust) gegeben. Zuletzt wurde der Leichnam auf das Rad geflochten und mit demselben auf einer hohen Stange ausgestellt.

Auf eben diese schmachvolle Strafe des Mittelalters geht auch der folgende figürliche Ausdruck zurück:

804. **Eine Sprache radebrechen.**

D. h. eigentlich sie mit dem Rade zerbrechen; dann s. v. w. sie verstümmeln, mißhandeln. Man radebrecht eine Sprache, wenn man sie nur in unverständlichen Bruchstücken zu reden vermag.

805. **Ein Rädelsführer sein.**

D. i. Anstifter einer Verschwörung, Anführer einer aufrührerischen Bande sein. Die gewöhnliche Erklärung, daß die Redensart im Bauernkrieg (1525) entstanden sei, wo die Anführer eine Fahne mit Glücksrad trugen, ist unhistorisch und deshalb zu verwerfen. Der übrigens erst nach dem Mittelalter aufgekommene Ausdruck Rädelsführer (Haltaus, „Glossarium", 1500) scheint vielmehr auf den Kreis oder das Rad zu deuten, welches ausrückende bewaffnete Haufen bildeten. Erläuternd ist hier das slaw. kolo, d. i. Rad, Reigen, Tanz; deshalb erklärt auch der slaw. Litterat Kopitar (s. „Wiener Jahrbuch", XXX, 202) Rädelsführer geradezu als den Anführer eines Tanzes, von Rädel, Reigen, slaw. kolo; vgl. Grimm II, 1014; „Rechtsaltertümer", S. 624.

806. **Raffiniert sein.**

Ist ein von der Zuckersiederei entlehnter Ausdruck; desgleichen der Ausdruck „abgefeimt sein", eigentlich s. v. w. vom Feim (= Schaum; neuengl. foam) gereinigt. „Raffiniert" von frz. raffiner (aus re und affiner) = verfeinert; übertragen immer in tadelhaftem Sinne, von einem feinen, schlauen, geriebenen, abgefeimten Menschen; zu vgl. der

Ausdruck: Abschaum, in eigentlicher Bedeutung der oberste Teil einer flüssigen Materie, der von dem übrigen ausgeworfen, hernach abgeschöpft und als untauglich und schädlich weggeworfen wird; in übertragener Bedeutung wird „Abschaum des Menschengeschlechts" in Bezug auf sittliche Verdorbenheit gesagt.

807. **Mit einer Sache zu Rande kommen.**

S. v. w. sie beendigen. Die Redensart rührt ohne Zweifel von den Seefahrern her und will eigentlich sagen: das Ufer erreichen.[1] — Lessing: „Du bist zu Rande", d. h. fertig, zu Ende, „Nathan", III, 7.

808. **Außer Rand und Band sein.**

S. v. w. sich nicht in Ordnung befinden, nicht in dem richtigen Verhältnisse sein; ausgelassen sein. Das Bild ist von dem aus seinem Einbande losgerissenen Buche entlehnt.

809. **Einem den Rang ablaufen**; s. Nr. 810.

810. **Ein Ränkeschmied; Ränke schmieden.**

Ebenso wie Rand, Rinde, Rund verwandte Wörter sind[1], so sind es auch Ring, Rang, Ränke, ringen, ranken u. s. f. In Stumpfs „Chronik", Fol. 44, findet sich „Ranck" und bedeutet hier die Krümmung eines Flusses; ebenso hat Göz im Glossar zu „Hans Sachs", S. 199: „Ranck einer Straße", anfractus. Im heutigen übertragenen Sinne von List, Kniff steht Ranck schon bei „Hans Sachs", III, 148: „Die mir halffen durch disen ranck." Mit diesen Beispielen ist zu vergleichen die alte Redensart: „rincken gießen"; sie ist identisch mit „Ränke schmieden" und bedeutet ebenfalls: das Gerade krumm[2] machen, das Rechte durch Umschweife, durch Winkelzüge umgehen. So wird in Brants „Narrenschiff", 19, 68 von einem Schwätzer gesagt,

---

[1] Rand ist verwandt mit den Wörtern: Rund, Rinde und bezeichnet eigentlich die Grenze einer Fläche, insofern dieselbe die Fläche einschließt, rings um sie herum geht.

[2] Vgl. Brant, „Narrenschiff", 19, 46: „Durch sie (die Zunge) würt krumm das vor was schlecht (= gerade)." Und Boner. 7, 45: „Die falschen zungen hant das recht Sie machent krumb das e was schlecht."

daß er muß „rincken giessen zů widerstreit". Die Egenolffsche Sammlung erklärt diese Redensart: „Rincken seind krumm, vnnd man bleibt offt drinnen behangen. Also giessen Rincken, die mit aller bůberey vmbgehen, andere leut damit zu betriegen, vmb jres genieß willen."

Wir lassen hier die Behandlung der nachstehenden Wendung folgen:

Jemand den Rang ablaufen,

und zwar aus dem Grunde, weil Rang hier in der oben nachgewiesenen Bedeutung von Krümmung, Biegung steht und nicht etwa in dem Sinne von Rangordnung, Stufenfolge zu fassen ist. Statt Rang sollte man deshalb auch Rank schreiben, welche Schreibung sich übrigens in dem weiblichen Zwillingswort Ranke (d. i. eine sich windende Schlingpflanze) erhalten hat. Nun ist weiter hervorzuheben, daß der Lauf bei unsern Vorfahren vielfach als Gottesurteil in Anwendung gebracht wurde. Wer zuerst das Ziel erreichte, oder wer am weitesten laufen konnte, war Sieger; zu vgl. Nibelungen 914, 13; ferner Grimms „Sagen", Nr. 287: hier laufen zwei Hirten von Uri und Glarus wider einander, um die Landesgrenze zu ordnen.[1] Ebenso wird in dem „Köschinger Ehaftding" (a. 1537, Bayern) angeordnet: „Wo die herschaft und der paur umb die gült unainig weren, so soll m. gn. frauwen an dem anger zue München anwald oder schaffer, auch der paur, der auf dem guet sitzen thuet und der ambtknecht zue Kösching mit ainander laufen von dem großen marchstain am Kesner weg" u. s. w. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 85. Wir haben uns den ursprünglichen Sinn unserer Redensart demnach so vorzustellen. Von zwei miteinander Laufenden überholt der eine den andern dadurch, daß er einen durch Terrainschwierigkeiten verursachten Umweg (z. B. den weiten Rank eines Weges um einen steilen, dicht bewaldeten Berg) abzuschneiden

[1] Auch das Abkriechen einer Fläche in bestimmter Frist galt ehedem als gesetzliches Mittel zur Bestimmung von Eigentumsrechten. So führt die mecklenburgische Stadt Kröpelin in ihrem Stadtsiegel einen kriechenden Mann. Auch der Stadtname selbst deutet auf die altertümliche Rechtssitte hin.

und eine direktere Richtung einzuschlagen weiß, wodurch er schneller zum Ziele gelangt.

**811. Es ist kein anderer Rat als Konrad!**

Diese Redensart stammt aus den Zeiten des deutschen Bauernkriegs und soll aus der schwäbischen Aussprache des koin Rat entstanden sein. Es hieße demnach: es giebt keinen andern Rat als keinen Rat, d. h. Gewalt. — Wir empfehlen nachstehend eine andere Erklärung. Konrad, im Mittelhochdeutschen kuonrât, ist s. v. w. kühn im Rat. Anfänglich nur unter den höheren Ständen verbreitet, wurde dieser Name, weil er deutsch war, allmählich so vulgär, daß z. B. ein Formular aus dem 12. Jahrhundert jemand anredet: „Cuonrad oder svi so du heizzest.“ Vgl. Mone, „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins“, I, 42. Im 15. Jahrhundert war Konrad schon ein Bauernname und im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde „der arme Konrad“ die appellative Gesamtbenennung der empörten Bauern in Württemberg. In dieser Zeit entstand neben obiger Redensart auch die folgende: „Es steht gut, wenn ein armer Mann Konrad heißt.“ Es will sagen: für einen armen Mann ist es gut, wenn er, im Falle ihm etwas mißlingt, sich auf seinen Verstand verlassen kann, selbst Auskunftswege zu entdecken vermag, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Ähnlich bedeutet in obiger Redensart „Rat“ s. v. w. Hilfe und „Konrad“ s. v. w. Eigenhilfe. Der Sinn derselben lautet demnach: Es giebt keine andere Hilfe als Eigenhilfe.

**812. Das räudige Schaf sein, das die ganze Herde ansteckt.**

Von einem Narren, der nach dem Sprichwort zehn andere macht; desgleichen von einem gottlosen Buben, der ebenso zehn andere macht. Es ist bekannt, daß räudige Schafe sich gern recht nahe an andere machen, um sich zu jucken. So kommt es, daß bald die ganze Herde angesteckt wird. Vgl. lat.: „grex totus in agris unius scabie cadit et porrigine porci.“ Juv. 2, 79.

**813. Die Rechnung ohne den Wirt machen.**

S. v. w. sich verrechnen. Von jemand, der mehr ausgegeben hat, als er decken kann und darum über die Rech-

nung des Wirtes in unangenehme Überraschung gerät. — Engl.: to reckon without one's host; frz.: compter sans son hôte"; auch ital.: chi fa il conto senza l' oste, lo fa due volte" (wer die Rechnung ohne den Wirt macht, macht sie zweimal).

814. **Eine Redeschwarte haben.**

S. v. w. ein tüchtiges Mundwerk haben; meist im verächtlichen Sinne gebräuchlich. — Redeschwarte ist volksetymologisch entstellt aus Redesuade; Suade oder Suada (sprich swa-) ist lateinisch und bedeutet: Beredsamkeit, Überredungsgabe.

815. **Aus dem Regen in die Traufe kommen.**

D. i. seinen übeln Zustand verschlimmern. Ursprünglich von einem Menschen, der sich bei Regenwetter auf die Bürgersteige an die Häuser flüchtet, um sich durch die Häuser vor dem Regen zu schützen, nicht selten aber bei dieser Gelegenheit unter die Traufe gerät und nun doppelt naß wird. Übertragen wird die Redensart angewendet auf jemand, der ein kleines Übel meiden will und sich dadurch unerwartet ein anderes, noch größeres Übel zuzieht. Vgl. lat.: „de calcaria in carbonariam pervenire", d. h. vom Kalkofen in den Kohlenofen kommen, Tertull. carn. Chr. 6; — tendere de fumo ad flammam, d. i. aus dem Rauche ins Feuer kommen, Ammianus Marcell. 14, 11; 28, 1. Frz.: tomber de la poële dans la braise. Engl.: to fall out of the frying pan into the fire (aus der Bratpfanne ins Feuer); vgl. ferner die Redensart Nr. 198.

816. **Sich an jemand reiben.**

S. v. w. seinen Unwillen, seine Empfindlichkeit, seinen Haß oder auch nur (des Scherzes wegen) seinen Mutwillen an demselben auslassen.

> Ich wil all seinem rath absagen,
> Und mich für seiner list und wüten
> Mit Gottes hilff wissen zu hüten
> Wo er sich weitter an mich reibt.
>
> Theuerdank.

Die Redensart ist aus dem Stallleben der Pferde entlehnt.

**817. Reinen Tisch machen (alles rein aufessen), damit schön Wetter werde.**

Diese Redensart, welche die Hausfrau heute wohl nur noch im Scherz zum Schlusse einer Mahlzeit gebraucht, scheint auf die germanische Göttin Frigg zu gehen, von der erzählt wird, daß sie diejenigen mit ihren plumpen schweren Füßen trete, welche nicht alles aufessen. Diese Vorschrift stimmt zu ihrem Charakter als Wetterherrin (s. Nr. 278, Anmerkung), als Göttin der ehehäuslichen Wirtschaft, ferner zu ihrem andern Namen, Frau Bercht, d. i. leuchtende, glänzende Göttin. — Mühlhause („Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte", I, 308) erklärt, daß unsere Vorfahren, wenn sie gutes Wetter haben wollten, den wettermachenden Gottheiten ein Bittopfer darbrachten und bei dem damit verbundenen Opferschmause alles in einem Grade aufzehrten, daß sie sogar die Näpfe ausgeleckt zu haben scheinen.

**818. Revanche für Speierbach!**

Diese Redensart wird vielfach in Hessen und Westfalen gehört, scheint aber im übrigen Deutschland fast unbekannt zu sein. Über ihren Ursprung berichtet M. von Ditfurth in seinen „Erzählungen aus der hessischen Kriegsgeschichte", Kap. 3, welches obige Redensart als Überschrift trägt. Dasselbe beginnt mit den Worten: „Wenn auch revanche ein französisches Wort ist, das so viel als Wiedervergeltung bedeutet, so ist doch „Revanche für Speierbach" ein echtes althessisches und gar köstliches Sprichwort, das einst in ganz Hessen gäng und gäbe war und auch noch heutzutage von manchem gebraucht wird, obschon leider nur wenige noch wissen, was es damit eigentlich für eine Bewandtnis hat." Ditfurth erzählt nun, wie am 14. November 1703 die deutschen Truppen, unter ihnen ein von seinem Erbprinzen geführtes hessisches Corps, am Speierbach vollständig geschlagen wurden. Als dagegen im folgenden Jahre 1704 am 13. August die französisch-bayerischen Truppen gegen Eugen und Marlborough bei Höchstädt sich zum entscheidenden Kampfe stellten, hatte der hessische Erbprinz die Aufgabe, mit seinen Schwadronen die Reiterei der Feinde zu werfen.

Ehe er jedoch das Zeichen zum Angriff gab, soll er im Vorbeireiten an den hessischen Dragoner-Regimentern diesen zugerufen haben: Heute, Dragoner, nehmt Rache für Speierbach! Es ist bekannt, daß die Franzosen geschlagen, ihr Feldherr, der Marschall Tallard, gefangen und vor den Erbprinzen geführt wurde, der ihn mit den Worten empfing: „Ah, Monsieur le maréchal, vous êtes le très bien venu; voilà de la revanche pour Speierbach!"

819. **Er ist ein Riemchenstecher!**

D. i. ein geriebener, gewitzter Mensch, der auf die Dummheit anderer spekuliert. Renner 21813 werden diejenigen, die doppelsinnige Reden führen, mit Gauklern und Riemenstechern verglichen. Diese Riemchenstecher waren im Mittelalter auf allen Jahrmärkten und Volksfesten zu sehen; sie zeigten dem Publikum ihr Kunststück, wie man mit dem Messer leicht in die Mitte eines zusammengerollten Lederriemens treffen könnte. Hierbei wurde gewettet und das Publikum meist dupiert.

820. **Richtig nach Adam Riese!**

Rieses sprichwörtliche Autorität für die Richtigkeit einer Rechnung beruht auf seinem zuerst 1552 in Erfurt erschienenen Rechenbuch, betitelt: „Rechnung auff der linien vnd federn in zal, maß vnd gewicht auff allerley handierung." Adam Riese starb 1559 als Bergschreiber in Annaberg.

821. **Sich nichts aus den Rippen schneiden können.**

S. v. w. etwas Unmögliches nicht schaffen können. Die Redensart enthält eine Anspielung auf 1 Mos. 2, 21, wo Gott der Herr aus einer Rippe, die er von dem Menschen nahm, ein Weib baute.

822. **Vor dem Riß stehen.**

S. v. w. für einen entstandenen Schaden die Verantwortung tragen. Die Redensart erklärt sich aus der früheren Belagerungsweise von Städten und Burgen. Wurde die Ringmauer vom Feinde gesprengt, so traten tapfere Männer vor den Riß, füllten die Sturmlücke aus und suchten, sich für andere bloßstellend, den entstandenen Schaden

wieder gut zu machen und weiteren Gefahren vorzubeugen. Das Bild findet sich schon bei Hesekiel 22, 30: „Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich eine Mauer machte und wider den Riß stünde gegen mir für das Land, daß ich's nicht verderbete; aber ich fand keinen." Ferner a. a. O., Kap. 13, 5 heißt es von den falschen Propheten: „Sie treten nicht vor die Lücken, — — — und stehen nicht im Streit am Tage des Herrn." Ebenso Psalm 106, 23: „Und er sprach, er wollte sie vertilgen; wo nicht Mose, sein Auserwählter, den Riß aufgehalten hätte." Die Redensarten: „vor den Riß treten" und „vor dem Risse stehen" bedeuten demnach: die Gefahr, den Schaden auf sich nehmen.

823. **Etwas auf dem Rohre haben.**

S. v. w. seine Absicht, seine Aufmerksamkeit darauf richten. Die Redensart ist hergenommen von dem Rohre an den Feuergewehren; dasselbe wird auf den Gegenstand gerichtet, den man treffen will. Äquale Redensarten sind: etwas auf dem Korn, auf der Muck, auf dem Visier haben (s. d.).

824. **Aus der Rolle fallen.**

D. h. vom angemessenen Betragen abweichen. Rolle ist eigentlich diejenige Partie, die einem Schauspieler übertragen wird, so genannt von dem zusammengerollten Heft, welches einen schriftlichen Auszug des zu recitierenden Vortrags und des dabei bemerkten stummen Spiels und sonstiger ihn besonders betreffenden Anordnungen enthält.

825. **Eine Rolle spielen.**

D. h. sich wie ein wichtiger Mann betragen; von Ansehen und Bedeutung sein. Verg. Aen. 2, 6: „Et quorum pars magna fui!" (Und worin ich eine Rolle spielte!) Vgl. auch Redensarten wie: die erste Rolle spielen; eine kleine Rolle spielen (d. h. nicht viel zu sagen haben); sie sind alle von der Schauspielkunst entlehnt.

826. **In Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben.**

Auch ital.: essere stato a Roma senza aver veduto il Papa. — Von den Pilgerfahrten stammend, die in

früherer Zeit nach Rom unternommen wurden. Die Redensart wird schon erwähnt „Fastnachtsspiele", 1457, 36; vgl. Zingerle 122:

Dem ist gleich geschehen,
als sei er zu Rom gewesen und hab den babst nit gesehen.

827. **Nicht auf Rosen gebettet sein.**

S. v. w. Not, Leid, Sorgen zu ertragen haben. Die Rose, die Königin der Blumen, wird überall, wo sie vorkommt, in Sage und Dichtung als das Höchste, Beste, Vorzüglichste hingestellt und gefeiert.[1] Sie ist die Blume der Freude und diente deshalb u. a. bei den römischen Gastmählern zum Schmucke auf dem Haupte der Trinkenden; vgl. Hor. od. 1, 36, 15; 2, 11, 14 u. ö. Aus demselben Grunde pflegte man bei festlichem Anlaß den Boden mit Rosen zu bestreuen. Hierbei wurde mit den Rosen oft der abgeschmackteste Mißbrauch getrieben, indem man z. B. ganze Pfühle mit Rosenblättern vollstopfte, um dieselben wohlriechend zu machen; daher schon das lat. iacere in rosa, auf Rosen gebettet sein, s. v. w. in Üppigkeit und Schwelgerei leben. Von dem Tyrannen Dionys z. B. ist es bekannt, daß er sich zu seinen Ausschweifungen Lagerstätten von Rosen bereiten ließ. Verres reiste in einer Sänfte, auf einer mit Rosen ausgestopften Matratze lagernd; dabei hatte er einen Kranz von Rosen auf dem Kopfe und einen um den Hals. Antiochus schlief auf Betten von Rosen. Kleopatra ließ zu einem Gastmahle den Fußboden des Speisezimmers eine Elle hoch damit bedecken. Auch die Sybariten pflegten auf mit Rosenblättern gefüllten Betten zu schlafen. P. Larousse, „Dictionnaire de la langue française", erzählt von dem letzten, 1522 auf Befehl des F. Cortez gehängten Kaiser von Mexiko, Guatemozin, folgendes: „Vor der Hinrichtung wurde derselbe über glühende Kohlen gehalten, um ihn zu zwingen, den Ort, wo er seine Schätze verborgen hatte, zu verraten. Die gleiche Strafe erduldete auch der Minister.

[1] Häufig wird die Rose mit der Lilie zusammen genannt; daher das beliebte höfische Epos: „Flôre und Blancheflûr", Blume und Weißblume, Rose und Lilie.

Als dieser mit flehenden Blicken den Kaiser um die Erlaubnis bat, das Geheimnis, das die habgierigen Peiniger verlangten, verraten zu dürfen, soll der heldenmütige Kaiser ihm erwidert haben: «Bin ich etwa auf Rosen gebettet?»" Hierzu vgl. M. Luthers Wahlspruch:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Bei Seb. Franck (1541) 1, 78 findet sich noch das Sprichwort: „Es ist nicht auff rosenbletter zu bawen"; hergenommen von der Sitte, jemand Rosenblätter zu streuen, was als eine hohe Auszeichnung galt.

828. **Unter der Rose reden; einem etwas sub rosa sagen.**

D. i. unter dem Siegel der Verschwiegenheit; vgl. Simrock, „Handbuch der Mythologie", §. 135, S. 491. — Bei Brant, „Narrenschiff", 7, 11 fg. wird von einem Schwätzer und Verleumder gesagt: „Vnd wills jn bichts wiß han geton Das nit verwissung kum dar von Vnd das ers vnder der rosen hett Vnd jn din eigen hertz geredt." Die beiden Redensarten: jn bichts wiß und vnder der rosen reden sind synonym. Die erste Redensart ist von der Ohrenbeichte entlehnt und heute nicht mehr gebräuchlich. Die zweite beruht auf der sinnbildlichen Bedeutung der Rose. Schon bei den Alten war sie ein Sinnbild der Verschwiegenheit und der Venus heilig. In diesem Sinne schenkte auch das Venuskind Cupido dem Gotte des Schweigens, Harpokrates, eine Rose, damit dieser über das Treiben seiner Mutter Stillschweigen beobachtete.

Est rosa flos Veneris, cuius quod furta laterent
  Harpocrati matris dona dicavit amor.
Inde rosam mensis hospes suspendit amicis
  Convivae, ut sub ea dicta tacenda sciant.

Über dieselbe Sitte, in Speisesälen über dem Tische Rosen aufzuhängen als Sinnbild der Verschwiegenheit, berichtet Joh. Guil. Stuck, „Antiquitates conviviales", lib. 3, c. 16 (ed. 2, Tiguri 1597, p. 371[a]), folgendes: „hinc verisimile est morum illum profectum, ut multis in locis Germaniae in coenaculis rosa lacunaribus supra mensae verticem

affixa conspiciatur, quo quisque sit secreti tenax, ne quid temere effutiat, sed omnia reticenda meminerit, hinc *proverbium quoque illud pervulgatum apud Germanos:* haec sint sub rosa acta sive dicta“; Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 941. So bezieht sich unsere Redensart ursprünglich auf das, was bei der Tafel in heiterer Weinlaune unter Freunden gesprochen wird und verschwiegen bleiben soll. Beachtenswert ist auch, daß in verschiedenen, durch Bilder erläuterten Handschriften des „Sachsenspiegels“[1] auch das Urteil symbolisch durch eine (grüne) Rose bezeichnet wird. Kopp 2, 14 bringt dies mit unserer Redensart zusammen. Wir erinnern nun auch an die Rose, welche am Plafond im Bremer Ratskeller gemalt ist, dort, wo die 12 Fässer Rüdesheimer Bergwein liegen. Die lateinische Umschrift lautet zu deutsch:

Warum des Bacchus Saal der Venus Rose ziert?
Weil ohne guten Wein die Venus friert.
(Sine Cerere et Baccho friget Venus.)

Und an der Seitenwand:

Du siehst der Venus Blum hier an des Bacchus Herde,
Damit kein freies Wort von hier verraten werde.

Schließlich sei noch erwähnt, was von Wurzbach über die Darstellung der alten sächsischen Venus berichtet, die einen eigenen Tempel in Magdeburg hatte. Sie soll, den Chroniken zufolge, „ein nackend Weib“ sein, mit klaren, lieblichen Augen; ihr geknüpftes Haar hing ihr bis an die Knie. Auf dem Haupte trug sie einen Kranz von Myrten, mit roten Rosen umflochten, und in ihrem lachenden Munde hielt sie eine geschlossene Rose. Die Deutung dieses Attributs ist nicht schwer.

829. **Rotbart, Teufelsart!**

Das Sprichwort will warnen vor der roten Bart- und Haarfarbe, weil diese ein Zeichen der Falschheit sei. — „Im was der bart unt daz hâr Beidiu rôt, viurwar. Von

[1] Von Mone und Weber vollständig herausgegeben und von U. F. Kopp genauer abgehandelt und mitgeteilt.

den selben hoere ich sagen, Daz si valschiu herze tragen." „Wigalois" 76, 10. — „Ez süllen vrouwen unde man Den rôten gesellen lâzen gân." Boner. 73, 49. — Bebel (a. 1507) Nr. 36: „Proverbium est: Longae et procerae staturae raro esse sapientes, breves autem raro demissos et humiles, et rufos minus fideles." — Ähnlich heißt es bei Frîd. 85, 19: „Kurzen mit dêmüete Und rôten mit güete Und langen man wîsen die drî sol man prîsen." Dieses aus Frîdank und das folgende aus Franck angezogene Beispiel enthalten für den Rothaarigen den Trost, daß wenn einmal ein Rothaariger gegen die angenommene Regel gut ist, er es auch in hohem Maße ist; vgl. Seb. Franck (1541) 1, 77: „Roter bart, vntrewe art Rot bart vnd Erlin bogen (= Bogen von Erlenholz), Gerathen selten, ist nit erlogen. Rot Haer entweder gar fromm, oder gar böß." Daher wird unser Sprichwort auch häufig gehört mit dem Zusatz: „doch wenn der Fuchs einschlägt, so wird er gut." Dieser Zusatz scheint darauf hinzudeuten, daß die in dem Sprichwort enthaltene volkstümliche Anschauung ihre Quelle in der roten Farbe des Fuchses der Tiersage habe. Doch noch ein anderer Umstand scheint mitgewirkt zu haben, die früher besonders von Germanen und Römern hochgeschätzte Farbe (vgl. die Beinamen Rotbart, der Rote; Rufus u. s. w.) in Mißkredit zu bringen. Bekanntlich trug Thôr (Donar), die in höchster Verehrung stehende Gottheit der Germanen, mit Bezug auf die feurige Lufterscheinung des Blitzes, einen langen, roten Bart. Um Thôr herabzusetzen, abschreckend zu machen, wurde christlicherseits auch dem Teufel, ferner dem Verräter Judas Ischariot ein roter Bart angedichtet und damit zugleich jedem Rothaarigen das Zeichen des Schlechten aufgedrückt. Vgl. hierzu Wolfs „Beiträge zur deutschen Mythologie", I, 64.

830. **Es zieht sich ein roter Faden hindurch**; s. Nr. 266.

831. **Rot wie ein Zinshahn!**

Von ungewöhnlicher Gesichtsröte. — Leibeigene und Hörige hatten als jährliche Abgabe an ihren Herrn zu bestimmten Zeiten und Gelegenheiten unter anderm Hühner (Zinshühner) zu entrichten, bei denen Alter und Stärke

genau vorgeschrieben war. Bei Entrichtung von Hähnen sah man besonders auf die rote Farbe. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 376. Zu vgl. Redensart Nr. 421.

**832. Jemand ein Rübchen schaben.**

D. i. einen necken und beschämen, indem man ihm zuruft: Ätsch! und dabei den Zeigefinger quer über den andern hinunterstreicht, als schabe man Rübchen.

**833. Den Rubicon überschreiten.**

S. v. w. in einer Sache den Schritt thun, der keinen Rücktritt zuläßt. Diese Redensart bezieht sich auf den Umstand, daß Cäsar im J. 49 v. Chr. bewaffnet das Grenzflüßchen zwischen Gallia cisalpina und dem eigentlichen Italien, nämlich den Rubicon überschritt und deshalb als ein Feind des Vaterlandes erklärt wurde. Cic. Phil. 6, 3; Suet. Caes. 31. Nach Suetons Zeugnis rief Cäsar, als er durch Überschreitung des Rubicon den Bürgerkrieg unvermeidlich gemacht hatte, das ebenfalls sprichwörtlich gewordene Wort aus: „Alea jacta est", der Würfel ist gefallen, d. h. ich hab's gewagt!

**834. Sich selbst eine Rute binden.**

D. h. selbst Ursache an seinem Unglück sein. Die Redensart stammt aus den Zeiten der Leibeigenschaft, wo der Leibeigene sich oftmals selbst die Rute binden mußte, mit der er durchgeprügelt wurde. Der also Gezüchtigte hatte hinterher noch zu seinem Herrn zu sagen: „Ich danke für gnädige Strafe", eine Redensart, die heute noch im Kartenspiel von demjenigen gebraucht wird, der verloren hat. — Erasmus Ad. 1, 1, 86: „Flagellum ipse paravit, quo vapularet. Idque sumptum a pueris aut servis, qui coguntur aliquoties ipsi parare virgas quibus vapulent." — „Proverbia Comm." (15. Jahrhundert) 504: „Menich macet een roede tot sijn selfs eers." — Tunnicius (a. 1515) Nr. 712: „Mannich maket eyne rode tot synen egen stērte." — Seb. Franck (1541) 11, 58. „Die růt hat er jm selbs auff seinn arß gemacht." Ähnlich bei Bebel, Nr. 302; Rein. Vulpes (ed. Mone) II, 307; Burkh. Waldis 3, 22, 20 (Sandvoß, S. 86) u. ö. Auch engl.: you gather a rod

for your own breech; — frz.: il a fait la verge dont il est battu; il donne des verges pour le fouetter; — lat.: afferre suum corium et flagra. Varro 2, 5, 1.

## S.

835. **In Sachsen, wo auf den Bäumen die schönsten Mädchen wachsen**; s. Nr. 107.

836. **Einen in den Sack stecken.**

S. v. w. ihm an Kräften überlegen sein. — Bei Agricola (a. 1528) Nr. 5: „Gott hilft dem sterckisten“ findet es sich in der Erklärung: „Groß gewalt kan Gott nicht erleiden, daß sie lang stehen solle. Die welt aber sagt also: Gott hyn, Gott her, ich sihe wol, wer den andern vermag, der steckt den andern ynn sack.“ Bei Brant, „Narrenschiff“, 83, 29 findet sich: „Alleyn der arm muͦß jnn den sack.“ In folgenden Beispielen steht statt „stecken“ „stoßen“: Brant, „Narrenschiff“, 69, 7, 8. „Wer andere stoßen wil jnn sack Der wart auch selbs des backenschlag.“ „Lügenmärchen“ bei Haupt II, 562, 83 fg.: „Er liuget, er sæhe ûf einer wise Daz ein getwerc unde ein rise Die rungen einen halben tac. Dô nam daz getwerc einen sac, Dâ stiez es den risen ein.“ Murner, „Geuchmatt“, F4: „Aber man stoßt den gouch in sack.“ Diese sehr gewöhnliche Redensart hat ihren Ursprung jedenfalls in einer besonderen Art von Ringkämpfen, bei welchen der Besiegte vom Sieger in einen Sack gestoßen oder gesteckt wurde.[1] So berichtet von Wurzbach von einem auch historisch hinlänglich verbürgten Ringkampf um Kaiser Maximilians II. natürliche Tochter. Die beiden Kämpfer waren des Kaisers Kriegsrat, ein wegen

[1] Wir erwähnen hier beiläufig die altertümliche Sitte, gewisse Übelthäter im Sack zu ertränken. Dies hatte den Zweck, den zu Ertränkenden am Schwimmen zu verhindern. Schon bei den Römern war es sprichwörtlich: „er verdient den Sack“, weil Vatermörder in einen ledernen Sack genäht und ins Wasser geworfen wurden. Liv. epitom. 68; Cic. Rosc. Am. 25; Juv. 8, 214; Digesta 48, 9, 9 etc.

seiner Größe und Leibesstärke berühmter Ritter, und ein vornehmer Spanier. Da sich beide um die Hand der Kaiserstochter bewarben, der Vater keinen von beiden verletzen wollte, so kam diesem der lustige Einfall, die Herren miteinander um den Besitz ringen zu lassen, und zwar sollte Sieger sein, wer den andern in einen Sack zu stecken vermochte. Jeder der beiden Gegner erhielt einen Sack; der Kriegsrat steckte nun wirklich zum großen Gelächter des Hofes den Spanier in einen Sack, und hatte damit auch gewissermaßen den Kaiser, die schöne Braut und die reiche Mitgift im Sacke. Dieselbe Anekdote berichtet unter anderm auch Frisch II, 140c aus Besold. „Thes. Pract.“ beim Wort „radieren“.

837. **Die Katze, das Schwein im Sacke kaufen.**

D. i. einen blinden Kauf thun. — „Swer imme sacke koufet Vnd sich mit tôren roufet Vnd borget ungewisser diet, der singet dicke klagelied.“ Vrîd. 85, 5. „Man spricht, wer in dem sacke koufe Vnd ofte sich mit toren roufe“ u. s. w. (wie oben). Renner 6197. „Ich sage dir, herzeliebez kint, wir koufen in dem sacke niht.“ Winsbeke 63, 5. „Man koufet daz vil selten in dem sacke und ungesehen, des man ze gewinne müge jehen.“ Stricker, „Kl. G.“, XI, 8. Engl.: „Though ye loue not to bye the pyg in the poke.“ Heywood's „Dialoge“ (1546), ed. 1562, part 2, cap. 9.

838. **Salbadern; er ist ein Salbader; Salbaderei.**

Von jemand, der über unerhebliche, gleichgültige Dinge lange und langweilige Erzählungen macht; von einem widerwärtigen Schwätzer. Die Ausdrücke haben sehr verschiedenartige Erklärungen erfahren. Einige behaupten, das Wort „salbadern“ stamme von dem salvator noster dixit, womit die Kapuzinerpredigten zur Zeit der Reformation in der Regel anfingen. Cholevius bringt es mit Salbung in Zusammenhang und läßt es auf ein salbungsvolles Gerede hindeuten, da gemeinhin von schlechten Predigern das Wort gebraucht werde, auf der Kanzel salbadern. Er erinnert dabei daran, daß auch Wurzbachs „Historische Wörter“ auf salvatern, d. h. auf der Kanzel mit dem Salvator, dem Heiland um sich werfen, verweisen. Nach Frisch stammt

das Wort aus Jena, wo in der Saalvorstadt ein altes Badehaus, die Saalbaderei, war, dessen Besitzer, der Bader Hans Kranich, um 1620, allerlei Possen machte und Schnurren erzählte. Noch eine, jedoch höchst unwahrscheinliche Version bringt es damit zusammen, daß früher am Schlusse von Gastmählern in salvam patriam, d. h. auf das Wohl der Vaterstadt, getoastet wurde. Daraus hätten die Diener, um das Ende des Gastmahls auszudrücken, gebildet: sie salvatern schon (mit Unterdrückung der Endungen aus salvam patriam).

839. **Nicht das Salz zur Suppe verdienen.**

Das Salz ist, weil es ein notwendiges Gewürz nicht nur zur Suppe, sondern zur Speise überhaupt bildet, ein bedeutungsvolles Symbol für die Sprache geworden, indem eine Menge von Ausdrücken und Redensarten damit zusammengesetzt sind. Beispiele: er hat nicht das Salz dabei; er ist mit Salz und Brot zufrieden; Salz und Brot macht Wangen rot; darin ist weder Salz noch Schmalz, ursprünglich von dem, was fade schmeckt und ungenießbar ist; deshalb zur Bezeichnung alles dessen, was wir zurückweisen; attisches Salz (s. Nr. 61); etwas cum grano salis (d. i. mit einem Körnchen Salz) verstehen, d. h. mit Umsicht und Überlegung, mit Nachdenken und besonderer Unterscheidung; die richtige Pointe der Sache herausfühlen.[1]

840. **Einen Scheffel Salz mit jemand zusammen gegessen haben.**

D. h. lange mit ihm zusammen gelebt, ihn genau gekannt haben. Gegensatz: Wir haben noch keinen Scheffel Salz zusammen gegessen, ein Ausdruck, durch welchen man allzu große Vertraulichkeit zurückweist. — „Doch scholt du getrawen swach Einem in vil grôßer sach, Hâst du noch nicht mit im gessen Ein vierding salz wol aufgemessen.“

---

[1] Im Altertum wurde nach dem Worte sal der Lohn salarium genannt; daher das noch heute gebräuchliche Salär = Jahresgehalt; vgl. ferner das lat. saluber = gesund und das Sprichwort: „salem delingere“, knappe Kost haben, Plaut. Curcul. 4, 4, 6; id. Persa 3, 3, 25.

Ring 29[d], 9. — „Wenn du wilt einen freundt erwelen, so mustu gar genawe zelen, seine zusag nicht zu hoch vermessen, habst denn viel saltz erst mit jm gessen.“ B. Waldis III, 19, 13. — „Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden: Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret, Darfst du nicht leichtlich ihm trauen.“ Goethe, „Hermann und Dorothea“, VI, 162 fg. Das Sprichwort findet sich schon im Lateinischen (multos modios salis simul edere), z. B. bei Cic. de amicitia 19, 67: „verum illud est, quod dicitur, multos modios salis simul edendos esse, ut amicitiae munus expletum sit.“

841. **Einem Sand in die Augen streuen.**

D. h. ihn täuschen, jemand durch unrechtschaffene Mittel am richtigen Erkennen eines Gegenstandes verhindern. Frz.: jeter de la poudre aux yeux. Der alte Fleury de Bellingen, „L'Etymologie“, S. 320, führt diese Redensart bis auf die olympischen Spiele, speziell auf den Wettlauf, resp. das Wagenrennen zurück. Die Arena war nämlich mit dem feinsten Sande bestreut, der, durch das Rennen aufgewirbelt, den Nachfolgenden in die Augen geworfen wurde. Ähnlich lautet die Erklärung des Erasmus Ad. II, 9: „Pulverem oculis offundere. Dicitur, qui de industria rem obscurat, et adversario iudicium eripit. Traductum videtur a militia. Saepe fit enim ut hostis data opera pulverem cieat in hostem.“ Schon bei Gellius 5, 21, 4 findet es sich: „Pulverem ob oculos aspergere“; zu vergleichen ist die Redensart: „Staub aufwirbeln.“

842. **Jemand** (mit seinen Theorien u. s. w.) **auf den Sand setzen.**

D. h. ihn zu Fall bringen. Die Heimat dieser Redensart ist auf dem Turnierplatz zu suchen.

843. **Ohne Sang und Klang**

ist z. B. ein Gesetz gefallen. Der Ausdruck in seiner ursprünglichen Bedeutung bezieht sich auf die kirchlichen Feierlichkeiten bei einem Leichenbegräbnis. Eigentlicher Sinn der Redensart ist also: ohne daß zu Ehren des Toten die Glocken geklungen und ein Lied gesungen wurde. Luther: „Er wird beerdigt ohne Läuten und Däuten, ohne Gesäng' und Gepräng.“

**844. Einen aus dem Sattel heben (werfen).**

D. h. ihn besiegen; ihn aus dem Besitze eines Gutes bringen. Vom mittelalterlichen Turnierwesen entlehnt. Diejenigen, die einen Waffengang miteinander machten, sprengten zuweilen mit solcher Wucht gegen einander an, daß die Pferde schwer verletzt oder tot zu Boden fielen; das heftige Anrennen hatte ja den Zweck, den Gegner womöglich bei dem ersten Lanzenstoße aus dem Sattel zu heben (prov. derocar — Flamenca 7711; 7717 u. ö.). Wer aus dem Sattel gehoben, war besiegt und samt Pferd, Rüstung und Waffen eine Beute des Siegers, in dessen Belieben es stand, ob und wann er den Besiegten freilassen, ob und für welche Summe er ihm sein Kampfzeug zurückgeben wolle.

**845. Fest im Sattel sitzen; sattelfest sein.**

D. h. seiner Sache gewiß sein. Hergenommen von einem tüchtigen Reiter. Ähnliche und verwandte Redebilder finden sich wieder in folgenden Ausdrücken: In allen Sätteln gerecht sein: sich in alles zu finden wissen; umsatteln: von jemand, der zu einer neuen Carriere übergeht, um ein neues Pferd zu reiten; daher (eine Sache) reiten, oder auf einer Sache reiten, burschikos s. v. w. thätig sein; einem etwas vorreiten: ihm eine Sache im günstigsten Lichte zeigen; sich verreiten (verritten haben); in die Tinte (Patsche) geritten, Prinzipienreiterei u. s. f.

**846. Allerlei Sätze machen.**

Sich aus einer Unannehmlichkeit herauszuwickeln suchen. Die Erklärung s. unter der Redensart: Einem auf die Sprünge kommen.

**847. Wie kommt Saul unter die Propheten?**

Dieser Ausdruck der Verwunderung über eine Begegnung mit jemand in einem Kreise, wo man ihn sonst nicht zu treffen gewohnt ist, stammt aus der Bibel. 1 Sam. 10, 10 fg. wird erzählt, wie Saul, einer Prophetenschar begegnend und vom Geiste Gottes ergriffen, auch anfing, unter ihnen zu weissagen. Da sprachen alle untereinander: „Was ist dem Sohne Kis geschehen? Ist Saul auch unter den Propheten? Daher ist das Sprichwort kommen: Ist Saul auch unter den Propheten?“ (V. 12: Propterea versum

est in proverbium, num et Saul inter prophetas?) In der Bibel wird unsere Redensart also schon als wirkliches Sprichwort erwähnt; vgl. auch 1 Sam. 19, 24. Erasmus Ad. II, 1 erwähnt ebenfalls: „Num quid et Saul inter prophetas." Eine Variante dieses Ausdrucks ist: „Quid in tragoedia comici." Erasm. l. c.; desgleichen auch: „anser inter olores." Virg. Ecl. 9, 36; ähnlich wir: Die Krähe unter den Pfauen.

848. **Aus einem Saulus ein Paulus werden.**

D. i. seine Sinnes-, Denkungs- und Handlungsweise ändern. Der Ausdruck erklärt sich aus Apostelgesch., Kap. 9.

849. **In Saus und Braus leben.**

D. i. üppig und schwelgerisch. Saus und Braus sind nachahmende Wörter und beziehen sich auf den Lärm und das Getöse bei schwelgerischen Gelagen.

850. **Schachmatt sein.**

D. h. müde, matt und marode sein; völlig geschlagen sein. Schachmatt ist ein vom Schachspiel entlehnter Ausdruck und bezeichnet einen Zustand, wo der feindliche König so umstellt ist, daß der Besitzer desselben ihn weder dem letzten Angriffe entziehen, noch den angreifenden Stein schlagen, noch einen Stein zwischen die angreifende Figur und den König setzen kann. Das Spiel ist dann zu Ende, und der mattsetzende Spieler hat die Schlacht gewonnen. Schach ist vom persischen schâh = König; matt vom arabischen meth = Tod.[1] Mittelhochdeutsch: „Ich vörcht ir werdent ez gewar... daz er uch sprech schach vnd matt." „Dyocletians Leben", 2344—2347.

851. **Er hat sein Schäfchen ins Trockene gebracht!**

S. v. w. er hat sein Besitztum, sein Vermögen in Sicherheit gestellt, so daß er nun sorgenlos leben kann. Dieses Sprichwort bezieht sich ursprünglich auf Viehzucht treibende kleine Leute. Diese lassen nämlich während der schönen

---

[1] Das Schachspiel ist aus Persien und Arabien nach Griechenland und durch die Sarazenen nach Italien und Spanien gekommen, von wo es sich über das ganze Abendland verbreitete.

Jahreszeit auch des Nachts ihre Schafe draußen in den Hürden. Tritt dann im Herbst anhaltendes Regenwetter ein, so kommen die Tiere, denen andauernde Nässe schädlich ist, nicht mehr in die Hürden; sie werden alsdann wieder nach Hause getrieben, bei welcher Gelegenheit gewöhnlich alle Eigentümer zur Stelle sind, um ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Hierbei wird fast beständig die Koseform: niederdeutsch Schäping, hochdeutsch Schäfchen als Lockruf gehört.

Unserer Auslegung entgegen deuten andere das Wort „Schäfchen" als „Schiffchen"; man sucht diese Annahme durch ein plattdeutsches „Schepchen", von Schep (= Schiff) zu stützen, so daß die Redensart den Sinn bekäme: seinen Kahn an das feste Land und damit in Sicherheit bringen. Uns will diese Herleitung nicht wahrscheinlich klingen, weil es keinen Sinn hat, ein Schiff wider seine Bestimmung auf das Trockene zu setzen. Außerdem widerspricht es dem Sprachgebrauch der Schiffer, kleine Böte, die ans Land gezogen und unter den Schuppen gebracht werden, „Schepchen" zu nennen.

852. **Er hat sein Schäfchen geschoren.**

S. v. w. er hat die Wolle, d. i. seinen Vorteil dahin.

853. **Etwas in die Schanze schlagen**; s. Nr. 630.

854. **Eine Scharte auswetzen.**

S. v. w. einen Fehler gut machen. Von dem Schwerte des Kriegers entlehnt, das in alten Zeiten statt des modernen Schießgewehrs die Hauptkampfwaffe des Kriegerstandes bildete. Wird nun dasselbe durch den Gebrauch im Kriege voll Scharten, so verliert es dadurch an Schärfe und Brauchbarkeit. Je unbrauchbarer aber das Schwert wird, desto weniger ist man im Stande, dem Feinde Widerstand zu leisten. Sagt nun ein Kriegsmann: er will seine Scharte auswetzen, so will er durch diese Redensart ausdrücken, daß er mit seinen Waffen ein ihm vom Feinde früher zugefügtes Unglück durch Tapferkeit wieder gut zu machen trachtet. Aus der Kriegssprache ist der Ausdruck allmählich ins gemeine Leben übergegangen und hat hier eine ähnliche bildliche Bedeutung bekommen. Der eigentliche Sinn: eine vom Feinde durch Besiegung widerfahrene Unehre auf denselben

zurückwerfen, wird im übertragenen Sinne s. v. w. durch sein Betragen und durch wackeres Handeln eine früher erlittene Schande von sich abwälzen und wieder gut machen, sich ehrenvolle Genugthuung verschaffen.

855. **Einem wie sein Schatten folgen.**

Häufig in verächtlichem Sinne angewandt auf solche, die fortwährend um andere herum sind, um etwas zu erreichen. Schon bei Plaut. Casina 1, 1, 4: Quasi umbra persequi. Auch Erasm. Ad. III, 7: Velut umbra sequi.

856. **Vor seinem eigenen Schatten fliehen.**

D. h. sich ohne Ursache fürchten. — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 238: „Der fuercht sich vor seim eygen schatten. Das sagt man von eim kleynmüthigen menschen." Ebenso lat.: „timere umbram suam". Q. Tull. Cic. de petitione consulatus 4, 9. Über Doppelgänger, zweites Gesicht, Sichselbstsehen, Schatten im Lehnstuhl, Bettgespenst u. dgl., offenbar mystische Erscheinungen des Seelenlebens (die Seele = Schatten, von Träumenden oder Visionären gesehen), s. Perty, „Anfänge der Kultur", 2, 130 fg.; Colquhoun, „Historische Enthüllungen u. s. w.", übersetzt von Hartmann (Weimar 1853), S. 239 fg.

857. **Er hat die ganze Scheibe verfehlt!**

Scheibe ist Sinnbild für Ziel; daher Zielscheibe, besonders des Witzes, den man nicht übel durch eine Scheibe dargestellt hat, in deren Mitte ein Pfeil mit den Worten: „Acumine haeret" (er hängt an der Spitze).

858. **Du sollst mich einen Schelm** (einen Spitzbuben . . .) **heißen,**

wenn ich das nicht thue! Diese unter dem Volke noch gewöhnliche Beteuerungsformel ist ein Rest der alten, mittelalterlichen Sitte, treubrüchigen, meineidigen Leuten ehrenrührige Scheltbriefe zu senden oder sie öffentlich anschlagen zu lassen. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 612. Abgeschlossene Verträge enthielten häufig die Formel, daß den Wortbrüchigen ein solches Schelten treffen solle. Daher auch die eigentümliche Bedeutung der Ausdrücke „bescholten" und „unbescholten".

**859. Jemand auf den Schild erheben.**

D. i. ihm eine besondere Auszeichnung erweisen. Diese Redensart beruht auf der altgermanischen Sitte, den neu-erwählten Fürsten auf den Schild zu erheben; derselbe wurde dann, um von jedermann gesehen zu werden, dreimal im Kreise des versammelten Volkes herumgetragen, das durch Handschlagen seinen Beifall zu erkennen gab. Ältester Beleg hierfür ist Tac. hist. 4, 15: „erat in Canninefatibus stolidae audaciae Brinno, claritate natalium insigni . . . impositus scuto, more gentis, et sustinentium humeris vibratus dux deligitur.“ Dasselbe wird für die Frankenkönige durch Gregor von Tours belegt. Montfaucon hat die „Élévation du roi sur un bouclier“ im disc. prélim. zu den „Monumens de la monarchie française“, p. XVII—XX, abgehandelt und ein Bild aus einer byzantinischen Handschrift des 10. Jahrhunderts mitgeteilt, das sogar den König David schilderhoben darstellt. Cassiodor sagt auch 18, 13 von Vitiges: „scuto impositus, more gentis.“ Noch im J. 1204 wurde Balduin von Flandern bei seiner Wahl zum griechischen Kaiser auf den Schild erhoben. Raumer, „Hohenstaufen“, 3, 231.

**860. Etwas im Schilde führen.**

S. v. w. durch ein Zeichen verraten, daß man irgend ein Vorhaben auszuführen gedenkt. Schon Tacitus, „Germania“, Kap. 6, berichtet, daß die germanischen Völker in der Urzeit ihre Schilder mit bunten Farben bemalten. Diese Gewohnheit führte dazu, den bemalten Schild als Unterscheidungszeichen zu benutzen. Die altfriesischen Gesetze sprechen von braunen Schilden als den eigenen und von roten sächsischen. Die fränkischen Schilde beschreibt Apollinarius im 5. Jahrhundert als in der Mitte goldgelb, nach dem Rande zu weiß gemalt. Als Zeichen des Krieges galt im Norden der rote Schild, als Zeichen des Friedens der weiße. Als sich nachher das Turnierwesen entwickelte, mußte jeder Ritter an seiner Rüstung, vor allem an dem Schilde noch ein besonderes Zeichen tragen, durch welches gleichsam symbolisch der eigentliche Zweck des Kampfes gekennzeichnet wurde. Wenn z. B. der eine Ritter eine Rose, eine Lilie

oder dgl. als Bild im Schilde hatte, sein Gegner dagegen einen Bären, Tiger, Wolf u. dgl., so ersah man sogleich, wie und warum gefochten werden sollte. Daher sagt man noch heute von jemand, dessen Verhalten auf irgend eine Absicht schließen läßt: er führt nichts Gutes, nichts Arges im Schilde.

**861. Es sind Schildbürger, Schildbürgerstreiche!**

Von Schilda, Städtchen im preußischen Regierungsbezirk Merseburg, fünf Meilen von Leipzig. Dasselbe steht nicht nur in Sachsen, sondern im ganzen Deutschland in ähnlichem Rufe wie Abdera bei den Griechen; daher Schildbürgerstreiche = alberne, unüberlegte Handlungen. Im J. 1598 erschien eine Sammlung solcher Schwänke von unbekanntem Verfasser unter dem Titel: „Die Schildbürger. Wunderseltzame Abendtheuerliche, unerhörte, und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der obgemelten Schildbürger in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Itzund also frisch zusammen getragen und auß Utopischer und Rothwelscher in Deutsche Sprach gesetzt. Durch M. Aleph, Beth, Gimel. Misnopotamia 1598.“ Ein anderer Name hierfür ist: „Das Lalenbuch, gedruckt zu Lalenburg.“ Der unbekannte Verfasser dieses Volksbuchs läßt die Schildbürger von einem der vielen Weisen Griechenlands abstammen und ursprünglich mit der höchsten Weisheit begabt sein. Sie werden daher von allen Fürsten zu Rat berufen und keiner von ihnen kann daheim bleiben, bis endlich ihre Weiber sie zurückfordern, ihr verwildertes Hauswesen herzustellen; worauf sie denn, um fernern Drang nach ihrer angeborenen Weisheit zu vermeiden, beschließen, sich närrisch zu stellen, und sich nun allmählich so in die Narrheit verlieben und festrennen, daß sie nicht mehr anders können. Nachdem sie sich in allen Arten der Narrheit meisterlich versucht und befestigt und vom Kaiser ein Privilegium mit Brief und Siegel dafür erhalten haben, geht ihre Narrheit zuletzt ins Tragische über, zerstört ihren eigenen Wohnsitz und zwingt sie nach allen Gegenden auszuwandern: so sind sie nun wieder, wie die Juden, durch die ganze Welt zerstreut und überall anzutreffen. — Wie sehr man übrigens

früher zu Spott und Satire aufgelegt war, geht u. a. daraus hervor, daß diese Spitz- und Stichelnamen für gewisse Städte und Ortschaften fast über ganz Deutschland verbreitet sind.

862. **Jemand beim Schlafittchen nehmen.**

S. v. w. ihn am Fittich, d. i. am Arme nehmen, in schlimmer Bedeutung angewendet s. v. w. ihn wegführen. Das Wort selbst ist Schlagfittich, also mit Fittich im Grunde dasselbe Wort.

863. **Er schlägt ganz nach seiner Mutter.**

S. v. w. es besteht eine große Ähnlichkeit der Gesinnung und Charakterbildung zwischen den beiden Naturen. Über diese Redensarten, sowie über die folgenden: von gutem Schlage, gut eingeschlagen sein u. s. f., siehe die Erklärung in Nr. 59.

Eine hübsche Zusammenstellung von metaphorischen Ausdrucksweisen, in denen wir das Wort „schlagen“ gebrauchen, findet sich bei Wunderlich, „Deutsche Sprichwörter“: „Beim Anblick eines höchst unglücklichen Menschen erinnern wir Deutschen uns sogleich eines mit Schlägen und Püffen bedeckten Faustkämpfers, der mit lahmen Gliedern sich aus dem Handgemenge zurückzieht und nennen ihn einen
«geschlagenen» Mann.
Wie ein tüchtiger Boxer durch seine Angreifer, so
«schlagen wir uns durch»
eine Reihe von Übelständen und Mißverhältnissen. Ja sogar die Ideen und Geister brauchen die Faust. Die Geister platzen auf einander. Wir schlagen uns böse Gedanken aus dem Kopfe, schlagen gute Ratschläge in den Wind und auch die Bitten eines Zudringlichen schlagen wir ab, als wären es unangenehme Streiche und Stöße, die wir zu parieren hätten.

„Bei uns Deutschen schlägt auch das Herz, das bei den Lateinern bloß sich regt oder zuckt (cor palpitat). Auch die Uhren schlagen bei uns, die anderswo, z. B. bei den Franzosen viel hübscher nur tönen (il a sonné deux heures). Fast komisch ist es, daß bei uns Deutschen auch die Nachtigallen nicht singen, sondern schlagen, und daß auch Bäume ausschlagen (als wenn die kleinen Blüten und Knöspchen

lauter dicke Fäuste wären), und daß die Bohnen oder andere Pflanzen, auch die Kinder und Zöglinge gut einschlagen. Die Tinte schlägt durch (das Papier), das Korn schlägt in die Höhe, die Wurzeln schlagen in den Boden, die Sachen schlagen fehl, gewisse Dinge schlagen in mein Fach. Unsere Augen werden mit Blindheit geschlagen, und Gott schlägt das Land mit Krankheit und Pestilenz. Wie das Herz und die Uhren, so giebt uns auch das Schicksal Schläge." Kurz, die Menge der Wörter, in denen wir Deutsche an Schlägereien denken und in denen wir von ihnen malerische Metaphern entlehnen, ist geradezu erstaunlich.

864. **Eine Schlange am Busen nähren.**

S. v. w. in einem vermeintlichen Freunde einen heimlichen Feind haben. Frz.: nourrir un serpent dans son sein. — „Wer brennend kol jnn gören (= Schoß) leidt [1] Vnd schlangen jnn sym bůsen treit." Brant, „Narrenschiff", 33, 91. „Viperam sub ala nutricat." Petronius c. 77. „Viperam in sinu alit." Novarin (Binder 3553). „Columbrum in sinu fovere." Erasm. Ad. IV, 2. — Die Redensart ist gebildet nach einer Fabel Äsops (fab. 4, 18), die von einem Gabrias lateinisch also gegeben wird:

Sinu fovebat quidam agricola viperam
Gelu rigentem, at haec calorem ut senserat,
Ferit foventem, moxque perimit vulnere.
Ingrati ad hunc benemeritos tractant modum.
(cf. Erasm. l. c.)

Die Schlange ist demnach ein Symbol der Undankbarkeit, weil sie denjenigen beißt, der sie am Busen wärmt; vgl. hierzu die Geschichte vom Mann und der Schlange im „Reineke Vos", III, 4. — Im germanischen Altertum galt die Schlange wegen ihres anschmiegenden Wesens für ein Symbol des Weibes, was unserm jetzigen Gefühl entgegen ist. Damals hieß man dieselbe meist „lint", ein Ausdruck, mit dem der Sinn des Schönen, Schmeichelnden verbunden wurde; daher die altdeutschen Frauennamen: Linda,

[1] Vgl. Spr. 6, 27: „Num quid potest homo abscondere ignem in sinu suo, ut vestimenta illius non ardeant?"

Alflint, Gerlint, Sigilint, Reginlint, Ermanlint, Eburlint, Winilint. Während überhaupt das Heidentum mehr gütige, wohlthätige Schlangen verehrte, waltete später in der christlichen Ansicht der Begriff böser und teuflischer Schlangen vor.

**865. Schlaraffenland; ein Schlaraffenleben führen.**

Das bekannte Wort 1 Mos. 3, 19: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen" wurde lange Zeit sehr wörtlich aufgefaßt und die Arbeit als eine schwere Last der Menschheit verstanden. Daher hat die grübelnde Phantasie den Zustand erfunden, in welchem dieser Fluch von uns genommen ist. Dies ist geschehen in dem so populär gewordenen Märchen vom Schlaraffenland, d. i. eine terra fabulosa mit Seen voll Wein, mit Teichen voll gesottener Fische; wo die Dächer von Fladen sind und Käse auf den Bergen wachsen; wo Zuckersteine, Milchbrunnen sind und die Bäche mit Honig fließen; wo Weißbrot an den Bäumen hängt, die Zäune mit Wurst durchflochten sind und gebratene Tauben den Leuten ins Maul fliegen. — Das Wort „Schlaraffe" ist ein seit dem 15. Jahrhundert, besonders in den Fastnachtsspielen häufig vorkommendes Schimpfwort; von mittelhochdeutsch der slûr[1] (bei Boner. 51, 20), der Faulenzer, Schlenderer und Affe. Über Alter und Entstehung der Sage vgl. Zarncke zu Brants „Narrenschiff", Kap. 108.

**866. Schlecht und recht.**

Hiob 1, 1: „Derselbe war schlecht und recht, gottesfürchtig und meidete das Böse"; ebenso Ps. 25, 21; Spr. 1, 3. Seb. Franck I, 27ᵇ: „dann die welt wil betrogen seyn, vnnd lydet nit das man den ebenen wäg schlächt vnd gerecht, mit ja vnd nein mit jren handle." Vgl. Brant, „Narrenschiff", 2, 7: „Wer vrteln sol vnd raten schlecht Der dunck vnd folg alleyn zů recht." In dieser alten, bis auf den heutigen Tag gebräuchlichen Reimformel hat das Wort „schlecht" noch die ursprüngliche Bedeutung des mittel-

[1] Vgl. mittelhochdeutsch slûren, zusammengezogen aus sludern = schlendern, nachlässig arbeiten; „schluraffen schiff" bei Brant, „Narrenschiff", Kap. 108.

hochdeutschen sleht = eben, gerade bewahrt, so daß „schlecht“ synonym ist mit „recht“. Vgl. Luk. 3, 5, wo Luther übersetzt: „was uneben ist, soll schlechter (= ebener) Weg werden.“ In folgenden zwei Beispielen werden „krumm“ und „schlecht“ gegenübergestellt: Brant, „Narrenschiff“, 19, 45: „Die zung die brucht man jn das recht Durch sie würt krū das vor was schlecht.“ — Boner. 7, 46: „Die valschen zungen hânt daz reht, Si machent krump, daz ê was sleht.“ — Diese ursprüngliche Bedeutung ist erhalten in dem Zwillingswort von schlecht, nämlich in „schlicht“; schlichtes Haar = ungelocktes Haar; etwas schlichten (z. B. einen Streit), d. i. gerade machen. Das Wort „schlecht“ dagegen entwickelte sich von der Bedeutung „eben, gerade“ zu: „einfach, gering, schlecht“ in dem abgezogenen Sinne des Moralischen (= malus, pravus). So schon bei Volz; vgl. Haupts „Zeitschrift“, VIII, 553, 74: „Du magst ein schlechter Crist sein.“

867. **Den Schleier nehmen.**

S. v. w. ins Kloster gehen und Nonne werden. Der Schleier hat eine tiefsittliche Bedeutung als schützendes und rettendes Element; er ist in christlichen Landen das Symbol des Nonnenstandes. Im Altertum war das Tragen des Schleiers bei den Frauen fast aller Völker Sitte. Bei den Griechen hieß καλύπτρα der Schleier, mit dem die Jungfrauen in Gegenwart der Männer erschienen, und den sie erst drei Tage nach ihrer Verheiratung ablegen durften; daher der Name für diesen Tag Anakalypteria. Vgl. Hom. Od. 5, 232; Aeschyl. Pers. 529. Bei Hesiod, Theog. 575, hält Pandora die Zipfel des ihr vom Haupte herabwallenden Schleiers mit ihren Händen, wie wir dies häufig auf antiken Kunstdenkmälern abgebildet sehen. Ebenso trug die ewig jungfräuliche Vesta einen Schleier. Und noch heute erscheinen die Orientalinnen sowohl zu Hause vor Fremden, als besonders auf der Straße nur mit verschleiertem Gesicht; dagegen sind Sklavinnen, bisweilen auch Weiber aus niederm Stande und die Tänzerinnen, welche zugleich auch Buhlerinnen sind, unverschleiert.

**868. Es liegt ein Schleier über der Sache.**

Von einer geheimnisvollen Sache, die durch den Schleier gleichsam verhüllt, verdeckt wird. Schon in den Mysterien der Ägypter und Griechen war der Schleier das Symbol des Geheimnisvollen und Unergründlichen; nicht allein die in die Mysterien Eingeweihten trugen Schleier um den Kopf, sondern auch die Heiligtümer und Gottheiten wurden bei den Festen der Mysterien verschleiert. Das verschleierte Bild der Isis zu Saïs in Ägypten sollte die in ihren letzten Gründen unerforschliche Natur darstellen.

**869. Jemand ins Schlepptau nehmen.**

S. v. w. ihn mit fremder Hilfe vorwärts schaffen; auch ihn wider seinen Willen wohin mitziehen. Von den Schiffen entlehnt, die aus Wind- oder anderm Mangel nicht vorwärts kommen und deshalb mittelst Schleppdampfer in den Hafen bugsiert werden.

**870. Einem ein Schloß vor den Mund legen.**

S. v. w. ihn zum Stillschweigen nötigen. Die Redensart ist biblischer Herkunft und beruht auf Sirach 22, 23: „O daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen, und ein fest Siegel auf mein Maul drücken.“ Ebenda 28, 28: „Warum machest du nicht vielmehr deinem Munde Thür und Riegel?“ Ebenso wird in Micha 7, 5 der Mund als eine Thür gedacht. Auch der Winsbeke erteilt seinem Sohne den Rat: „Sun, du solt dîner zungen pflegen, schiuz rigel vür und nim ir war.“ Und bei Walther III, 89: „Hüetet iuwer zungen, daz ziemt wol den jungen, stoz den rigel vür die tür la dekein boese wort davür.“

**871. Hier ist Schmalhans Küchenmeister!**

D. h. hier wird armselig gegessen; s. Hans.

**872. An die rechte Schmiede kommen.**

S. v. w. an kompetenter Stelle die richtige Abfertigung erhalten. Eigentlicher Sinn der Redensart ist: an diejenige Schmiede kommen, wo das Pferd am besten beschlagen wird; denn ein guter Hufbeschlag ist nicht eines jeden Schmieds Sache.

**873. Jemand schmieren.**

S. v. w. ihn bestechen. Seb. Franck I, 97[b]: „Die habend beide den Richter bestochen vnnd die hend gesalbet... also gadts, wär baß schmirwet, der fart dest baß." Die Bestechung wird hier auch umschrieben durch den Ausdruck: „die hend salben". Vgl. „Altdeutsche Bl.", I, 90, 48, im „Spiegel der tugende": „Wis vürspreche gotes halben Unde niht durch hantsalben." Bei Vrîd. 147, 17: „Pfennincsalbe wunder tuot." Ebenso Renner 685. Und Brant, „Narrenschiff", 46, 57: „Do man hant schmyerung gern vff nymt." Muscatplüt, hrsg. von Grote, 90, 73: „Lest er im smieren in die hant."

**874. Ein alter Schmöker!**

Verächtliche Bezeichnung für ein vollständig vergilbtes und durchräuchertes Buch. „Schmöker" ist eine niederdeutsche Form, von schmöken = rauchen („schmauchen").

**875. Den Schnabel in alles stecken**; s. Nr. 720.

**876. Wie mir der Schnabel gewachsen ist**, so red' ich.

D. h. gerade heraus, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. — „Ja ist uns von den argen kunt Ein wort gesprochen lange: Der vogel singet als im der munt Gewaczen steit zu sange." Sachsenspiegel, Praef. 46. — Geiler, „Narrenschiff", Com. 377[b]: „Canit avis quaevis sicut rostrum sibi crevit" (d. i. jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist). Vgl. Brant, „Narrenschiff", 41, 33: „Ein gouch singt guckguck dick vnd lang Wie yeder vogel syn gesang."

**877. Er ist ein Schnapphahn!**

D. i. ein Parteigänger im Kriege, welcher widerrechtlich auf Beute ausgeht; ein Wegelagerer, der die Kaufleute auf der Landstraße anfällt. Bei H. Sachs, I, 130 fg., erzählt der Gulden: „Als er (der Herr des Guldens) auff Leiptzger Meß auffreisen thet Ward er von den Schnaphahnen gfangen Ein groß Schatzung mußt er jhn langen, Jhm ward die sumb vnd zeyt genannt, Da kam ich in der Rauber handt, Das war ein wüste Galgenrott" u. s. f. Seb. Franck I, 115[a]: „Die Schnapphanen habend ein sprüchwort oder rymlin:

Rouben vnnd brennen ist kein schand Das thůnd die besten im land.“ — Andere Ausdrücke dafür sind: Schnappsack, Strauchdieb, Stegreifritter, Raubritter, Buschklepper, Gaudieb.

**878. Er freut sich wie ein Schneekönig!**

Dieser sprichwörtliche Vergleich ist entlehnt vom Zaunkönig, der, weil er auch im kältesten Winter bei uns aushält, der Winter- oder Schneekönig heißt. Es sind kleine, muntere Vögelchen, die alle Hecken durchkriechen und bei aufgerecktem Schwanze viele Verbeugungen machen. Man hört sie im Winter fröhlich singen im glitzernden Schnee. — Ähnlich sagt man: lustig wie der Fisch im Wasser, wie ein Buchfink, wie ein Maikäfer, wie eine Amsel u. s. f.

**879. Geld schneiden.**

S. v. w. Gewinn machen. Der Ausdruck kommt daher, daß man früher vielfach gutes Geld durch Beschneiden und Aushöhlen verfälschte. —

Daß nach dem Volkswitz

**880. die Schneider den Geißbock zum Sonntagsroß haben,**

beruht sehr wahrscheinlich auf einer Verwechselung des Schneiders mit dem gespenstischen Schnitter, der nach dem Volksaberglauben in vielen Gegenden auf einem Bocke durchs Feld reiten soll. In diesem Gespenst erblicken wir eine mythologische Beziehung auf Thor, der bekanntlich mit Böcken durch den Himmel fuhr. Vgl. den Roggenwolf, offenbar ein Rest von Odins Wölfen, und die Roggensau, ein Rest von Freyrs Eber, mit welchem er durch die Saaten ritt.

**881. Es schneit Brot!**

sagen die Leute in den Gebirgsdörfern des Vogtlandes und des Erzgebirges, weil bei Schneefall die Bewohnerschaft aufgeboten wird, Straßen und Wege offen zu halten und die Gemeinden von Staatswegen eine Vergütung dafür erhalten. In den Gegenden, wo Baumwolle gesponnen wird, heißt es auch: „es schneie Betteleute“, weil die Spinner die abfälligen Baumwollenflocken Betteleute nennen. In Norddeutschland pflegt man allgemein zu sagen: „die Müllerburschen schlagen sich.“ In Schwaben heißt es dann:

„Die Bäcken schlagen einander mit den Wecken.“ Zu vergleichen Redensart Nr. 278.

882. **Jemand ein Schnippchen schlagen.**

S. v. w. ihm seinen Plan vereiteln. Die Redensart ist aus der Jägersprache entlehnt. Schnippen nennt man es, wenn die Rebhühner beim Fang die Schwänze auf- und niederbewegen. Da dies ein Zeichen ist, daß sie Gefahr fürchten und bald aufstehen wollen, so läßt der Jäger, wenn er sie nicht verscheuchen will, ruhen, um sie später, wenn sie sorglos geworden und keine Gefahr mehr fürchten, vorsichtig zu fangen; denn sonst schlagen sie ihm wieder ein Schnippchen und entwischen. Vgl. hierzu das Schnippchenschlagen und Schnalzen mit den Fingern (digitis concrepare, Cic. de off. 3, 19, 1; Petron. 27, 5; Plaut. mil. glor. 2, 2, 53), wodurch man dienenden Personen unbemerkt ein Zeichen giebt.

883. **Einen Schnitzer machen.**

D. i. einen Fehler begehen. Schnitzer s. v. w. Schnitt; das Bild ist also: gleichsam einen Schnitt in etwas, z. B. in eine Sprachregel machen; ähnlich sagt man von bürgerlichen Gesetzen, es sei ein Riß, ein Loch darin gemacht, wenn sie übertreten, oder in einzelnen Fällen ihre Nichtbeobachtung zugelassen worden.

884. **Er lebt oder zehrt von der Schnur.**

Von jemand, der von dem erworbenen Besitz lebt, ohne denselben durch weitern Erwerb zu vergrößern; daher auch: sein Vermögen verkleinern. Diese Redensart bezieht sich auf die Gewohnheit früherer Zeit, Goldmünzen an einer Schnur aufzubewahren, zu welchem Zwecke man durch dieselben vorher ein Loch geschlagen oder sie mit einem Henkel versehen hatte. Diese Schnur benutzte man als Notpfennig, den man nur im äußersten Falle angriff. Auch die Landsknechte verwerteten auf ähnliche Weise die erbeuteten goldenen Ketten, von denen sie ein Glied nach dem andern veräußerten.

885. **Nach der Schnur leben.**

D. i. ordentlich, regelmäßig leben. — Gegensatz: über die Schnur hauen.

zur Bezeichnung für das Hinausgehen über das rechte Maß. Beide Redensarten beziehen sich ursprünglich auf die durch Kreide, Rötel oder dergleichen bezeichnete Richtschnur der Zimmerleute. Es ist ein Fehler, wenn sie über diese Schnur ins Holz hineinhauen. Bei Seb. Franck, „Diallage“ (a. 1528), Bl. 41[b] (Exemplar zu Wolfenbüttel): „vber die schnur kein har breyt geen“; vgl. Latendorf, Franck Nr. 324. In Seb. Francks Sammlung (1541), I, 74[b]: „Stateram ne transgrediaris. Vbermachs nit, haw nit über die schnur.“ Lang. Adag. Argentorati 1596, p. 288: „Ultra septa transilire.“ — Ein ähnliches Bild, von Zimmerleuten entlehnt, findet sich bei Brant, „Narrenschiff“, 19, 77: „Wer vber sich vil howen wil Dem fallen spän jn die ougen vil“; vgl. Vrîd. 126, 21, und W. Grimms Anmerkung zu der Stelle (S. 375).

886. **Einen schnüren; ihn in die Schnur nehmen.**

S. v. w. Geld erpressen; die Redensart kommt von dem Handwerksbrauche der Maurer her, nach welchem sie denjenigen, der über die Meßschnur tritt, für strafbar erklären, ihn mit dieser Schnur umfangen und zu einem Lösegelde anhalten.

887. **Etwas am Schnürchen haben.**

S. v. w. es ist einem geläufig wie das Paternoster oder das Ave Maria, die von der Rosenkranzschnur mehrmals nacheinander abgebetet werden. Daher heißt es auch in der Namenlosen Sammlung (1532) Nr. 92: „Es ist ihm also gemeyn vnd leufftig, wie das vatter vnser“; ebenso bei Agricola Nr. 164. Lateinisch ist sprichwörtlich: „tanquam digitos (auctores omnes) novisse“, d. h. genau kennen, Juv. 7, 232.

888. **Etwas in den Schornstein schreiben.**

S. v. w. es verloren geben, weil die Schrift im Schornstein durch den Rauch und Ruß unleserlich wird; wir sagen auch: „etwas hinter die Feueresse schreiben“. Vgl. die lat. Formel: „albâ lineâ signare“, d. h. so gut wie nicht bezeichnen, weil eine weiße Linie weniger sichtbar ist; oder: „in aqua scribere, καθ' ὕδατος γράφειν“, d. h. etwas da aufzeichnen, wo es sofort wieder vergeht (vgl. Catull. 70, 3).

**889. Gegen jemand in die Schranken treten.**

Um einen Strauß auszufechten. Der Turnierraum ist durch Schranken abgeschlossen; wer turnieren will, muß dieselben passieren.

**890. Die Schranken überschreiten.**

S. v. w. weiter gehen als recht und billig ist. Diese Redensart bezieht sich wahrscheinlich auf die Abzirkung der alten Gerichtssitzungen, die vor alters bekanntlich unter freiem Himmel und erst später, namentlich durch den Einfluß der römischen Gerichtsverfassung, unter Dach und Fach in besondern Gerichtshäusern (Curien, Ratshäusern) abgehalten wurden. Da das Gerichtsverfahren öffentlich war, umgab die Menge den Gerichtsplatz, der gegen den Andrang derselben zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise gehegt und gesichert war. Die altertümlichste Gerichtshegung bestand nach Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 809, darin, daß Haselstäbe im Kreise gesteckt und Schnüre darum gezogen wurden. Diese einfache Schutzwehr würde der Ungestüm des heutigen Volks bald zerbrechen; damals gab ihr der allgemeine Glaube an die Heiligkeit des Bandes festern Halt als Schranken von Balken und Eisen. Als diese einfachen Vorkehrungsmaßregeln jedoch nicht mehr genügten, wurde der Dingplatz statt mit Schnüren und Zäunen durch Schranken und schirmende Geländer von Holz eingehegt. Grimm, a. a. O., S. 810. Bis wie weit die Umstehenden dem gehegten Gericht nahen durften, bestimmte entweder Seil und Schranke oder besondere Verfügung. Überschreitung der gesetzten Schranken wurde hart gebüßt: „wer da ouch trete in daz gestuele vor deme geheiten dinge ane loube des richters, der gibet zwene schillinge." Salfelder stat. (Walch 1, 42); „wer ins gericht freventlich tritt, greift, fällt, hat fuß, hand oder hals verbrochen". Kopp Nr. 116; vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 854.

**891. Jemand schrauben, hinaufschrauben.**

S. v. w. ihn zwingen, einen höhern Preis zu geben; ihn übersetzen. Von der Folter entlehnt; s. Daumschrauben aufsetzen.

**892. Seine Worte auf Schrauben stellen.**

D. h. sie so stellen, daß sie nach Erfordernis so und anders gedeutet werden können. Die Redensart ist hergenommen von der Einrichtung gewisser physikalischer Instrumente, die zwecks Herstellung einer horizontalen Lage gewöhnlich mit drei Stellschrauben versehen sind. Vgl. Geiler, „Postill“ 149: „Die rede vff ein dreispitz stellen.“

**893. Von echtem (altem) Schrot und Korn.**

S. v. w. von alter Redlichkeit und Biederkeit. Eigentlich bezeichnet Schrot das Gewicht und Korn den Feingehalt der Münzen; zu vergleichen Kipper und Wipper.

**894. Der Schuh drückt ihn.**

Wen der Schuh drückt, hat Schmerzen im Fuß; übertragen s. v. w. er hat Sorgen. Über die Entstehung des Sprichworts berichtet Plutarch (V. P. Aemilii cap. 5, p. 257. C. et Coning. Praecept. p. 141 A.): „Als P. Aemilius sich nach langjähriger Ehe von seiner schönen, tugendhaften und reichen Gattin trennte und er deshalb von seinen Freunden getadelt worden, soll er diesen einen Schuh gezeigt und gesagt haben: «Et hic soccus quem videtis, videtur vobis novus et elegans, sed nemo scit praeter me ubi me premat»“ („auch dieser Schuh ist schön anzusehen und neu; aber niemand als ich allein weiß, wo er mich drückt“). — Luther (Heuseler 202): „Keiner sieht, wo den andern der Schuh drückt.“ — Agricola Nr. 61: „Idt weth nemandt wor einen de scho drüket, sünder de en anne hefft.“ — Wegeler, „Philosophia Patrum“, Nr. 282: „Wo mich zwickt und zwackt der Schuh, Selber ich doch wissen thu’.“ Auch bei Erasm. Ad.; bei Bebel Nr. 337; bei Tunnicius Nr. 461; bei Seb. Franck I, 84; bei Brant, „Narrenschiff“, 78, 19; ebenda 110, 21 u. s. f. Auch in den fremden Sprachen.

**895. Nicht wert sein, einem die Schuhriemen aufzulösen.**

S. v. w. unwert sein, jemand eine selbst sehr niedrige Dienstleistung zu thun. Die Redensart ist biblischer Herkunft (Mark. 1, 7; Luk. 3, 16; Joh. 1, 27; Matth. 3, 11).

Alle Verrichtungen, die der Herr von seinem Sklaven verlangen kann, ist auch ein Schüler des Gesetzes seinem Lehrer zu leisten schuldig, ausgenommen das Auflösen des Schuhriemens.

**896. Die Schule schwänzen.**

S. v. w. die Schule versäumen. Der Ausdruck stammt aus der Sprache der fahrenden Schüler. Im Rotwelschen, das bekanntlich von den losen, faulen Buben, von Landstreichern, fahrenden Schülern, Landsknechten u. s. w. gesprochen wurde, bedeutet das Wort „schwänzen" = gehen. Bei Seb. Brant, „Narrenschiff", 63, 48: „So schwäntzt er sich dann anderswo Veralchend (d. i. sich fortpackend) over der breithart (= Weite, Heide)."

**897. Auf Schusters Rappen!**

D. h. zu Fuß. Mit dem Rappen sind gemeint die schwarzen Schuhe der zweibeinigen Kreaturen. Ähnlich: In Schuhmachers Kutsche fahren. Der Lateiner sagt: per pedes Apostolorum, d. h. zu Fuß (reisen), wie die Apostel. Ital.: andare sul cavallo di San Francesco, auf dem Pferd des heiligen Franziskus reiten, weil die armen Franziskanermönche, im Gegensatz zu den reichen Benediktinern, die zu Pferde reisten, zu Fuße gingen; zu vergleichen ital.: spronare le scarpe di San Francesco, die Schuhe des heiligen Franziskus anspornen.

**898. Schwager Postillon;** s. Nr. 792.

**899. Schwamm drüber!**

Eine erst neuerdings durch die allgemeinen Bühnenerfolge des „Bettelstudenten" in ganz Deutschland populär und sprichwörtlich gewordene Redensart. Zu vergleichen sind folgende hiermit ziemlich genau zusammentreffende Verse Corneilles:

Sur les noires couleurs d'un si triste tableau
Il faut passer l'éponge, ou tirer le rideau.

Bei den Römern war „Schwamm" das Bild eines leichtgläubigen, einfältigen Menschen und bezeichnete ungefähr dasselbe, was wir heute einen Pinsel nennen, und zwar aus dem Grunde, weil der Schwamm ohne Widerstandskraft

ist, so weich, daß er zusammenschrumpft, sobald man ihn drückt.

Im deutschen Volksmund spielt der Schwamm noch wegen einer andern Eigenschaft eine sprichwörtliche Rolle. Weil nämlich der trockene Schwamm Flüssigkeiten so lange aufsaugt, bis er voll ist, so wird er auch Sinnbild des Durstes, der Begierde überhaupt; so heißt es sprichwörtlich von einem starken Trinker: „er hat einen Schwamm im Magen!"

900. **Seinen Schwanengesang singen.**

Von einem sentimentalen, rührenden Gesang, besonders kurz vor dem Tode eines Dichters oder Schriftstellers. Lat.: „vox et oratio cygnea." Cic. de oratore 3, 2, 6; „cygnea cantio." Erasm. — Von der Meinung der Alten, daß der Schwan, dem Apollo heilig, im fabelhaften Hesperien seinen Tod durch klagende und rührende Gesänge angezeigt habe. Indessen wurde diese mythisch eingekleidete Vorstellung schon von den Alten bestritten; andere dagegen verteidigten sie und beschrieben die Sache genauer; vgl. Cic. Tusc. 1, 30, 73; Lucr. 4, 181, 910; Virg. Aen. 9, 27; Hor. carm. 4, 3, 20; Ov. Met. 5, 387; 14, 430; Mart. 13, 77, 2. Erasmus bemerkt über das Sprichwort: „Notatur et ab Aeliano in opere De naturis animalium, proverbium vice. Porro cygnus instante morte mirandos quosdam cantus edere, tam omnium literis est celebratum, quam nulli vel compertum, vel creditum. Nam Lucianus negat, se vel vidisse cygnos, cum in Pado flumine navigaret. Aelianus addit cygnos non canere, nisi flante zephyro vento, quem Latini favonium dicunt. Nec desunt philosophi, qui huius rei causam etiam addere conantur, affirmantque id accidere propter spiritus per collum procerum et angustum erumpere laborantes." — Übrigens kennt die Naturgeschichte wirklich einen Singschwan (Cygnus musicus), welcher dem bei uns vorkommenden stummen Schwan vollständig gleicht, abgesehen von der Stimme und dem Bau und der Farbe des Schnabels. Der stumme Schwan hat bekanntlich einen roten Schnabel mit schwarzem Höcker an der Wurzel desselben; dagegen hat der Singschwan einen Schnabel, der vorn schwarz, hinten

gelb ist. Die Stimme des sogenannten stummen Schwans besteht in einem Zischen, wenn er zornig ist; auch wohl in einem schwachen Brummen und Schnurren, was allerdings nur selten gehört wird. Der Singschwan dagegen läßt die lauten Töne: Ungh! Ungh! hören, den ersten Ton höher und stärker als den zweiten. Wenn mehrere dieser Schwäne, welche die großen nordischen Gewässer bewohnen, sich beisammen befinden, so pflegen sie miteinander zu wechseln, und das Ganze macht dann den Eindruck eines gemeinschaftlichen Gesangs. Dieser Gesang war dem germanischen Altertum nicht unbekannt. In dem angelsächsischen Gedicht bei Grein (1, 242, 19) vernimmt der einsam über das winterliche Meer dahinfahrende Schiffer über dem Brausen der Wogen „der Schwanin Gesang" (ylfete song). „Gylfaginning", Kap. 23, verwünscht der norwegische Hafen- und Schiffergott Niörd den Aufenthalt bei seiner rauhen jagdliebenden Gattin im Hochgebirge mit den Worten: „Leid sind mir die Berge, nicht lange war ich da, nur neun Nächte. Der Wölfe Geheul schien widrig mir gegen den Sang der Schwäne." Wie die älteste Poesie der Germanen ihre Anschauungen und Beobachtungen nur aus der einheimischen Natur gewann, so kennen mittelhochdeutsche Dichter den Schwanengesang nur durch romanische Vermittelung aus der antiken Poesie. Müllenhoff, „Altertumskunde", S. 2, Anmerkung.

Der Schwan hat von Apollo auch die Gabe der Weissagung bekommen. Ebenso gilt er in der germanischen Mythologie als weissagender Vogel; daher sagt man von jemand, der eine Ahnung von etwas hat:

es schwant ihm, oder: er bekommt Schwansfedern.

901. **Etwas schwarz auf weiß besitzen.**

S. v. w. ein geschriebenes Beweismittel haben; denn quod scriptura capit, firmum manet.

902. **Hinter schwedischen Gardinen.**

Volkswitz für: hinter den aus schwedischem Eisen gefertigten Stäben des Gefängnisses. —

Der burschikose Ausdruck

903. **Schwein für Glück haben,**

erklärt sich am einfachsten wohl aus der Bedeutung der Sau im alten Kartenspiel, wo sie über den König geht. Noch Abraham a Sancta Clara sagt: „So sind ja in den Karten vier Säu, Eichel-Sau, Schellen-Sau, Herz-Sau, Gras-Sau, und weil die Säue mehr gelten als ein König, so ist ja das ein säuisch Spiel.“ Indessen findet sich bei Seb. Franck II, 181$^{b}$, eine Stelle, aus welcher hervorgeht, daß die Sau auch eine der niedrigern Karten bedeutet. Die Stelle lautet: „Vnd sihet ein yeder in eins andern spil vn̄ hand allein was er triumph, bilder vnd künig, aber nit wie vil er süw darinnen hab.“

Auch das Folgende bringen wir zur Erklärung bei. Der Germane, dessen tägliche Beschäftigung, die Jagd, eine Schule des Kriegs war, bewunderte von den Tieren besonders diejenigen, welche sich durch Schönheit, Kraft und Stärke auszeichneten. Besonders waren es der grimmige Bär, der kampfmutige Wolf, desgleichen der durch seine wilde Stärke ausgezeichnete Eber, die dem kampflustigen Sinn unserer Vorfahren imponierten. Daher Namen wie Berinhard, Beringer, Isanpero; Vulfila (Ulfila, Wölflein), Athaulf (Adolf)[1], Beowulf, Maginulf[1], Eparolf[1], Ibor (Eber)[2], Eberhard; auch die Ortsnamen: Eberswalde, Ebersingen, Ebersberg, Ebersweier, Eberstein, Ebersbach u. s. w. deuten auf den alten Eberkult, der dem germanischen Sonnengotte Freyr geweiht war. Von den Aestiern, den spätern Preußen, berichtet Tacitus (Germania, Kap. 5), sie hätten im Kriege, um sich persönlich sicher zu stellen, Eberbilder bei sich getragen. Und aus mehrern Stellen im „Beowulf“ (303 fg., 1112, 1328) geht hervor, daß die Krieger geschmiedete Eberbilder auf ihren Helmen trugen. Eber, Wolf und Bär waren heil- und siegverkündende Tiere; dagegen galt eine Begegnung mit Hasen, Priestern und alten Weibern, weil

---

[1] In diesem Namen erscheint „Wolf“ als zweiter Teil der Zusammensetzung in der abgeschliffenen Form: ulf, olf.

[2] So hieß der älteste uns überlieferte Anführer der Longobarden aus dem 4. Jahrhundert. Im „Beowulf“ 2486, 2964, 2993, 2997, wird Eofor, Eafor, Iofor als Name eines Geaten genannt.

sie unkriegerisch sind, als eine üble Vorbedeutung. Dieser Aberglaube hat sich zum teil bis auf den heutigen Tag erhalten. So hört man jetzt einerseits noch, das Begegnen eines Schweines sei glückverheißend; andererseits erscheint es als teuflisches Tier und bedeutet Unglück. Der Student jedoch kennt nur die gute Vorbedeutung und sagt: „er habe Schwein gehabt" statt: „er habe Glück gehabt."

Nach Preime geht die Redensart auf die Waffenfeste der deutschen Bürger zurück, die seit 1400 allgemein verbreitet waren, seit 1500 auf ihrem Höhepunkt standen, seit 1600 Spuren ihres Verfalls zeigen, und von denen in den heutigen Schützenfesten sich nur ein schwacher Überrest erhalten hat. Bei diesen Festen pflegte der letzte Schütze, der noch auf einen Gewinn Anspruch machen konnte, unter vielen spöttischen Gratulationen des Pritschmeisters außer der kleinsten Geldprämie eine Sau oder ein Ferkel als zweideutige Auszeichnung zu erhalten. Vgl. G. Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Bd. II. Auch bei den Rennen wurde als letzter Preis eine Sau ausgesetzt; vgl. Schmeller III, 98. So beim ersten Rennen in München 1448: „Das vordrist pferdt gewan ein Scharlach-Tuch, das ander darnach ain Sperber mit seiner Zuegehörung, das drit ain armbst, vnnd das lest pferdt ain Saw." Preime, der Gleiches von einem Pferderennen in Ulm 1468 belegt, hält nun eine Ableitung der Redensart von jenem Gebrauch bei Waffenfesten für nicht unbegründet, „da ja gerade darin liegt, daß einer Glück in Erlangung eines Preises hat, und zwar einer, der es nicht oder sehr wenig verdient hat."

904. **Vor jemand die Segel streichen.**

S. v. w. nachgeben, sich für überwunden erklären, sich vor einem demütigen, weil ein Schiff, das sich dem Feinde ergiebt, die Segel streicht (d. i. einzieht). Ebenso wird bildlich lateinisch gebraucht vela contrahere, die Segel einziehen, Cic. Att. 1, 16, 2; Hor. carm. 2, 10, 23; Ov. trist. 3, 4, 32 u. ö.

905. **Mit vollen Segeln auf ein Ziel lossteuern.**

S. v. w. alle Mittel ins Werk setzen, um seinen Zweck zu erreichen. Ähnlich: alle Segel aufspannen; auch: er setzt

alle Segel bei, s. v. w. er setzt alle Kräfte an. Lat.: „navibus et quadrigis." Hor. ep. 1, 11, 28.

906. **Einen langen Senf über etwas machen.**

D. h. viele vergebliche Worte machen. Senf wird zum Rindfleisch genossen, um es genießbar, verdaulich zu machen; wer zu viel Senf auf ein kleines Stück Fleisch giebt, verschwendet Senf. Übertragen lautet der Sinn obiger Redensart: über eine geringfügige Sache viele überflüssige und deshalb langweilige Worte machen. Adelung glaubt, daß Senf hier für Senfbrühe stehe und „lang" wie in vielen andern Fällen „mit vielem Wasser verdünnt" bedeute.

Vilmar („Idiotikon", S. 382) sagt, die Redensart „Senf machen" sei eine in älterer Zeit nicht selten vorgekommene Formel für „nichtige Redensarten vorbringen" gewesen und davon sei die Redensart „einen (langen) Senf machen" noch jetzt üblich. Er erwähnt dabei eine Redensart aus einer wahrscheinlich von einem Hersfelder verfaßten Chronik, in der sich „eine Senfmühle heimbringen" für „nichts ausrichten" findet. „Seinen Senf dazu geben" bedeutet daher: an Besprechungen sich beteiligen und seine Ansicht in weitschweifiger und dabei oft nichtssagender Form ausdrücken.

907. **Sesam, thu dich auf!**

Eine Zauberformel, vor deren magischer Kraft gleichsam alle Schwierigkeiten schwinden, der Schlüssel, mit dessen Hilfe man in ein Mysterium einzudringen sucht. Der Spruch verliert jedoch seine Zauberwirkung, sobald man in demselben auch nur ein Wort mit einem Synonym vertauscht. So erging es Casim in der Erzählung von „Tausend und einer Nacht", als er vor der Thür, welche nur den Worten gehorchte: „Sesam, thu dich auf!" dastand und rief: „Weizen, thu dich auf!" „Gerste, thu dich auf!" Sesam ist nämlich eine ursprünglich ostindische Gattung der Bignoniaceen, aus deren Samen das sehr klare und süße Sesamöl gepreßt wird.

908. **Mit einem Siebe Wasser schöpfen;**

auch: Wasser im Siebe schöpfen, s. v. w. sich vergebliche Mühe machen; z. B., der Vergeßliche hört und liest zwar, aber er schöpft Wasser mit einem Siebe. Der Ursprung dieser

sehr alten Redensart führt uns bis auf die griechische Sage zurück; vgl. den Artikel Danaidenarbeit.[1] — „Swer wazzer in dem sibe treit Daſt verlorn arbeit." Vrîd. 77, 16. „Er schepfet wazzer mit dem sibe." „Trojanischer Krieg", 18548. „Unde schepfte ich wazzer mit eim sibe." Frauenlob, „Sprüche", 394, 3. Lympham cribro infundere. Reinhardus 3, 16, 37. Imbrem in cribrum gerere. Plaut. Pseud. 1, 1, 100. In pertusum dolium aliquid ingerere. Plaut. Pseud. 1, 3, 135. In vas pertusum congerere. Lucret. 3, 949.

909. **Eine böse Sieben!**

Unter dieser Bezeichnung verstehen wir heute eine böse, zankſüchtige Frau, eine Xantippe. „Die böse Sieben" spielt zuerst eine Rolle in einem altdeutschen Kartenspiel, dem sogenannten Karnuffelspiel (eigentlich wohl Kardinalspiel), das vor der Reformation allgemein beliebt war.[2] Jede Karte trug hier neben der Zahl ein Bild, — die Sieben das des Teufels. Letztere, die Siebente von oben, konnte alle andern 48 Karten, Papst, Kaiser, Kardinäle u. s. w. abstechen. Der Vergleich eines schlimmen, verschmitzten Menschen mit dieser bösen Sieben war daher nichts Ungewöhnliches.

Auf die Frauen finden wir den Ausdruck zuerst angewandt bei dem Dichter Joachim Rachel (1618—1669), dessen erste Satire betitelt ist: „Das poetische Frauenzimmer oder Böse 7." Darin werden sieben verschiedene Frauenzimmer geschildert, nämlich das mürrische, schmutzige, verschmitzte, schimpfende, herrschsüchtige, plaudernde und hoch-

---

[1] Diese Sage lebt auch sonst noch in überraschend ähnlichen Zügen bei uns fort. So, wenn in einem alten Märchen (Grimm, III, Nr. 178) der drollige Fuhrmann Hans Pfriem im Himmel neben andern Verkehrtheiten Jungfrauen das Wasser in löcherigen Fässern in die Stube tragen sieht. In Gex verweist man die Hagestolzen und Advokaten nach Ancenda, wo sie aus dem Rhône Sand in durchlöcherten Körben herauftragen und die vergebliche Arbeit immer von neuem beginnen müssen. Henne am Rhyn, „Sagen", S. 252.

[2] Zur Bekämpfung dieses teuflischen Spiels verfaßte Cyriacus Spangenberg sein Buch: „Die bösen Sieben in Teufels Karnöffelspiel" (1562).

mütige. Sollte Rachel, der bekanntlich Rektor in Schleswig war, bei der Schilderung dieser sieben verschiedenen Frauencharaktere nicht an das siebenköpfige Tier der Lästerung gedacht haben, eine Art symbolischen Monstrums, in der Off. Joh., Kap. 13? Ein späteres Werk trägt die Überschrift: „Probe einer bösen Sieben.“ In der Schriftsprache sind dies bis Ende des 17. Jahrhunderts die einzigen Quellen, welche uns auf den jetzt üblichen Vergleich hinweisen.

910. **Ein Buch mit sieben Siegeln!**

S. v. w. ein geheimnisvolles Buch, das nicht verstanden wird. Aus Off. Joh. 5, 1 fg.[1]

911. **Seine sieben Sachen packen.**

Von jemand, der seine geringen Habseligkeiten zusammenpackt, um damit abzureisen. Die Zahl sieben ist hier als runde Zahl für „sehr wenig“ gebraucht. In der Bibel und im Talmudischen wird sieben häufig im entgegengesetzten Sinne wie unser „tausend“ für „sehr viel“ gebraucht, z. B. „der hat sieben Greuel im Herzen“. Sieben erscheint daher in jüdischen Sprichwörtern als eine Hyperbel.

912. **Er ist mit Siebenmeilenstiefeln voraus.**

S. v. w. er ist schwer einzuholen, weit überlegen. Die Siebenmeilenstiefeln sind im deutschen Märchen Stiefeln, vermittelst welcher man mit jedem Schritte sieben Meilen zurücklegen kann. Über die Bedeutung der Zahl „Sieben“ vgl. die vorige Redensart Nr. 911. Die Stiefeln des Märchens fußen in der Mythologie und zwar in der Hadingssage, in welcher Odin seinen Schützling mit riesiger Geschwindigkeit durch die Lüfte entführt, sowie in der Ni-

---

[1] Die Zahl „Sieben“ ist in der Bibel eine heilige Zahl, was sicherlich eine astronomische Ursache hat und ohne Zweifel auf Ägypten, das älteste Kulturland, zurückzuführen ist. Hier beherrschen sieben Planeten den Himmel, sieben Tage bilden die Woche, der siebente Tag wurde heilig gehalten, ein Brauch, den von ihnen die Israeliten erhielten und von diesen die Christen. Moses schon richtet seine Schöpfungs- und Sonntage darnach; sieben Monate dauerte die Sintflut; Joseph prophezeit sieben fruchtbare und sieben magere Jahre nach den sieben Kühen; im siebenten Himmel wohnt die Gottheit u. s. f.

belungensage, in welcher Siegfried in einem Tage und in einer Nacht in das ferne Nibelungenland fuhr. In der römischen und griechischen Mythologie sind es die Flügelsohlen, welche die Geschwindigkeit der Götter symbolisieren. Man erklärt sich diese wunderbare Fähigkeit mythologischer und sagenhafter Existenzen, welche mit Meilenschritten über die Erde, über Berg und Thal, über Ströme und durch das Meer schreiten, indem man selbige auffaßt als Personifikationen des Windes, der durch die Lüfte jagt, der Sterne, die durch den weiten Himmelsraum kreisen u. s. f.

913. **Ein Siebenschläfer sein.**

Der Ausdruck müßte eigentlich lauten: Einer von den sieben schlafenden Heiligen sein. Nach der Legende von den sieben Jünglingen, welche bei der Christenverfolgung um 251 n. Chr. in eine Höhle des Berges Kalion bei Ephesus flüchteten, daselbst einschliefen, vermauert wurden und erst 447 nach zufälliger Wiedereröffnung der Höhle unter Kaiser Theodosius II. wieder aufwachten, bald darauf aber, „vom Glorienschein der Heiligkeit umgeben", starben. Diese Sage kommt u. a. bei Gregor von Tours (Ende des 6. Jahrhunderts) vor. Auch die deutsche Litteratur der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts besitzt ein mittelhochdeutsches Gedicht von unbekannten Dichtern, betitelt: „Von den siben schlâfären" (1839 herausgegeben von Th. v. Karajan). Vgl. Wolfg. Müllers Gedicht: „Der Mönch zu Heisterbach", worin ein ähnliches Wunder besungen wird.

Analoge Mythen kommen bei verschiedenen andern Völkern vor, so z. B. bei den Griechen, vom ältern Plinius etwa so dargestellt: „Als Knabe schlief Epimenides (berühmter Kretenser zur Zeit Solons) einst in einer Höhle ein und erwachte erst nach 57 Jahren. Er glaubte nur eine Nacht geruht zu haben und war sehr erstaunt über die gewaltige Veränderung, die Natur und Kunst inzwischen allenthalben hervorgebracht hatten. Er lebte aber nach seinem Erwachen noch hundert Jahre" (letzteres ein von der christlichen Legende verschiedener Zug).

Gibbon, in „The Decline and Fall of the Roman Empire", deutsch von Sporschil, 2. Ausg., S. 1315 fg.,

hat einen höchst geistreichen Versuch gemacht, die Legende psychologisch zu erklären; doch ist derselbe kritisch nicht unantastbar. Vgl. ferner: Schröckh, „Christliche Kirchengeschichte" (Leipzig 1781), IV, 210 fg.; Phil. Schaff, „Geschichte der alten Kirche" (Leipzig 1867), S. 159; Jos. Hub. Reinkens, „Martin von Tours" (Breslau 1866), S. 222—236, 273 fg.

914. **Unter dem Siegel der Verschwiegenheit!**

Was versiegelt, also unter dem Siegel sich befindet, ist unverletzliches Geheimnis.

915. **In den Sielen gehen.**

S. v. w. stets arbeiten. Vom Zugvieh entlehnt.

916. **Singen und sagen.**

Eine formelhafte Redensart, durch welche der Gegensatz von Lied und Spruch, von Lyrischem und Epischem ausgedrückt ist.[1] Das Singen und Sagen, das aus Gesang oder musikalischen Vorträgen und aus dem Vorlesen oder Recitieren von erzählenden Dichtungen bestand, bildete den beliebtesten Unterhaltungsstoff der feinen Gesellschaftskreise des Mittelalters.

917. **Eine Sisyphusarbeit**; auch: **den Stein des Sisyphus wälzen.**

S. v. w. eine schwere und qualvolle Arbeit verrichten, die nichts nützt; sich vergeblich abmühen, leeres Stroh dreschen. — Sisyphus, des Äolos Sohn, gilt bei Homer als verschlagen und schlecht, überhaupt als der gewinnsüchtigste der Menschen. Hom. Il. 6, 53; Ov. her. 12, 204; Hor. sat. 2, 3, 21. Wegen seiner Schlechtigkeit wurde er in der

---

[1] Der lyrische Dichter hieß mittelhochdeutsch senger oder singaere, der epische tihtaere, von tihten, aus lat. dictare = diktieren, zum Nachschreiben vorsagen; denn der epische Dichter des Mittelalters konnte in der Regel nicht selbst schreiben, er diktierte. Mit der Zeit gingen beide Wörter, tihten und tihtaere, in die edlere Bedeutung des Ersinnens, Erdenkens, künstlerischen Schaffens über. Erst zur Zeit der Renaissance werden Dichter und poëta gleichbedeutend gebraucht. Noch Opitz u. a. nennen den Dichter regelmäßig Poet.

Unterwelt dadurch bestraft, daß er mit Kopf und Händen ein Felsstück einen hohen Berg hinaufwälzen mußte, von dem es immer wieder in die Tiefe rollte, sodaß seine Arbeit vergeblich blieb und täglich wiederholt werden mußte. Hom. Od. 11, 593; Verg. Georg. 3, 39; Ov. met. 4, 459; Cic. tusc. 1, 5. Diese Arbeit bedeutet das Hinaufwälzen der Sonne am Himmelsgewölbe durch den Sonnengott und ihr Hinabwälzen auf der andern Seite, das sich täglich wiederholt. — Brant, „Narrenschiff", 56, 51 fg.: „Er fellt, vnd blibt nit jn der höh Der steyn, den waltzt mit sorg vnd we Den berg vff, Sisyphus der tor." — „Die Kabinettbildung, die Herr Freycinet übernommen hat, ist eine Sisyphusarbeit. So oft Freycinet am Ziele zu sein glaubt, rollt der Stein zurück und die Arbeit muß von neuem begonnen werden." „Tägliche Rundschau", 1886, Nr. 6.

918. **Die Sonne bringt es an den Tag!**

Sinn: Was lange verborgen und geheim war, wird mit der Zeit entdeckt.[1] Dies Sprichwort, das Chamisso zum Titel seines bekannten Gedichts gewählt hat, erinnert an die Bedeutung der Sonne bei den frühern Gerichtsverhandlungen. Bekanntlich wurden diese unter freiem Himmel abgehalten, und der Richter hatte sowohl bei Hegung des Gerichts, als auch beim Verkünden des Urteils u. s. f. sein Antlitz gen Osten auf die Sonne zu richten. Diese galt von jeher für jede Gerichtsverhandlung als heilig; sie überschaut alles, was die Menschen thun. Daher wurden auch in alter Zeit Eide bei der Sonne geschworen; in der Edda (Sæm. 248[a]) z. B. finden sich dergleichen Eide: „at sôl inni suðrhöllo", bei der südlichen Sonne. So erklärt sich auch die Bestimmung („Sachsenspiegel", 3, 61; Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 814), daß Gerichtssitzungen nach Sonnenaufgang und gewöhnlich nur bis zum Mittag, so lange die Sonne aufsteigt, abgehalten werden sollen.

---

[1] Ein alter Dichter gebraucht daher ein sehr passendes Bild, wenn er die Wahrheit zur Tochter der Zeit macht (Gellii Noct. Att., lib. XXI, v. 12).

919. **Es ist sonnenklar!**

Eine hyperbolische Redensart, s. v. w. es ist auch nicht der geringste Schatten von Unklarheit vorhanden. Ebenso im Lat.: „Solis luce videatur clarius.“ Cic. de divin. 1, 3. „Sole ipso est clarius!“ Arnobius 1, 27. Vgl. das lat. Sprichwort: „Adversus solem ne loquitor“, das Erasmus also kommentiert: „Nam quod maxime constat, maximeque in confesso est, *id sole clarius dicimus.* Ergo contra solem loquitur, qui dicit: Nil intra est oleam, nil extra est in nuce duri.“ Wir haben auch die Redensart:

es ist klar wie der Tag!

wo Tag gleichbedeutend ist mit Sonne. Diese Gleichsetzung von Tag und Sonne findet sich schon in alten Rechtsformeln: „von einer sonnen (= von einem Tage) zu der andern.“ Hessische Landesordnung 1, 6 (a. 1384); vgl. Haltaus 1695; — „fyri hina þridiu sôl.“ Egilss. p. 723; — „komen van den have weder thuis bij eener sonne.“ Twenter Hofrecht (a. 1546—67), Holland. Vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 814, Anmerkung.

920. **Es ist ein Sonntagskind!**

Holländ.: „Het is een zondagskind.“ (Harrebomée II, 507.) — Nach altgermanischer Anschauung und nach dem noch heute bestehenden Glauben sind Sonntagskinder (d. h. die am Sonntag geborenen Kinder) Glückskinder. Sie besitzen die Gabe des Scharfsinns, der Weissagung; ja sie sehen sogar alle Geister und Gespenster (Meyer, „Aberglaube“, S. 207; Grimm, „Mythologie“, S. 243, 634). Der Sonntag war Odin geweiht, und deshalb scheute man sich, diesen Tag zu entheiligen, noch bevor man etwas vom jüdischen Sabbathschänder wußte. Nicht einmal die Fingernägel durfte man am Sonntage schneiden (Sage vom Mann im Mond in Hebels „Allemannische Gedichte“, die germanischen Ursprungs ist).[1]

---

[1] Das Wort Sonntag (ebenso Freitag) erscheint auch als Familienname; viel seltener Montag, Dienstag u. s. f. In Berlin fand sich 1867 der Name Sonntag 28 mal, Freitag 25 mal; da-

921. **Das ist spanisch!** auch: **das kommt mir spanisch vor!**

Wird von einer Sache gesagt, die befremdend, komisch wirkt. Als Karl V., ein Spanier, die deutsche Kaiserkrone trug, fanden manche spanische Sitten, Moden, Glaubenssatzungen, die den Deutschen bis dahin unerhört waren, in Deutschland, besonders auch in einigen Teilen der Rheinprovinz Eingang. Die Folge war, daß den Deutschen alles Neue, Ungewohnte, wofür sein gerades und ehrliches Wesen kein Verständnis hatte und das ihm daher auch widerwärtig war, „spanisch vorkam".

922. **Einem spanisch kommen.**

Eine besonders in Norddeutschland übliche Redensart, s. v. w. jemand grob kommen. Diese Redensart bezieht sich auf die von den Spaniern während des niederländisch-spanischen Krieges in Holland verübten Greuel.[1] Wir erinnern an den von Herzog Alba eingesetzten „Rat der Unruhen", von den Niederländern „Blutrat" genannt, „worin ein harter, gewissenloser, mit den Gesetzen und Gebräuchen des Volks unbekannter Spanier, Vargas, den Vorsitz führte und des Herzogs tyrannische Befehle vollstreckte. Habsucht, Blutgier und Fanatismus suchten um die Wette ihre Opfer. An allen Orten sah man Galgen und Rad errichtet; Scheiterhaufen loderten für die protestantischen Geistlichen und die hartnäckigen Bekenner des Evangeliums." „Die Greuel, welche die spanischen Truppen auf Albas Befehl in einigen der widerspenstigen Städte, wie Harlem, Naarden u. a. begingen, wo sie ohne Unterschied des Geschlechts und Alters die Einwohner niederhieben, die Wohnungen plünderten und, nachdem sie sich an Mord, Raub und viehischer Wollust gesättigt, die Brandfackeln in die öden Häuser und Kirchen warfen, verbreiteten Wut und Entsetzen über das ganze Land."

---

gegen Montag nur 8 mal, Sonnabend nur 4 mal. Heintze, „Deutsche Familiennamen", S. 209. Vgl. auch: „Die sieben Wochentage im Glauben und Brauche des Volks" in der „Illustrierten Zeitung" (Leipzig 1870), Nr. 1383, S. 9.

[1] In Schwaben kommen nach Birlinger, S. 27, oft die Türken als die Feinde vor (aber auch die Schweden); vgl. die Redensart: „Es geht zu, als ob der Türk' da wär."

Die Erinnerung an diese Schreckenszeit hat sich auch in die norddeutschen Gemüter eingepflanzt. So geschah es denn, daß mit dem Namen der Spanier sich die Begriffe der Grausamkeit und Roheit verbanden, und selbst, nachdem die Ursache dieser Vorstellung dem Volksbewußtsein nicht mehr klar war und der spanische Namen von seinem Schrecken verloren hatte, blieb noch zur Bezeichnung groben, brutalen Wesens die Redensart: „Einem spanisch kommen" in Anwendung.

Auch Goethe hat diese Redensart gekannt, aber den Sinn derselben launig umgekehrt. Im „Egmont" (III, 2) nämlich wirft dieser den Mantel ab und steht nun in einem prächtigen Kleide da. Klärchen tritt vor Verwunderung zurück und ruft aus: „Wie prächtig! Da darf ich euch nicht anrühren." Egmont: „Bist du zufrieden? Ich versprach dir, einmal spanisch zu kommen."

923. **Einen Sparren zu viel haben.**

Von jemand, bei dem es im Kopfe nicht richtig ist. Die Redensart ist aus den Trinkgelagen der Vorzeit entlehnt und findet sich auch in verkürzter Form: „einen Sparren haben", oder: „einen zu viel haben". In den Humpen unserer Altvordern stand eine Leiter (eine Scala).[1] Zunftmäßig trank man von Sprosse zu Sprosse, von Sparren zu Sparren, wobei es leicht geschah, daß man einen Sparren zu viel nahm; zu vergleichen „Frankfurter Zeitung" vom 6. Juni 1874. Belegt ist die Redensart: „Simplicissimus" 4, 315 [5].

924. **Die Spatzen erzählen sich's auf den Dächern;** s. unter Vögelchen.

925. **Nach Speier appellieren.**

Verhüllender Ausdruck für: seekrank werden, mit Anspielung auf speien; zu vergleichen Nr. 625.

---

[1] Daher auch der studentische Ausdruck: „Jemand in die Kanne steigen lassen."

**926. Einem den Spiegel vorhalten.**

S. v. w. jemand, der anderer Fehler aufdeckt, zeigen, daß er selbst auch nicht fehlerfrei sei. In ähnlichem Sinne sagt Brant, in der Vorrede zum „Narrenschiff" (S. XXVII), von seinem Buche (V. 31—37):

Der Narren Spiegel mag man's nennen,
Denn jeder Narr lernt sich hier kennen.
Wer jeder sei wird ihm vertraut,
Der in den Narrenspiegel schaut.
Wer sich drin spiegelt, lernt da wohl,
Daß er nicht weis' sich achten soll.
Nicht für was halten, ist er's nicht.

Der Ausdruck Spiegel wurde früher vielfach in diesem figürlichen Sinne gebraucht, namentlich als Titel von Werken, besonders pädagogischen und moralischen Inhalts, in denen Beispiele aus dem Leben als Muster oder zur Warnung aufgestellt sind, z. B. Fürstenspiegel. Auch als Titel von Rechtsbüchern wurde das Wort Spiegel gebraucht, z. B. Sachsenspiegel (speculum saxonicum), Schwabenspiegel (speculum suevicum).

**927. Den Brief wird er nicht hinter den Spiegel stecken!**

Auslassende Redensart, s. v. w. er wird ihn nicht hinter den Rahmen des Spiegels stecken, weil ihm darin Unangenehmes gesagt ist. Von dem Brauche entlehnt, daß man angenehme Briefe und Karten an den Spiegel steckt, wo sie leicht gesehen und gelesen werden können.

**928. Der Spiegelberger!**

Sagt man zu jemand, der durch Schmeichelreden etwas zu erreichen sucht und dessen Absicht man durchschaut hat. Der Ausdruck, der im Scherz sowohl wie im Ernst gebraucht wird, beruht auf Schillers „Räuber", II, 3, jener Scene, wo die Räuber, inmitten der böhmischen Wälder versammelt, sich über ihre Thaten unterhalten. Ihr Hauptmann, Karl Moor, hört ihnen zu und vernimmt, wie einer derselben, Schufterle, sich rühmt, ein Kind in die Flammen geworfen zu haben. Voll Zorn springt der Hauptmann auf und verstößt ihn aus der Bande und fügt, zu den übrigen gewandt, drohend hinzu, daß unter ihnen noch mehrere reif für ähnliche Züchtigung sind, insbesondere

wendet er sich an Spiegelberg mit den Worten: „Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächstens unter euch treten und fürchterlich Musterung halten."

929. **Einem etwas aus der Hand spielen.**

S. v. w. jemand Schaden zufügen. Aus dem Kartenspiel entlehnt. Ebendaher stammen die folgenden Redensarten:

Einem das Spiel verderben,

s. v. w. jemand durch geschicktes Ausspielen am Gewinn, in seiner Absicht hindern.

Der Teufel kann seine Hand im Spiele haben, dann hat man nichts Gutes zu erwarten. — Ferner:

Gute Miene zum bösen Spiele machen,

s. v. w. zu einer mißlungenen Handlung äußerlich freundlich erscheinen, sich einen Verlust nicht merken lassen; vgl. Homer, Odyssee, 20, 345 fg., wo z. B. die Freier wider ihren Willen lachten; — ähnlich Cic. ad fam. 7, 25, 1: ridere γέλωτα σαρδάνιον, gezwungen lachen;[1] auch Hor. sat. 2, 3, 72 sq.: „Cum rapies in jus malis ridentem alienis, fiet aper, modo saxum et, cum volet, arbor", d. h. mit fremden, nicht der innern Stimmung entsprechenden, nicht aufrichtigen Backen lachen.

930. **Spieße haben.**

In der Studentensprache s. v. w. Geld haben. Hergenommen von einem Gepräge auf den ehemaligen preußischen Sechsern, welches die Buchstaben R und F wie Spieße gestaltet zeigte. Daher der burschikose Ausdruck: ein Spießer, mit Anspielung auf den Hirsch, der auch Spießer heißt, von einem Manne, der Spieße, d. h. Geld besitzt.

931. **Ein Spießbürger!**

Der Ausdruck datiert aus den Zeiten des Mittelalters, wo die Städte wegen der großen Unsicherheit mit Mauern, Gräben und Wällen befestigt und ihre Bürger verpflichtet

[1] Nach Vergil wird dies sogenannte „sardonische Lachen" durch ein auf Sardinien wachsendes Kraut (sardoa herba) erzeugt; doch schon Homer, der Sardinien nicht kannte, bedient sich des Ausdrucks, und ist derselbe eher auf die Sitte der Sardinier zurückzuführen, ihre Eltern, wenn sie das 70. Jahr erreicht hatten, dem Saturn zu opfern und die Feier mit einem Gelächter zu begleiten.

waren, die räuberischen Angriffe ihrer Feinde mit Schwert und Spieß abzuwehren. Im Laufe der Zeiten aber, namentlich seit Erfindung des Schießpulvers, bekam der Ausdruck einen verächtlichen Sinn und bezeichnete nun diejenigen Bürger, die aus beschränkter Engherzigkeit an veralteten Ansichten und Gewohnheiten festhalten. „Das Spießbürgertum, in frühern Jahrhunderten ein Ehrenstand, gewann sprichwörtlich seine geringschätzige, ironische Bedeutung, als es nach Soldatenrecht sogar für ein strafwürdiges Verbrechen galt, wenn Bürger mit verrosteten Waffen zum Schutze des eigenen Herdes auf den Wällen erschienen.“ (Barthold.)

**932. Spießruten laufen.**

S. v. w. beim Passieren einer Straße von den zu beiden Seiten wohnenden Leuten angegafft und durchgehechelt werden, durch der Leute Mäuler gehen, lieblos von ihnen beurteilt werden. Von der barbarischen Soldatenstrafe entlehnt, daß der Verurteilte mit entblößtem Rücken zwischen den Reihen seiner mit Spießruten versehenen Kameraden hindurch geführt wurde und dabei von jedem derselben einen Hieb erhielt. Diese Strafe, die zuerst von Kaiser Wilhelms Vater, Friedrich Wilhelm III., und dann von den übrigen deutschen Fürsten abgeschafft wurde, hat ihren Namen und ihre Entstehung von einer viel ältern Strafe, nämlich der des Spießrechts. Sie war ebenso wie das heutige Erschießen eine edle Strafe für Krieger und bestand darin, daß der Malefikant gegen die Spieße laufen mußte. Zu vergleichen Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 689, Anmerkung. Andr. Reutter (Cöln 1595), S. 61—67 (Kriegsordnung).

**933. Einander spinnefeind sein.**

Ein Volkssuperlativ zur Bezeichnung eines sehr hohen Grades von Feindschaft. „Die Cardinäle und Bischöffe seind uns feind und spinnengram.“ Luther. — Einen höchst seltsamen Erklärungsversuch dieser Redensart haben Uwinger („Über Land und Meer“) und Wander gemacht. Nach Uwinger ist die Redensart einer jüdischen Sage entlehnt (?), der zufolge die Spinne bei der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem das Feuer hineingetragen habe (!). Deshalb sei

die Spinne den Juden das verhaßteste Tier. Ebenso erklärt Wander. Daß diese Erklärung grundfalsch ist, leuchtet ein.

Wir haben hier wieder einmal ein recht eklatantes Beispiel für die Thatsache, daß unsere Alten viel bessere Naturbeobachter waren, als wir Modernen. Alles atmete bei ihnen ein viel frischeres, sinnlicheres Naturgefühl. Namentlich war man viel geschickter im Erlauschen und Beobachten von Eigenschaften der Tiere. Ihnen waren z. B. die Spinnentiere als einsiedlerische, mordgierige Tiere bekannt, die untereinander in größter Feindseligkeit leben, die übereinander herfallen und sich verzehren, wenn sie sich treffen. In dieser Wahrnehmung erkannte man ein Analogon von dem Verhalten gewisser Menschen untereinander und übertrug deshalb den Ausdruck „Spinnefeindschaft" auch auf menschliche Verhältnisse. Im Lat. ist sprichwörtlich: odisse aeque atque angues. Plaut. Merc. 4, 4, 21.

934. **Einem die Spitze bieten.**

Ist eine vom Fechten hergenommene, elliptische Redensart; zu ergänzen ist (die Spitze) des Schwertes oder dgl. Sie bedeutet: dem Feinde die Stirn bieten, tapfern Widerstand leisten. Vgl. jemand vor die Spitze fordern, s. v. w. ihn zum Zweikampf auf Stich fordern.

935. **Jemand spitz kommen.**

S. v. w. ihn mit Worten verletzen. Wörter sind auch Schwerter, und Zungenstiche oft Lanzenstiche! Zu vergleichen Ps. 57, 5.

936. **Er lacht (freut sich) wie ein Spitzbub!**

Hergenommen von den Zwergen, die wegen ihrer spitzen Mützen auf dem Kopfe „Spitzbuben" genannt werden. Sie spielen dem Menschen allerlei Streiche, meist harmloser Art, verrichten auch während der Nacht allerlei Hausgeschäfte, und wenn sie einen Schabernack vollbracht haben, dann erheben sie gewöhnlich ein koboldisches Gelächter.

937. **Splinterfasennackt.**

Volkssuperlativ, s. v. w. ganz nackt. Splinter, eine Ableitung von Splint, s. v. w. ein Spänchen, ein Splitter; dann überhaupt s. v. w. ein kleines, unbedeutendes Teilchen

einer Sache. Fasen (vgl. Faser) heißt man den feinen Abgang des Fadens. Der Ausdruck „splinterfasennackt" bedeutet also nackt bis auf den letzten Splinter, den letzten Faden.

Die deutsche Sprache besitzt einen großen Reichtum von dergleichen Zusammensetzungen; Beispiele: kohlrabenschwarz, pechrabenschwarz, funkelnagelneu, mutterseelenallein, zucker(honig)süß, pitschpudelnaß u. s. f.

938. **Er ist ein Splitterrichter!**

Von jemand, der tadelt, wo er nicht sollte; besonders wenn dieses Gewohnheit bei ihm ist. Ohne Zweifel verdankt der Ausdruck Splitterrichter (verbale Form: splitterrichtern) seine Entstehung der bekannten Gleichnisrede in Matth. 7, 3—5, wo Christus sagt: „Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinen Augen?" u. s. w. Vgl. Luk. 6, 42. Da hier von jemand die Rede ist, der eigene Fehler verkleinert oder sie wohl gar nicht sieht, fremde Fehler aber vergrößert und viel Aufhebens davon macht, so hat der Ausdruck „Splitterrichter" zunächst bloß den Begriff eines unbilligen, lieblosen Tadlers gehabt. In diesem Sinne gebraucht es z. B. Günther:

Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter.

Später aber bezog man den Ausdruck auf die Bedeutung Splitter (s. v. w. ein kleines, unbedeutendes Teilchen einer Sache; s. Nr. 937), und so bekam das Wort Splitterrichter den Begriff eines kleinlichen Tadlers, der alles mit der Goldwage mißt. „Was übrigens den Inhalt des Freigeistes anlangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darin finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte." Lessing.

939. **Er hat sich die ersten Sporen verdient!**

Von jemand, der sich durch eine ausgezeichnete That Aufnahme verschafft hat in die Ritterschaft des Geistes oder des Degens. Die Redensart bezieht sich auf die goldenen Sporen, die bei der Ceremonie des Ritterschlags in der Regel von einer Dame feierlichst übergeben wurden.

940. **Er hat Sprachwasser genommen!**

Von jemand, der früher schüchtern mit seinen Worten zurückhielt, nun aber frisch von der Leber weg redet. Ursprünglich bedeutet der Ausdruck: er hat sich durch den Genuß geistiger Getränke zum Sprechen animiert.

941. **Auf dem Sprunge stehen.**

D. h. im Begriffe sein, etwas zu thun. Das Bild ist von den Raubtieren entlehnt, die im Sprunge ihre Beute erhaschen.

942. **Einem hinter** oder **auf seine Sprünge kommen.**

S. v. w. seine Kunstgriffe entdecken. Ursprünglich von dem Hasen gesagt, der den Ort, wo er am Tage sitzen will, durch Widergänge und Absprünge zu verheimlichen sucht. Derselbe läuft nämlich, wie man im Schnee deutlich sehen kann, morgens nicht gerade dahin, wo er am Tage sitzen will, sondern er läuft, wenn er in die Nähe des gewählten Lagers kommt, auf der Spur etwas zurück, macht einen weiten Absprung zur Seite, läuft wieder eine kleine Strecke fort, macht noch einen Widergang und dann einen weiten Absprung ins Lager. Dergleichen Widergänge und Absprünge macht der Hase so viele, als er zu seiner Sicherheit nötig glaubt. Zuweilen aber läuft er auch geradezu bis neben das Lager, und macht dann einen Absprung zur Seite, um es zu erreichen. Aus diesen Widergängen und Absprüngen urteilt der erfahrene Jäger, daß der Hase ganz in der Nähe sitze.

943. **Einem auf die Sprünge helfen.**

S. v. w. ihm die Art und Weise des Verfahrens angeben. Von dem Jäger entlehnt, der seinem Hunde die Spuren von Widergängen und Absprüngen des Hasen zeigt, damit jener diesen aus seinem Lager aufscheuche; vgl. Nr. 943. Synonyme Redensart: einem auf die Spur helfen; ihn auf die richtige Fährte bringen.

944. **Einem viel Sprünge machen.**

S. v. w. ihm viel zu schaffen machen. Ebenfalls aus der Jägersprache; wenn nämlich der Hase von Hunden verfolgt wird, so sucht er sie dadurch irre zu führen, daß er mehrmals fast im rechten Winkel seitwärts läuft. Man nennt dies „Hakenschlagen“.

945. **Keine großen Sprünge machen.**

S. v. w. aus Mangel an Mitteln nichts Großes unternehmen. Diese Redensart ist der Gegensatz von Nr. 944. Sie ist ebenfalls auf arg gehetzte Hasen zu beziehen.

946. **Über jemand den Stab brechen.**

S. v. w. ihn verurteilen, ein hartes Urteil über ihn fällen. Die Redensart beruht auf einem symbolischen Brauche beim peinlichen Gerichtsverfahren. Der zum Tode Verurteilte wird nämlich vor seiner Hinrichtung noch zu einem feierlichen Schlußverhör vor das Gericht geführt, um hier nochmals über seine Schuld kurz vernommen zu werden, worauf das Erkenntnis mit der landesherrlichen Bestätigung (nochmals) feierlich verkündet, dann von dem Richter ein hölzerner Stab in drei Teile zerbrochen und dem Verurteilten mit den Worten vor die Füße geworfen wird: „Nun helf' dir Gott, ich kann dir nicht mehr helfen." Hiermit wird derselbe dem Scharfrichter zur sofortigen Vollstreckung der Todesstrafe übergeben.

Das Symbol des Stabbrechens bedeutet ursprünglich nichts anderes als das Ende des ganzen peinlichen Verfahrens, also: das Gericht ist aus, der Verbrecher ist unwiderruflich gerichtet, verurteilt und verfemt. Wie nämlich der König, der Feldherr und der Hirte[1] den Stab tragen, so auch der Richter als Wahrzeichen richterlicher Gewalt. Er gebot damit Stille; so lange er ihn hielt, blieb die Versammlung beisammen, war das Gericht gleichsam feierlich gehegt, geschirmt und geschützt; legte er ihn aber nieder, so war das Verfahren beschlossen. Vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 761 fg., 133 fg. Thümmels Aufsatz über „Scepter und Stab" in „Tägliche Rundschau", 1887, Nr. 281 und 282.

947. **Wider den Stachel löcken.**

S. v. w. hartnäckig, halsstarrig, starrköpfig sein; zu seinem eigenen Schaden widerstreben, vergeblichen Widerstand

---

[1] Das Attribut des Bischofs als eines geistlichen Hirten ist der Krummstab, der von dem oben rundgebogenen Stabe der römischen Augurn (lituus) stammt.

leisten. Löcken (läcken, nach Luthers Schreibweise: lecken) ist ein altertümlicher Ausdruck, der sich nur noch in dieser Redensart erhalten hat. Vom gotischen laikan hüpfen, springen, angelsächs. lâcan, neuengl. to lake; in diesem Sinne auch biblisch: Hiob 21, 11; Ps. 29, 6 u. ö.; dann s. v. w. mit den Füßen ausschlagen, und diese Bedeutung hat löcken in unserer Redensart. Vgl. Apostelgesch. 9, 5 „Durum est tibi contra stimulos calcitrare", d. i. es wird dir schwer werden wider Gott zu streiten, vgl. Apostelgesch. 5, 39. Dasselbe Bild findet sich auch bei Terenz im Phormio 1, 2, 28 „Namque inscitia est adversus stimulum calces" (zu ergänzen: rejicere); bei Plautus im Truculentus 4, 2, 55 „si stimulos in pugnis caedis"; bei Ammian. Marc. 18, 5 „ne contra acumina calcitraret" u. ö. Auch bei folgenden griechischen Autoren begegnet uns das Sprichwort πρὸς κέντρα(ον) λακτίζειν: Eurip. Bacch. 794; Äschyl. Agamemn. 1616 (1624); Diogen. VII, 84; Zen. V, 70; Greg. Cypr. III, 46. Die Metapher ist von den vor dem Pfluge gehenden Ochsen entlehnt, die der Landmann mit einem Stachelstock[1] anzutreiben pflegte; daher auch der im übertragenen Sinne gebrauchte Ausdruck: jemand anstacheln, s. v. w. ihn anspornen.

948. **Einem die Stange halten.**

S. v. w. ihm genügenden Widerstand leisten; gegen ihn aneifern; ihm das Gleichgewicht halten. Die Redensart stammt aus der Zeit der Turniere und zwar von dem Amte der Grießwarte, welche eine Stange zum Schutze über den Gefallenen hielten oder auch vermittelst derselben die allzu erbitterten Kämpfer scheiden mußten. Die zweite Bedeutung: jemand das Gleichgewicht halten, ihm gewachsen sein, mag

---

[1] Dieser Stachelstock war ein 1 Meter langer Stab, der am dickern Ende mit einem starken eisernen Spaten versehen war, um damit die sich an die Pflugschar hängende Erde fortzustoßen; an dem dünnern Ende befand sich die eiserne Spitze, mittelst deren die Tiere durch Stiche zum Ziehen angetrieben wurden (Richter 3, 31; Apostelgesch. 9, 8; 26, 14). Zum Antreiben der Lasttiere jedoch bediente man sich lederner Peitschen.

entstanden sein durch die Vorstellung von zwei an der Stange, der Deichsel, angeschirrten Pferden.

### 949. Bei der Stange bleiben.

S. v. w. standhaft ausharren; dann s. v. w. im Reden den Faden nicht verlieren, nicht abweichen. Das dem Ausdruck zu Grunde liegende Bild ist vom Fechter entlehnt, der dem Hieb oder besser dem Stich des Gegners nicht ausweicht. Stange = Waffe; „Alles das stab und stange tragen kann", d. h. alle waffenfähigen Männer (a. 1516). Bei Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 295 und 296, Anmerkung. In Sam. Butlers „Hudibras" heißt es:

> Dann Hudibras: Nur immer Sprünge;
> Du bleibest niemals bei der Klinge.

Einen Grad stärker als die Negation obiger Redensart: „nicht bei der Stange bleiben", ist folgende: „Spieß und Stange wegwerfen", wofür man nach Erfindung des Schießpulvers sagte:

„die Flinte ins Korn werfen".

### 950. Er ist ein Stänker!

S. v. w. ein Friedensstörer; vgl. „Stänkerei machen", „stänkern" u. dgl. Diese Ausdrücke lassen sich zurückführen auf eine historische Persönlichkeit, Namens Fr. Stancarus, einen italienischen Protestanten, geb. 1501 zu Mantua, 1551 Professor des Hebräischen in Königsberg. Hier geriet er in Streit mit Osiander, wodurch seine Stellung unhaltbar wurde. In gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. O. berufen, bekam er wiederum Streit mit Musculus und Melanchthon und mußte 1553 weichen. Dann stritt er wiederum sowohl gegen Davidis als gegen Calvin und Bullinger. Er starb nach einem unstäten Leben voller Händel im J. 1574. Vgl. Meyers „Fachlexikon für Theologie und Kirchenwesen." Herausgegeben von Holtzmann und Zöpffel (Leipzig 1882).

Desgleichen geht der Ursprung des Schimpfworts „Flätz" auf den Professor der Theologie Matthäus Flacius (Illyricus), † 1575, in Jena zurück, der durch seine Streitsucht und Grobheit, besonders in seiner litterarischen Fehde mit

dem Professor Victorinus Striegel, † 1569, über den Synergismus berüchtigt war.

951. **Starblind sein.**

Von jemand, der blind, verblendet, schief, falsch urteilt. Starblind = wohl eigentlich „sternblind", auf dem Augenstern blind; vgl. mittelhochdeutsch starblint, althochdeutsch staraplint, niederländ. starblind, sterreblindt, staerblent, angelsächs., altengl., altfries. starublind.

952. **Jemand den Star stechen.**

S. v. w. ihm die Augen öffnen, ihn sehend machen. Aus der Kunstsprache der Chirurgie; unter dem „Star" ist der (erblindete) Augenstern gemeint.

953. **Sich aus dem Staube machen.**

S. v. w. sich eiligst entfernen, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen. Wir denken bei dieser Redensart wohl kaum noch an den Staub des Schlachtfeldes und an die Fliehenden; vgl. lat.: arena cedere, s. v. w. aus der Arena weichen, sich vom Kampfplatz entfernen (von den römischen Gladiatorenkämpfen entlehnt; Arena = Sand und weil der Kampfplatz des Amphitheaters mit Sand belegt war, der Kampfplatz selbst).

954. **Staub aufwirbeln.**

S. v. w. von einer nichtigen Sache[1] viel Aufhebens machen und dadurch am richtigen Sehen verhindern. Das der Redensart zu Grunde liegende Bild bezieht sich auf jemand, der den auf der Landstraße liegenden Staub mutwillig aufwirbelt. Lat.: pulverem pede suscitare. Valer. Max. 9, 3, ext. 3.

955. **Einem etwas stecken.**

Ihm heimlich etwas mitteilen. Diese Redensart scheint ebenso wie der Ausdruck: „Steckbrief" auf die alten Femgerichte zurückzugehen. Bekanntlich ergingen die Ladungen

[1] Staub hat auch den Begriff des Gehaltlosen, Hinfälligen; es bezeichnet darum auch das Vergängliche, das Niedrige; ferner den Begriff des tiefe Demut Anzeigenden.

vor die Feme heimlich. Dies geschah in der Regel so, daß die Ladungsbriefe mittelst eines Dolches in das Thor des Verfemten, oder, wußte man seinen Aufenthalt nicht, auf einem Kreuzwege nach den vier Himmelsrichtungen zu aufgesteckt wurden.

956. **Sein Steckenpferd reiten.**

Der Ausdruck „Steckenpferd", engl.: hobbyhorse, s. v. w. Liebhaberei, Lieblingsneigung, ist hergenommen von dem bekannten Kinderspielzeug. Goethe sagt einmal: „Sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen." Das weniger höfliche Wort ist Marotte, eigentlich der Narren- oder Jokusstab mit einem Puppenkopf; dann eine Narrheit, eine Thorheit, auf die man versessen ist, eine Schrulle. Kant, in seiner „Anthropologie", S. 125, erklärt „Steckenpferd" als eine Liebhaberei, sich mit Gegenständen der Einbildungskraft zu beschäftigen. Der Ausdruck ist erst seit Lorenz Sterne („Tristram Shandy" 1759—62) im angegebenen Sinne gebräuchlich geworden. Bebel (a. 1507) Nr. 562 erklärt noch: „In baculo equitare; est frustra conari." — Seb. Franck, I, 120: „Auf stecken geritten Es ist wol halb zu fůß gangen." — Weidner, „Teutsche Sprichwörter" (Gruter, III, 71): „Narrheit ists auf stecken reiten, denn es heist doch nur zu fuß gangen."

957. **Etwas aus dem Stegreif thun.**

Will sagen: aus dem Steigbügel, also flüchtig, schnell, ohne Vorbereitung, ex improviso. Stegreif ist nämlich ein altertümliches Wort für Steigbügel, der an den Seiten eines Sattels hängt und zum Aufsteigen auf das Pferd dient. Steg kommt von steigen; Reif bezeichnet einen ringförmigen Bügel. Man sagte althochdeutsch stikareif, mittelhochdeutsch stegereif, weil man einen ringförmigen Körper dazu gebrauchte; nachher, als man die Gestalt änderte, wurde Steigbügel dafür eingeführt. Dies ist uns heute nicht mehr bewußt, zumal uns das veraltete Stegreif selbst schon dunkel erscheint. Bei Agricola (a. 1529) Nr. 738 findet sich Stegreif noch in der Redensart: „On stegreyff ynn den sattel

springen", was in der von Agricola abhängigen niederländischen Sammlung Campens Nr. 88 also wiedergegeben wird: „zonder stijgbeugel in den zadel springen." Die ältere Bezeichnung ist hier schon durch die neuere verdrängt. Erhalten hat sich der Ausdruck „Stegreif" jedoch in mehreren figürlichen Redensarten. Die schon oben angeführte Figur: „aus dem Stegreif" bezieht sich darauf, daß die Ritter zu ihren Raubzügen keine langen Vorbereitungen machten, sondern, sobald sie einen Reisenden erblickten, sich mit ihren Knechten sogleich zu Pferd schwangen und über denselben herfielen. Daher auch der Ausdruck:

Stegreifritter,

eine Bezeichnung der Raubritter des Mittelalters, und die Redensart:

vom Stegreif, auch vom Sattel leben,

von jedem räuberischen Erwerb. Brant, „Narrenschiff", 79, 17: „Vß dem stågenreiff sich nert." — Seb. Franck, I, 217b: „In můß der bettel oder stegreiff neren." — Aus Murners „Narrenbeschwörung" 9 3: „Noch schadts mir nit an myner eren Das ich des sattels mich erneren" u. ö.

958. **Stehenden Fußes**; s. Nr. 345.

959. **Einen Stein auf jemand werfen.**

S. v. w. ihn anklagen, verurteilen. — „Werfen Steine nach dir Feindeshände: Wie ein Obstbaum reiche Früchte spende." Bodenstedt. — Die Redensart geht zurück auf die altjüdische Strafe der Steinigung (vgl. 3 Mos. 20, 27), wobei derjenige, der als Ankläger aufgetreten, den ersten Stein werfen mußte. Joh. 8, 7: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

960. **Auf dem breiten Steine stehen.**

S. v. w. auf dem breiten Stein in der Kirche vor der Trauung. Beim Pfänderspiel wird gesprochen:

Ich steh' auf einem breiten Stein
Und wer mich lieb hat,
Holt mich heim.

961. **Das möchte einen Stein erbarmen!**

Von einem unempfindlichen, hartherzigen Menschen. Das gefühllose Herz wird mit einem Steine verglichen; daher auch die Redensart: „einen Stein im Busen haben.“ Dieser Vergleich ist alt; vgl. Luc. 19, 40; Hab. 2, 11; vgl. ferner lat.: adamanta movere lacrimis. Ovid. de arte am. 1, 659; cf. id. amor. 3, 757; — lapides flere et lamentari cogere. Cic. de orat. 1, 57, 245. Interessant ist in dieser Beziehung auch die altdeutsche Baldrsage. Als Baldur durch den blinden Hödur auf Lokis Veranlassung erschossen war, entsandten die Asen auf Friggas Rat Hermodur, den Schnellen, in die Unterwelt, um zu versuchen, ob er da Baldur fände, und Hel Lösegeld zu bieten, daß sie Baldur heimkehren ließe gen Asgard. Hels Antwort lautet: „Wenn alle Dinge in der Welt, lebendige sowohl als tote, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Asen fahren; aber bei Hel bleiben, wenn eins widerspricht und nicht weinen will.“ Darnach sandten die Asen in alle Welt und geboten, Baldur aus Hels Gewalt zu weinen. Alle thaten das: Menschen und Tiere, Erde, Steine, Bäume und alle Erze: „wie du schon gesehen haben wirst, daß diese Dinge weinen, wenn sie aus dem Frost in die Wärme kommen.“ Nur ein Riesenweib, Thök genannt, fanden die Götterboten in einer Höhle; die baten sie auch, Baldur aus Hels Gewalt zu weinen; sie antwortete: „Thök muß weinen mit trockenen Augen über Baldurs Ende! Nicht im Leben noch im Tode hatte ich Nutzen von ihm!“ So blieb Baldur in der Unterwelt und alles Klagen war vergeblich. Auch in christlichen Legenden kommt es vor, daß steinerne Heiligenbilder von dem Flehen der Gläubigen bis zu Thränen gerührt werden.

962. **Einem Stein statt Brot geben**; s. Nr. 177.

963. **Den Stein der Weisen suchen.**

Von einem Thoren, der einem chimärischen Ziele nachjagt. Die mittelalterlichen Alchimisten lebten der Überzeugung, daß es einen Stein gebe, mit Hülfe dessen man

unedle Metalle in edle verwandeln könne, ein Glaube, der jedenfalls seine Entstehung der falsch verstandenen Thatsache verdankt, daß aus gewissen Erzen Metalle darstellbar sind. Eine Masse, die Metallveredlung bewirken konnte, mußte auch heilend, stärkend und verjüngend auf den menschlichen Körper einwirken; daher wurde der Stein der Weisen auch als die große Panacee, als ein untrügliches Universalheilmittel gepriesen. Wer im Geruche stand, ihn gefunden zu haben, hieß „Adept" (von adipiscor = erlangen), und Fürsten trachteten darnach ihrer habhaft zu werden, um sich von ihnen im Gefängnisse Gold machen zu lassen. Insbesondere galt Salomo, der im Besitze aller Weisheit Himmels und der Erde gewesen, auch als glücklicher Besitzer des Steins der Weisen; vgl. „Faust", I, 932. König Heinrich III. von England gab förmlich Freibriefe zur Erfindung des Steins der Weisen und sagte zu seinen Priestern, was fast wie Satire klingt: „Könnt ihr Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandeln, wie viel leichter unedle Metalle in ein edleres Gold!"

964. **Einen Stein auf dem Herzen haben**; Erklärung s. Nr. 29.

Ein Stein fällt mir vom Herzen: d. h. die Angst verschwindet. Erklärung siehe ebenda.

965. **Bei jemand einen Stein im Brette haben**; s. Nr. 171.

966. **Stein und Bein schwören.**

S. v. w. etwas hoch und teuer versichern, es mit vielen Eidschwüren beteuern. Die Redensart ist entstanden aus der Zusammensetzung zweier Schwurmethoden, einer heidnischen und einer christlichen.

Unsere heidnischen Vorfahren schwuren bei heiligen Bergen, Felsen, Steinen. Vgl. Edda, Sæm. 165ª:

at eno liosa leiptrar vatui
ok at ûrsvölom unnar steini —

(unnar steini = Stein der Flut); at Sigtýrsbergi (bei Sigtýrs Berge). Sæm. 248ª; eiđa vinna at enom hvîta hega steini. Sæm. 237ᵇ. Vermutlich leistete man auch

Eide bei dem Steinhammer oder dem Keil des Donnergottes; vgl. Nr. 220. — Auch die Römer schwuren beim Stein; vgl. die lat. Redensart: Jovem lapidem jurare (eigentlich Iovem et lapidem jurare). Die Redensart findet sich bei Cic. ad fam. 7, 12, 2: „quomodo autem tibi placebit, Iovem lapidem jurare?“ — Gellius 1, 21: „Iovem lapidem, quod sanctissimum jusjurandum est habitum, paratus sum ego jurare.“ Auch bei Livius u. a. Sie schreibt sich daher, daß nach der Sitte der Römer schon in den ältesten Zeiten derjenige, welcher etwas feierlich beteuern wollte, einen Stein in die Hand nahm, ihn in die Höhe heben (vgl. unsern Ausdruck: „hoch und teuer“) und dabei die Worte nachsprechen mußte: „Juro per Iovem“.[1] Der Stein vertrat das Bild des Zeus; im Grunde ist dieses alles nur ein Nachklang aus der Zeit, da man gewisse heilige Steine als Amulette bei sich trug. Besonders waren es schwarze Meteorsteine, denen man in der Urzeit einen religiösen Kultus in hohem Grade widmete, weil sie nämlich glühend heiß vom Himmel herabgefallen, also mit der Sonne oder dem Feuer verwandt waren.[2]

Nach Ausbreitung des Christentums geschah der Schwur, indem man mit der Hand den Altar berührte. Ducange 3, 1608, 1609; auch auf den Grabstein eines Heiligen pflegte man die Hand zu legen. Ducange 3, 1619. Man schwur alsdann bei den Gebeinen der Heiligen, die man als Reliquien im Altarschrein aufzubewahren pflegte.

Wir sahen, daß die Heiden beim Stein, die Christen beim Bein (= Knochen; vgl. Schulterbein, Schlüsselbein; Gebeine = edlerer Ausdruck für Knochen) schwuren. Wer nun beim Stein und beim Bein (Stein und Bein) schwört, leistet den denkbar kräftigsten Schwur.

---

[1] Wenn wir heute beim Schwören die drei Finger emporhalten, so soll damit auf den dreieinigen Gott im Himmel gedeutet werden.

[2] Dergleichen Steine werden noch heute verehrt in der Kaaba zu Mekka, in Emesa als Idol des syrischen Sonnengottes u. a.; ferner bei den Fetischanbetern in Afrika, desgleichen auch in der civilisierten Welt! Vgl. Ewele, „Über Amulette“ (Mainz 1827).

Als man sich dieser Herleitung nicht mehr bewußt war, faßte man die Reimformel: „Stein und Bein“ auf in dem Sinne von: hart, fest wie Stein und Bein, eine Bedeutung, wie sie in:

Es hat Stein und Bein gefroren

sich noch heute findet. Vgl. Vrîd. 164, 17, 18:

> Die zunge diu enhat kein bein
> und brichet doch bein und stein.

Auch bei Muskatblut 79, 41 findet sich diese Auffassung, indem er die soeben aus Vrîdanc angezogene Stelle variiert:

> die zunge die sticht, die zunge die bricht
> beide stal vnd daz ysen.

967. **Jemand ein Stein des Anstoßes sein**; s. Nr. 48.

968. **Den Stein des Sisyphus wälzen**; s. Nr. 917.

969. **Einen Steinwurf weit.**

Zur Bezeichnung einer geringen Entfernung; vgl. man kann mit einem Stein bis dahin werfen; sich nicht über einen Steinwurf hinaustrauen u. dgl. — Im deutschen Altertum galt der Wurf mit dem Stein, Hammer, Beil u. s. w., auch der Schuß mit dem Pfeil als gesetzliches Maß für die Ferne und Weite bei Grenzbestimmungen. Vgl. Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 55 fg.

970. **Auf Stelzen gehen.**

S. v. w. sich groß machen, hoch einherschreiten; namentlich im Reden und Schreiben hochtrabend, schwülstig[1] sein. Hergenommen von den griechischen Schauspielern, die bei der Darstellung von Tragödien den Kothurn (d. i. Stelzenschuh) trugen. Auch im 15. und 16. Jahrhundert pflegten Leute kleiner Statur Stelzschuhe zu tragen.

---

[1] „Schwülstig“ im Ausdruck und in Gedanken sein ist ebenfalls ein figürlicher Ausdruck, der hergenommen ist von dem Kranken, dessen Gliedmaßen geschwollen sind, die also eine widernatürliche Ausdehnung haben, eine Größe, die sie nicht haben sollten, die ihnen eigentlich nicht zukommt.

971. **Mit Stentorstimme schreien.**

S. v. w. überlaut, gewaltig. Hergenommen von Stentor, einem altgriechischen Fürsten von Troja, der nach Homer Il. 5, 785 eine Stimme hatte, daß er 50 Männer überschrie. Er diente, sagt der Dichter, dem ganzen Heere der Griechen als Trompete. Im Wetteifer mit der unsterblichen und unermüdlichen Lunge des Hermes soll er sein Leben eingebüßt haben.

972. **Er ist unter keinem guten Stern geboren; er hat es in den Sternen gelesen; Glücksstern, Unstern; an seinen Stern glauben; sein Stern erbleicht, ist untergegangen, ist noch nicht aufgegangen; ein Stern erster Größe** (s. v. w. hervorragend in seinem Beruf) u. dgl. m.

Alle diese Redensarten beziehen sich auf den astrologischen Aberglauben, daß die Sterne, besonders die Planeten schicksalbestimmend seien. Diese Ansicht findet sich schon bei den alten Chaldäern, denen die Sterne himmlische Geister waren und als solche der Verehrung würdig galten. Der griechische Geschichtschreiber Diodor von Sicilien berichtet (II, 31), daß nach chaldäischer Auffassung die Planeten auf die Geburt des Menschen den größten Einfluß ausüben, im Guten wie im Schlimmen, und durch die Beobachtung und Erkenntnis ihres Wesens seien die Priester vorzüglich im stande zu wissen, was den Menschen zustoßen werde. Dieser Aberglaube breitet sich dann in Europa über Griechenland und Italien aus, erhält aber seine vorzüglichste Ausbildung in den arabischen Hochschulen, z. B. in Bagdad, von wo er sich als Lehre von der Vorausbestimmung aller Schicksale aus der Konstellation der Gestirne im 12. und 13. Jahrhundert auch Eingang im christlichen Europa verschaffte.[1] Im Mittelalter war es schon allgemeiner Brauch, daß hochgestellten Personen bei der Geburt das Horoskop oder die Nativität gestellt wurde, d. h. daß man aus der Konstellation der Gestirne das künftige Schicksal vorherbestimmte.

---

[1] Vgl. Wolf, „Geschichte der Astronomie". — Uhlemann, „Grundzüge der Astronomie und Astrologie der Alten".

Schiller führt uns in seinem „Wallenstein“ ein Beispiel dieses allgemeinen Brauches vor.[1] Dieser Glaube reicht aber bis auf die neueste Zeit herab. So erzählte ein alter Hirt zu Brodewin in der Uckermark dem Sagenforscher Kuhn: Jeder Mensch habe sein Licht am Himmel, und wenn er sterbe, so gehe es aus; es kommen aber statt der alten immer neue zum Vorschein, da immer wieder neue geboren werden. Haupts „Zeitschrift“, IV, 390.

973. **Eine Karte sticht die andere**; s. Nr. 77.

974. **Einen im Stich lassen.**

S. v. w. jemand treulos verlassen, wenn derselbe sich in gefährlicher Lage befindet; sich nicht um ihn bekümmern. Die Redensart verdankt ihren Ursprung den Turnierkämpfen und bedeutet eigentlich: seinen Freund oder Dienstherrn dem Lanzenstiche des Gegners preisgeben, indem man sich selbst aus dem Staube macht. Ebenso könnte man auch an den Zweikampf mit Stoßdegen erinnern, die früher auf manchen Universitäten gebraucht wurden. Hierbei hat der Sekundant die Pflicht, unregelmäßige und gefährliche Stöße abzuwenden. Unterläßt er dies, so hat er seinen Freund im Stich gelassen.

975. **Stich halten.**

S. v. w. aushalten, ausdauern. Vom Fechten entlehnt, bedeutet es eigentlich s. v. w. den Stich des Gegners aushalten. Beim Turnierkampfe waren die Zielpunkte des Speerstoßes die vier Nägel auf demjenigen Teile des Schildes, der während des Kampfes die Hand deckte; ferner der Hals des Gegners. Wird der Gegner dabei abgestochen oder sinkt Roß und Reiter durch die Wucht des Anpralls zu Boden, so gilt der Gegner als besiegt. Hält aber das

---

[1] Neben Nostradamus ist besonders Wallenstein berühmt geworden wegen seiner Hingabe an die Astrologie. Wallenstein hatte dieselbe in Padua studiert und hatte infolge dessen einen italienischen Sterndeuter, namens Battista Zenno, von den Deutschen gewöhnlich Seni genannt, bei sich. Vgl. Ranke, „Geschichte Wallensteins“, S. 1—3.

Roß den Stoß aus und zerspellt der aus dürrem Holze gefertigte Speerschaft, so ist die Sache unentschieden; der Gegner hat Stich gehalten.

**976. Einem zum Stichblatt dienen.**

S. v. w. jemand zum Gegenstand scherzhafter, auch boshafter Verspottung dienen. Die Redensart ist von der Scheibe (dem querliegenden Blatt) zwischen Griff und Klinge der Stoßwaffen entlehnt, auf welche im Gefecht die meisten Stiche gehen.

**977. Einen guten Stiefel vertragen.**

S. v. w. viel trinken können, ohne berauscht zu werden. Stiefel ist hier ein Trinkgefäß, das als Nachahmung eines wirklichen Stiefels zu denken ist und gewöhnlich sehr viel Inhalt zu fassen vermag. Man trieb früher diese Nachahmungen so ins Abenteuerliche, daß viele Schriftsteller darüber ihre Entrüstung aussprechen. „Heutiges Tages trinken die Weltbrüder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibzeugen, Büchsen, Krummhörnern, Knebelspießen, Weinwagen, Weintrauben, Äpfeln, Birnen, Kockelhähnen, Affen, Pfauen, Pfaffen, Mönchen, Nonnen, Bauern, Bären, Löwen, Hirschen, Rossen, Straußen, Katzen, Schwanen, Schweinen, Elendsfüßen und andern ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat, mit großem Mißfallen Gottes im Himmel." — Der Stiefel als Behälter ist alt. In Ruodlieb, einem lateinischen Gedicht aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, werden ein Paar, wie es scheint, lederne Weinflaschen (lagenae), die scherzweise auch Stiefel (ocreae) genannt, lobpreisend dargeboten. Vgl. frz. botte (= Stiefel), ital. botte, span. bota, angelsächs. butte, neuhochdtsch. Bütte (= ein großes Gefäß), gälisch bôt (Stiefel); diese Wörter bedeuten: Faß, Kübel, Schlauch, Stiefel u. dgl.; hierzu vgl. die Ableitungen: frz. bouteille, ital. bottiglia, span. botilla, mittellat. buticula. Ferner ital. stivale, altspan. estibal, provenç., altfrz. estival, eine auch das Schienbein deckende Fußbekleidung; daher althochdtsch. stiful, mittelhochdtsch. stival, neuhochdtsch. Stiefel; wahrscheinlich vom lat.

aestivale, also ursprünglich eine Sommerkleidung von leichtem Leder.

Als eine Ableitung von unserer Redensart ist anzusehen:

978. **Einen (guten) Stiefel reden.**

D. h. albernes Zeug reden; viel hin- und herreden über eine Sache.

979. **Mit Stiefeln und Sporen**; s. Nr. 380.

980. **Jemand stiefmütterlich behandeln.**

S. v. w. lieblos. Man sagt nicht: „stiefväterlich", sondern stets „stiefmütterlich"! Involviert dies einen Vorwurf für das weibliche Geschlecht? Die Erfahrung lehrt, daß Stiefmütter weit häufiger lieblos gegen ihre Stiefkinder sind, als die Stiefväter gegen die ihrigen. Aber andererseits ist nur Wahrheit, daß die Mutter eine viel innigere Liebe zu ihrem rechten Kinde hat, als der Vater. — Der erste Teil des Wortes: „stief" erscheint auch in den Verben stiufan, arstiufan, bistiufan = orbare, viduare (verwaist machen).

981. **Den Stier bei den Hörnern fassen.**

Von einem Waghalsigen, der etwas Gefährliches unternimmt. Der Ausdruck verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß der Stier in den Hörnern seine größte Kraft besitzt. In einem Artikel der „Berliner Politischen Nachrichten" heißt es von den deutsch-feindlichen Hetzern in Frankreich: „Der imposante Durchbruch des nationalen Gedankens bei den deutschen Reichstagswahlen (am 21. Febr. 1887) hat sie etwas stutzig gemacht, und ihr momentanes Schweigen deutet möglicherweise darauf hin, daß sie erkannt haben, es habe immer seine Bedenken, den Stier bei den Hörnern zu packen."

982. **Es steht ihm auf der Stirn geschrieben.**

S. v. w. seine Gesinnung ist schon durch die Physiognomie gekennzeichnet. So heißt es z. B. von einem Verleumder: „Die Lüge stand auf seiner Stirn; nur konnte ich die Schrift nicht lesen." Die Redensart gehört zu der Klasse der sogenannten physiognomischen Sprichwörter und

entspricht dem alten Erfahrungssatz, daß Charakter und Sinnesart sich treu in dem Gesichte wiederspiegeln. In mystischer Anwendung findet sich der Ausdruck in Offenb. 13, 16; 14, 1; 14, 9.

983. **Über Stock und Stein.**

S. v. w. unaufhaltsam. — „Frisch, holpert es gleich, Über Stock und Steine den Trott Rasch ins Leben hinein!" (Goethe, in dem Gedicht: „An Schwager Kronos".) — Diese allitterierende Redensart muß alt sein. Noch im 15. Jahrhundert stand die Wegbarkeit Deutschlands auf so unglaublich tiefer Stufe, daß die Grundlosigkeit der Straßen oft ein weiteres Fortkommen unmöglich machte. Dann pflegte man Steine und Äste in den Kot zu werfen und nun ging's „über Stock und Stein". Im 15. Jahrhundert verordnete Kaiser Sigismund: die Kuppler-, Huren- und Frevlerbußen sollten zur Herstellung der Wege verwendet werden. „Was da durch die Unzucht einkombt, das sol auf den Kot, die Pfützen und Lachen gebracht werden, so wirdt das sündig Geld zu Guten gebracht!" Statt „über Stock und Stein" sagt man übrigens auch reimend: „über Stock und Block."

984. **Er ist ein rechter Stoffel, ein dummer, grober Stoffel!**

Von einem großen, groben, ungeschlachten, dummen Menschen. — Stoffel (niederdtsch. Tüffel; Töffel, Stoffel, Christoffel) ist eine Koseform von Christoph, vollständig Christophorus, d. i. Christusträger, einem Heiligen, der nach der Goldenen Legende (Legenda Aurea, Kap. 100) ein sehr großer und furchtbar anzuschauender Kananiter war. Er wollte keinem dienen, der selbst einen Herrn hatte, und als er hörte, daß sich sein Gebieter vor dem Teufel fürchtete, verließ er ihn und ward selbst ein Diener des Teufels. Eines Tages jedoch bemerkte er, als sie vor einem Kreuze vorbeigingen, daß sich sein Herr vor dem Kreuze fürchtete, und da er erfuhr, daß es einen Mächtigern gebe als den Teufel, verließ er ihn, um in den Dienst Christi zu treten. Da er aber unfähig war zu fasten und zu beten, hieß man ihn Christo dadurch zu dienen, daß er Reisende durch einen

tiefen Strom trug. Dies that er, bis er eines Tages dreimal angerufen wurde, und das dritte Mal sah er ein Kind, das über den Fluß getragen zu werden wünschte. Er nahm es auf seine Schultern; aber sein Gewicht war so groß, daß er kaum das jenseitige Ufer erreichen konnte. Nachdem er es erreicht hatte, sagte das Kind zu ihm, daß er Christus selbst auf seinen Schultern getragen habe.[1] Es ist klar, daß die ganze Legende in dem Namen Christophorus wurzelt, welchem man einen geistigen Sinn geben wollte. Charakteristisch ist übrigens folgender Zug in der Legende. Als St. Christophorus das Christuskind auf seinen Schultern durch das Meer trug, soll er einen Goldfisch erbeutet haben. Es ist dies ein Zeugnis dafür, daß der Riese „von 12 Ellen Länge" Gott Thor (Donar) vertrat, der über die Eli-wagar watend den Sohn der Zauberin Grôa, den Oerwandil, den Kecken, in einem Korb auf seinem Rücken davongetragen. Dieser ursprünglich heidnische Volksglaube wurde später im christlichen Sinne allegorisch verwendet. So sollen die kolossalen Statuen des heiligen Christoph, die noch in vielen gotischen Kathedralen zu sehen sind, allegorisch sein Waten durch die See der Trübsal ausdrücken, womit der gläubige Christ die vielen Leiden bezeichnen wollte, durch welche er zum ewigen Leben gelangt. — Maury, „Légendes Pieuses", S. 53. Bäßler, „Altchristliche Geschichten und Sagen", S. 231. Ed. von Bülow, „Zur Nachfolge Christi", S. 16.

985. **Der Storch ist eingekehrt! Der Storch hat's gebracht!**

Wird zu Kindern gesagt, wenn ihnen ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren ist; darum rufen die Kinder in Mecklenburg beim Erblicken eines Storches:

Adebårer, rorer! bring mi'n lütten brorer!
Adebårer, to nester! bring mi ne lütt' schwester!

---

[1] Spätmittelalterliche Dichter wandten die Legende vom heiligen Christoph auf das deutsche Volk an, dessen starke Schultern sich beugten, um die süße Last des Christentums auf sich zu nehmen und wie ein Riese den Heiland der Welt durch die Wogen und Stürme der Völkerwanderung zu tragen.

D. i. Storch (Kinderträger), rudre (fliege)! bring mir einen kleinen Bruder! Storch, zu Nest, bring mir eine kleine Schwester! — Der mundartliche Name „Adebår" (holl. ooijevaar) bedeutet s. v. w. Kinderträger oder Seelenbringer.[1] Nach der Kinderfabel holt er die Brüderchen und Schwesterchen aus dem Kinderbrunnen hervor.

Der Storch, ein Sumpfvogel, ist bei uns Deutschen der heiligste Vogel und spielt bei uns dieselbe Rolle, wie bei den Ägyptern der Ibis. Wie dieser die Überschwemmungen des Nils prophezeit, so bringt der Storch im Frühling die warme Jahreszeit. Er war der Frau Holle (Holde, Holda, Hulda) heilig, ursprünglich ein in Hessen und Thüringen üblicher Beiname der mütterlichen Erdgöttin, welcher sie als die holde, gnädige Göttin und Frau bezeichnet. Ihre Wohnung hat die schöne Frau in unbeschreiblicher Pracht und Herrlichkeit in den Tiefen der Brunnen und Seen. Hier ist sie umgeben von den Seelen der noch Ungebornen, die ihre unschuldigen, unbewußten Spiele spielen und Honig aus den Blüten saugen, bis der geflügelte Bote kommt, der sie zur irdischen Verkörperung abruft. Wir haben hier platonische Anklänge an ein Dasein vor der Geburt. Nach germanischer Auffassung sprudeln im Reiche der Liebesgöttin, d. i. im Wasser, alle Quellen des Lebens; dort ist auch der zauberhafte „Jungbrunnen" oder Quickborn (Lebensbrunnen), der Born der Verjüngung, in welchem das Alter wieder zur frischen Jugend wird. Zu solchen Brunnen gehen in heiligen Nächten auch die Mädchen und schauen hinein; der klare Spiegel zeigt ihnen das Bild ihres Bräutigams, wenn sie ihn anrufen.

**986. Über die Stränge schlagen.**

S. v. w. sich nicht in die gegebenen Schranken und Verhältnisse fügen wollen. Von mutwilligen Pferden entlehnt.

---

[1] Der erste Bestandteil des Wortes Adebar: ade (auch adda) = Seele, Kind; der zweite „bar" ist das gotische bairan, das althochdeutsche peran, das englische bear = tragen, und noch enthalten in unserer Adjektiv-Endung bar (frucht-bar) und in Bahre.

987. **Gleichen Strang ziehen.**

S. v. w. das Seinige thun; ursprünglicher Sinn: ebenso wie jedes andere Pferd seine Schuldigkeit thun.

988. **Wenn alle Stränge reißen,** so bleibt ...

D. h. wenn alles fehlschlägt, im äußersten Fall. Das Bild ist dem Fuhrwesen entnommen.

989. **Jemand auf dem Strich haben.**

Von einem, der feindliche Gesinnung gegen jemand hegt und jede Gelegenheit benutzt, demselben zu schaden. In der Weidmannssprache sagt man vom Federwild statt fliegen — streichen, und Strich bezeichnet nun bei der Lerchen- und Schnepfenjagd zunächst den Flug derselben, dann die Strecke Landes, welche beim Streichen innegehalten wird. Man unterscheidet Strichvögel von den Zugvögeln dadurch, daß erstere zwar auch im Herbste in mildere Gegenden fliegen, um daselbst zu überwintern, jedoch Europa nicht verlassen. Fliegen sie aber in andere Weltteile, so heißen sie Zugvögel.[1] Man sagt daher auch statt: „jemand auf dem Strich haben" in eben demselben Sinne:

jemand auf dem Zug haben,

s. v. w. auf jemand scharf sein, ihm aufpassen.

990. **Jemand einen Strich durch die Rechnung machen.**

S. v. w. ihm das vereiteln, was er erwartete. Die Redensart ist hergenommen von jemand, der eine Rechnung falsch aufgestellt hat; man pflegt alsdann über das Unrichtige einen Strich zu machen.

991. **Leeres Stroh dreschen;** s. Nr. 226.

992. **Stroh zum Feuer thun; Feuer und Stroh zu einander thun.**

Beide Ausdrücke werden vielfach auf das Gefährliche des Zusammenlebens von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts angewandt. Hergenommen von der Eigenschaft des Strohs, leicht Feuer zu fangen. Das Bild ist schon im Mittelalter häufig: „Swâ daz fiur ist bî dem strô,

---

[1] Standvögel verlassen ihre Geburtsstätte nicht.

Daz brinnet lihte, kumt ez sô." Vrîd. 121, 3. — „Swer strô nahe zem fiure tuot, Lîchte zundet er sich an." Morolf II, 434. — „Wan sich ein strô bî fiure gerne enbrennet." J. Titur. 5776, 3. — „Ein strô, daz bî dem fiure lît, Daz wirt enzündet sanfter an, Denn ob ez verre dort hin dan Von im gelegen wære." Troj. Kr. 15990. — „Bliht die vrowen bî der zît, Wan ungewærer stæte lît Strô bî dem viure, Dâ wazzer wære tiure." Buch der Rüge 1641. — „Hůt euch wo jr seid in beywonung Mansbilder Junge oder alt In wort vnd wercken euch enthalt Wo stroh bey fewer nahend leit Das wird brennend in kurtzer zeit." H. Sachs II, 37.

Auch die Redensart:

993. **Es ist ein Strohfeuer**

wollen wir hier erwähnen; sie bedeutet eine Leidenschaft, die augenblicklich lichterloh aufflammt, deren Feuer jedoch nur von kurzer Dauer ist. Schon bei Ovid. trist. 5, 8, 20 heißt es von einem schnell erlöschenden Feuer: „flamma de stipula nostra brevisque erit."

994. **Strohwitwer, Strohwitwe!**

Scherzhafte Bezeichnung für einen verheirateten Mann, dessen Frau (oder für eine verheiratete Frau, deren Mann) zeitweilig verreist ist oder sonstwie längere Zeit fern vom Hause lebt. Der Ausdruck erklärt sich aus folgender Stelle in Goethes „Faust", wo Marthe im Selbstgespräch sagt:

> Gott verzeih's meinem lieben Mann,
> Er hat an mir nicht wohlgethan!
> Geht da stracks in die Welt hinein,
> Und läßt mich auf dem Stroh allein.

Stroh bedeutet in diesem Sinne ganz allgemein s. v. w. Bett. Auch Robert Burns hat das Wort Stroh (schott.-dialekt. „strae") für Bett, indem er in seinem komischen Gedicht „Death and Doctor Hornbook" von einem „fair strae-death", einem ordentlichen Tod im Bett spricht.

Daß bei dem Ausdruck „Strohwitwe" an wirkliche Witwenschaft nicht zu denken ist, leuchtet ein; dasselbe ist auch bei dem englischen „grass-widow" der Fall; nur hat

dieses ursprünglich einen schlechten Sinn. Dagegen ist wirkliche Witwenschaft gemeint, wenn die Dänen eine Frau, deren Mann gehängt worden ist, eine Graswitwe (en græsenke) nennen.

995. **Gegen den Strom schwimmen.**

S. v. w. sich vergeblich widersetzen. Die Redensart erscheint auch in der Form: „gegen den Strom sein". Sie ist entlehnt vom Schwimmer, der gegen den Strom selten vorwärts kommt, meistens seine Kräfte opfert und elend untergeht. Wer wider den Strom schwimmt, zeigt deshalb wenig Lebensklugheit. Das Bild ist alt. Sirach 4, 31: „Schäme dich nicht zu bekennen, wo du gefehlt hast, und strebe nicht wider den Strom." Auch bei Ovid. remed. am. I, 121: „Stultus pugnat in adversas ire natator aquas." Derselbe ars amandi II, 181: „nec vincere possis Flumina, si contra, quam rapit unda, nates." Juven. 4, 90: „nunquam direxit brachia contra torrentem." Bebel (a. 1507), Nr. 493: „Durum est natare contra impetum fluminis; hoc est: periculosum est potentibus adversari." Tunnicius (a. 1515) Nr. 888: „Tegen den stroem ys gwaet swemmen", mit der lat. Übersetzung: „In cursum Rheni moliri corpore durum." Erasm. Ad. III, 2, 9: „Contra torrentem niti." Auch bei Luther (Heuseler 110).

996. **Einem den Stuhl vor die Thür setzen.**

S. v. w. einen bisher zum Sitz Berechtigten zum Hause hinausweisen. Niederdeutsch lautet die Redensart: em den Schubbstaul vör dei Dör setten. Ohne Zweifel beruht diese Redensart auf einer früher geübten symbolischen Handlung. Der Stuhl ist ein altes Rechtssymbol zur Bezeichnung von Macht, Herrschaft[1], Eigentumsrecht. So gehörte

---

[1] Diese Bedeutung übertrug man auch auf das Wort „Thron", den man sich als Stuhl vorstellt. In der alten Sprache bedeutet Thron allgemein s. v. w. Firmament, Himmel; z. B. altfrz.: „tout com li trosnes avironne" = alles was das Firmament umgiebt, „Roman du comte de Poitiers", p. p. Michel, p. 62; „desos le tron" = unter dem Himmel, „Partonopeus", p. p.

es zu den Formalitäten beim Erwerb eines Grundstückes, dasselbe durch einen „dreibeinigen“ Stuhl anzutreten. Bei Feldgütereinwährungen war es nach Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 187 z. B. üblich, daß der neue Gutsempfänger vom Gericht an das Gut begleitet, dort auf einen dreibeinigen Stuhl zu sitzen und also in einem dreimaligen Schube sich dem Gute zu nähern beordert ward, das hieß: in das Gut rutschen. Grimm kennt für diese Rechtsgewohnheit keinen Beleg, der über das 14. Jahrhundert reichte[1]; trotzdem ist nicht anzunehmen, daß ein solches Symbol erst um diese Zeit begonnen. Vielmehr deuten Ausdrücke wie: etwas besitzen, sich in den Besitz setzen u. dgl., die alle von jener symbolischen Handlung entlehnt sind, auf die frühesten Zeiten zurück.

Umgekehrt verliert man durch „Entsetzung“ Macht und Eigentumsrecht (vgl. Amtsentsetzung, Thronentsetzung). So war es im Altertum ein vielgeübter Rechtsbrauch, Personen, die sich zum zweiten Mal verheirateten, die ihren Sitz verrückten, von der Gütergemeinschaft mit den Kindern erster Ehe auszuschließen.[2] Daß diesen der Stuhl wirklich vor die Thür gesetzt wurde, scheint aus dem nachstehenden Beleg genügend hervorzugehen: „Ob sich das mensch ... verändert ... so möchten die kind im oder ir

---

Crapelet I, 59; provenç.: „estela que lhutz el tro = Stern, der am Himmel leuchtet, Girart de Rossilho, ed. Hofmann 1916. Ebenso mittelniederl. troon, z. B. „dat men sterren sach an dem trone“, Steenwinkel zu Maerlant, II, 31. Mittelhochdtsch. trôn: „got in sînem trône; der trôn sô hôhe, umbe geit“ (dreht sich um) u. s. f. Aus dem lat.-griech. thronus, θρόνος, insofern der Himmel in der Sprache der Bibel der Thron Gottes genannt wird.

[1] Von den vielen Belegen, die Grimm a. a. O. bringt, begnügen wir uns hier mit dem folgenden: „so sal der richter mit den scheffin unde gerichtis knechten ufstehin unde das gerichte nicht ufgebin sundern mit dem cleger gehin in die husunge odir uf das erbgut unde mit sich nemen einen stul mit dri beinen, da sal he den cleiger uf dem erbe uf setzin, eins, zwi, zum dritten mal.“ Frankenberger stat. (a. 1493).

[2] Zweite Ehe war bei unsern Alten ungern gesehen; vgl. Tac. Germ. c. 19.

ein stuhl für die thür setzen, alles von altem herkommen und hätte dasselb mensch kein recht mehr in dem haus." Fischer, „Erbfolge", 2, 281. Vgl. Grimm, a. a. O., 188.

997. **Sich zwischen zwei Stühle setzen.**

S. v. w. von zwei Dingen, die man zugleich erhalten wollte, keines bekommen; sich in seinen Hoffnungen, die man auf zwei Personen oder Sachen gesetzt hat, betrogen sehen. — Bebel (a. 1507) Nr. 587: „Inter duo scabella in terram residere." — Tunnicius (a. 1515): „De vp beiden stolen wilt sytten, de sytten dar vake tusschen dale." — „Monostichia Proverbialia" (herausg. von Müllenhoff und Scherer), Nr. 207: „Sedibus in mediis homo saepe resedit in imis" (Haupts „Zeitschrift", VI, 305). — Wegeler, „Philos. Patrum", Nr. 2872: „Will Einer sich setzen, zur Erde fällt, Der zwischen zwei Stühlen die Mitte hält." — Ebenda 2873: „Wer zwischen zwei Stühl' sich unverhofft setzt, Sich leicht auf dem Boden den Podex verletzt." — Vgl. das lat. duabus sellis sedere, auf zwei Stühlen sitzen, d. i. auf beiden Achseln tragen, Laberius ap. Sen. contr. 3, 18.

998. **Man sucht niemand hinter der Thür, wenn man nicht selbst dahinter gesteckt hat.**

S. v. w. man traut andern das zu, was man selbst zu thun sich nicht gescheut hat. Vom Versteckspielen der Kinder entlehnt.

999. **Der Sündenbock sein.**

Von jemand, der für andere die Schuld büßen muß. Hergenommen von dem Bocke, der am großen Versöhnungstage von dem jüdischen Hohenpriester symbolisch mit den Sünden des Volkes beladen ward und, für „Asasel" bestimmt, in die Wüste getrieben wurde, während ein zweiter Bock, durch das Los bestimmt, Gott geopfert wurde. Der Bock war demnach bei den Juden heilig. Diese Bedeutung ging in der christlichen Symbolik verloren; er wurde im Gegensatz zu den Schafen Sinnbild der Sündhaftigkeit und Verdammnis. Veranlassung dazu war, daß der Bock auch im Heidentum eine Rolle spielte. — Über den Sündenbock s. 3 Mos. 16.

## T.

**1000. Das Tafeltuch zwischen ihnen ist zerschnitten!**

Von zwei Personen gebräuchlich, die vorher im innigen freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnisse gelebt, sich dann aber so entzweit haben, daß eine Vereinigung, eine Versöhnung unmöglich erscheint. Der geschichtliche Ursprung dieser Redensart ist folgender: Nach der unglücklichen Schlacht bei Reutlingen im J. 1377 traf Ulrich von Württemberg seinen strengen Vater, den Grafen Eberhard den Greiner, beim Mittagsmahl. Als der Sohn seinem Vater gegenüber Platz genommen hatte, ergriff dieser schweigend ein Messer und zerschnitt zwischen sich und seinem Sohne das Tafeltuch zum Zeichen, daß er fortan jede Verbindung mit ihm aufhebe. L. Uhland behandelt diese Scene in seinem „Graf Eberhard der Rauschebart", 3. Theil, Schlacht bei Reutlingen, Str. 21:

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

Dieser symbolische Brauch kommt übrigens im deutschen Altertum auch bei Ehescheidungen vor. Man faßte ein Leinentuch und zerschnitt es so, daß jeder Teil ein Stück behielt. Nach Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 454 soll dies kirchlicher Brauch gewesen sein; es wird auf eine Stelle in dem Lied von Axel und Valborg verwiesen (danske vise 3, 273).

**1001. An den Tag kommen.**

Geheimes wird bekannt, kommt ans Licht, sodaß es von jedermann gesehen, erkannt wird. Die Redensart stammt aus der Bergmannssprache, wo Tag s. v. w. Erdoberfläche ist im Gegensatz zu den unterirdischen Grubengegenden. Ebendaher sind auch die folgenden Redensarten:

Etwas zu Tage fördern, bringen: s. v. w. es zum Vorschein bringen. — „Quidquid sub terra est, in apricum proferet aetas." Horat. ep. 1, 6, 24.

Es liegt (klar) am Tage:
s. v. w. es ist offenbar. — Mittelhochdtsch.: „Mîn hôchgedinge der liegt an dem tage, wan er ist liht.“ Ulrich von Liechtenstein 30, 3 (vgl. „Quellen und Forschungen“, IX, 79).

1002. **In den Tag hineinleben.**

Tag bedeutet hier s. v. w. Zeit im allgemeinen; daher im übertragenen Sinne s. v. w. ohne Überlegung, sorglos, unbekümmert um die Zukunft. — Erasm. Ad. I, 8, 62: „In diem vivere, est praesentibus rebus contentum vivere atque ex parato, minime sollicitum de futuris.“ Diese Redensart findet sich wörtlich bei Cic. de or. 2, 40, 169; Plin. ep. 5, 54; Columella, de re rustica 3, 3, 6; — in horam vivere. Cic. in Anton. Philipp. 5, 9.

1003. **Nun wird's Tag! Nun geht mir ein Licht auf!**

Ruft man verwundert aus, wenn etwas bisher Dunkles, Unverständliches sich in der Seele aufklärt. — Agricola (a. 1529) Nr. 625: „Darnach wards tag.“ Mit der Erklärung: „wenn yemand sagt im mere, vnd wir glaubens nicht, sondern halten es fur eine lugen, so sagen wir, Ja, ja, darnach wards tag, Denn wenn der schlaff auffhoret, so horen die treume auch auff, das ist mit dem tage, wenn der anbricht.“ — Campen (niederländ. Sammlung) 75: „Daarna worde het dag.“ Vgl. Ps. 97, 11; 112, 4; ferner Matth. 4, 16: „Denen ist ein Licht aufgegangen.“

Da „Tag werden“ bloß das Anbrechen des Tages bezeichnet, so gebraucht man, namentlich in der gehobenen Sprache, dafür das kürzere und mehrsagende: „tagen“.

Es tagt in seinem Kopfe!
S. v. w. er bekommt klare Begriffe. — Grimm sagt: „Ohne die Kenntnis des Gotischen würde es in der Erkenntnis unserer Muttersprache nur gedämmert, niemals getagt haben.“

1004. **Seinen Tag von Damaskus erleben**; s. Nr. 202.

1005. **Es ist noch nicht aller Tage Abend** (gekommen).

S. v. w. man muß den Ausgang einer Sache erwarten, es kann anders werden. — Aus dem Lat.: „Nondum omnium dierum sol occidit.“ Livius 38 (39), 26, 9. Vgl. „nescis, quid serus vesper trahat.“ Gellius 13, 11, 1;

Macrob. sat. 1, 7; — „quid serus vesper vehat.“ Verg. Georg. 1, 461; — „cum, quid vesper ferat, incertum sit“, wie es zum Abend aussieht. Liv. 45, 8. — Das Sprichwort erinnert an die uns von Herodot überlieferte Sage von Solon und Krösus, insbesondere an den Ausspruch des athenischen Weisen, daß vor dem Tode niemand glücklich zu preisen sei.

Die unserm Ausdrucke zu Grunde liegende Anschauung, daß alle menschlichen Verhältnisse durch einen unwandelbaren Ratschluß der Gottheit geordnet werden, welche Unrecht und Übermut straft, aber auch das zu hervorragende Glück der Sterblichen in Schranken hält, resp. es vernichtet, um den Menschen zu demütigen, wird auch durch das folgende Sprichwort ausgedrückt:

Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Es ist von Goethe als Motto des dritten Teils von „Wahrheit und Dichtung“ gewählt.

### 1006. Tantalusqualen ertragen.

Stammt aus der griechischen Mythologie. Tantalus, ein Sohn des Zeus, war nach Pindar in den Tartarus gestoßen, weil er Nektar und Ambrosia aus dem Olymp entwendet und sie den Menschen gebracht hatte. Nach Homer, Odyssee 11, 582 fg. soll er da

Mitten im Teich dastehn, der nahe das Kinn ihm bespülte.
Lechzend strebt' er vor Durst, und den Trunk nicht konnt' er erreichen,
Denn so oft sich bückte der Greis, nach dem Trunke verlangend,
Schwand ihm das Wasser zurück und versiegte, daß um die Füße
Schwarz der Boden erschien.

Auch Bäume neigten auf ihn ihre Zweige und Früchte herab; doch sobald er die über ihm schwebenden Früchte erreichen wollte,

Schwang ein stürmender Wind sie empor zu den schattigen Wolken.

Auf diese Weise litt er fortwährend den qualvollsten Hunger und Durst.

**1007. Etwas auf das Tapet bringen.**

S. v. w. es zum Gegenstande des Gespräches machen. Tapet vom lat. tapetum (it. tappeto, span. tapete, frz. tapis) ist im Hochdeutschen veraltet; es bezeichnete ehedem eine Fußdecke (Teppich), eine Wandbekleidung (Tapete), ferner eine gewirkte Tischdecke. Nur im letzteren Sinne ist das Wort noch in der obigen Redensart gangbar geblieben und zwar in der Bedeutung von: etwas auftischen, vortragen, es zum Gegenstand des Gespräches machen.

**1008. Den muß die Tarantel gestochen haben!**

Von jemand, der von einer Idee so eingenommen ist, daß er für alles andere kein Auge, kein Ohr mehr hat, der zerstreut im Denken und Handeln ist. Auch von einem jungen Mädchen sagen wir: sie sei wie von einer Tarantel gestochen, wenn ihre Gedanken so sehr auf einen in Aussicht stehenden Ball gerichtet sind, daß sie für alles Übrige keinen Sinn mehr hat. Zu erklären ist die Redensart aus dem Umstande, daß es im Süden eine Erdspinne Tarantola (ital. tarantella, frz. tarentule, so genannt, weil sie sich in der Umgegend von Tarent in Apulien findet) geben soll, deren giftiger Biß eine mit Zucken verbundene Krankheit (ähnlich dem Veitstanz), den Tarenteltanz, die Tanzwut erzeuge. Daher auch die allgemeine Bedeutung: besessen sein. — Frz.: mordu, piqué de la tarentule.

1009. Warten, bis einem **die gebratenen Tauben ins Maul** (oder in den Hals) **fliegen.**

Von jemand, der sich's sehr bequem macht in der Welt, der ohne Anstrengung etwas erreichen will. Auch sagt man: Die gebratenen Tauben fliegen ihm in den Mund!

S. v. w. Angenehmes kommt ihm ohne Mühe. — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 631: „Harr biß dir ein gebratne taub ins maul fliege.“ In der Erklärung steht, daß man dies Sprichwort anwendet „gegen denen, die nichts thun woellen, vnd meynen Gott soll jn geben vnd thun was sie begeren, on arbeyt vnd fleiß.“ — Luther in der Erklärung des 147. Ps. zu V. 2 (Erlanger Ausgabe 41, S. 159): „harre, bis dir ein gebraten Huhn (heutiger

Sprachgebrauch ist: Taube) ins Maul fliege." — Gartner, „Proverb. Dicteria" 1574, p. 106: „Non volat in buccas assa columba tuas." — Buchler, „Thesaur. prov. sentent." (Köln 1613), p. 85: „Nulli per ventos assa columba venit." — Vgl. hierzu das lateinische Sprichwort bei Plaut. Poenulo 3, 3, 63: palumbem alicui ad aream adducere, jemand die Holztaube auf die Tenne locken, d. h. ihm gute Gelegenheit zu etwas geben; ferner bei Petronius 45, 4: „hic porci cocti ambulant" — und den Artikel Schlaraffenland!

**1010. Ein Tausendkünstler sein.**

S. v. w. ein Zauberer, ein Hexenmeister sein; von jemand, der in allen Sätteln gerecht ist. — Ursprünglich ist unter dem Ausdruck der Teufel selbst gemeint, der als Meister von tausend[1] Künsten im Volksmunde populär war. Geiler, „Paternoster" (Straßburg 1515), XCV, 2 sagt: „Der Teuffel ist ein tusent künstiger, ... er ist voller list vnd behendigkeit, ob wir jm in einer sünd nicht volgen wöllen, so bringt er vnss ein ander für ... Darumb lisst man in dem buch der altuetter, da eins der bös geist sancto Machario erschienen ist, vnd hat den gantzen leib, den er an sich genummen hat, hin vnd her vol flaschen hangen; vnd da jn Macharius fragte, wz er damit wolt, sagt er, ich heiss ein tusend künstiger, dieses seind die gefess der vntugent, mag einer nit von einer sünd, ich bring jm ein ander für." — Der Ausdruck „Tausendkünstler" ist jedoch ursprünglich wohl mit Teufelskünstler (d. i. jemand, der mit dem Teufel im Bunde steht) identisch. Man scheute sich ehedem, den Namen Teufel auszusprechen und wählte dafür gern eine Glimpfform. Vgl. Ausdrücke wie:

---

[1] Die Zahl Tausend bezeichnet im Deutschen, wie in den meisten übrigen Sprachen, nicht eine bestimmte Zahl, sondern ist unbestimmtes Zahlwort, die Menge ausdrückend; vgl. tausend Dank, vom Hundertsten ins Tausendste u. s. f.; ferner: Tausend und eine Nacht, Titel einer Sammlung orientalischer Märchen, wo 1001 bedeutet: sehr viele Erzählungen und darüber noch eine, also eine sehr große Menge (Nächte heißen sie, weil sie besonders zu dieser Tageszeit erzählt werden).

Daß dich der Tausend! Tausend auch! Ach der Tausend!

Das sind Ausrufe der Verwunderung und Überraschung, bei denen „der Tausend" sicherlich nicht die Zahl 1000 ist, sondern eine uns unverständlich gewordene verhüllende Bezeichnung für den Leibhaftigen selbst. Vielleicht stammt der Ausdruck „Tausend" in dieser Bedeutung aus dem Würfelspiel. „Tausz esz in primis, est signum perditionis. Wenn man wirfft der meysten augen auff dem wurffel, so ist Tauß eß der geringste wurff, darumb bedeut der wurff das verlieren." Agricola Nr. 420. „Der Tausend" ist unserer Ansicht nach aus „Tauß eß" volksetymologisch verderbt. Vgl. noch die Redensart:

Er versteht sich darauf, wie ein Daus:

s. v. w. er kennt die Sache sehr gut.

**1011. Jemand zum Tempel hinauswerfen.**

Der Ursprung dieser Redensart ist ein biblischer, anknüpfend daran, daß Christus die Wechsler und Händler aus dem Tempel vertrieb. Matth. 21, 5; Luk. 19, 45; Mark. 11, 15; besonders Joh. 2, 15 („und trieb sie alle zum Tempel hinaus").

**1012. Vor einer Reise sein Testament machen.**

Im Scherze von jemand gebräuchlich, der sich zu einer weiten Reise, namentlich über See, nur mit Bedenken entschließen kann. Hergenommen von den Vorkehrungen, die man früher, vor der Zeit der Dampfschiffe und Eisenbahnen, gegen Gefahren für Leben und Gesundheit treffen mußte. Ein 1675 zu Ulm erschienenes Reisebuch: „Martini Zeilleri Fidus Achates oder Getreuer Reis Gefert" behandelt dies in einem besonderen Abschnitt: „Wie man sich zu Reisen vorzubereiten hat." „Zuvorderst aber soll ein Jeder, ehe er abreist, sich mit Gott versöhnen und den himmlischen Zehrpfennig zu sich nehmen, auch danach all seine irdischen Schulden bezahlen. Und so er seines eigenen Rechts ist und solches zu thun Macht hat, sein Testament zuvor aufrichten, dieweil man oft wohl ausreiset, aber nicht immer wieder heim kommt. Daher man auch von allen Anverwandten, guten Bekannten, Freunden und Gut-

thätern Urlaub nehmen und sie bittlich ersuchen soll, Einen in ihr Gebet einzuschliessen und in gutem Gedächtniß zu erhalten. Auch soll man einen Tag oder zwei vor der Abreise eine Valet- oder Abschieds-Gasterei[1] veranstalten und dazu die Befreundeten einladen." Vgl. „Vom Fels zum Meer", 1883, Heft 11.

**1013. Reitet dich der Teufel?** Erklärung s. Nr. 29.

**1014. Der Teufel ist los!**

Wird gesagt, wenn alles drunter und drüber geht. Diese Redensart erklärt sich aus der germanischen Mythologie. Loki hatte durch verschiedene Frevelthaten den Zorn der Götter erregt. Aus Furcht vor diesen verwandelte er sich in Lachsgestalt und versteckte sich in einem Wasserfall. Schließlich aber packte ihn Thor beim Schwanze, und Loki war gefangen. Die Asen brachten ihn in eine Höhle und banden ihn mit Därmen seines Sohnes über drei Felsenstücke: der eine Stein stand ihm unter den Schultern, der andere unter den Lenden, der dritte unter den Kniegelenken, die Bänder aber wurden zu Eisen. Da nahm Skadi einen Giftwurm und befestigte ihn über Loki, damit das Gift aus dem Wurm ihm ins Antlitz träufelte. Aber Sigyn, Lokis treues Weib, steht neben ihm und hält der Schlange ein Becken unter. Nur wenn sie das volle Becken ausschüttet, bleibt der Schlange Zeit, ihre brennenden Gifttropfen auf ihn fallen zu lassen. Wenn er sich dann vor Schmerz krümmt, wird die ganze Erde erschüttert, und das ist's, was man Erdbeben nennt.[2]

---

[1] Vgl. Ausdrücke wie Lezemal, Lezetrunk, Lezewein zur Bezeichnung einer jeden beliebigen Bewirtung zum Abschiede, überhaupt Abschiedsfeier; daher auch: zu guter Lez oder Letzt, eigentlich s. v. w. als guter Abschied. In den Statuten der Universität Tübingen vom 16. November 1583 bei Reyscher, XI, 176 (vgl. Birlinger 59) heißt es: „daß hinfüro kein Studiosus ainiche Lezin, eß sei gleich bei den Universitäts-Verwandten oder Burgerschaft, halten soll."

[2] Erdbeben werden auch bei andern Völkern von der Wut gefesselter Dämonen und Riesen hergeleitet. Im spätern Griechisch wurden Erdbeben Theomēníai genannt (ϑεομηνία = ira divina),

Auf diese Mythe gehen alle Sagen zurück, in welchen der Teufel gefesselt erscheint[1]; dieser ist nur für Loki substituiert. Es wurde geweissagt, daß er einstmals loskomme, und daß dann die Welt zu Grunde gehen würde. „Da wird geschehen, daß die Erde bebt und alle Berge: entwurzelt werden die Bäume, alle Ketten und Bande reißen und brechen.“ Loki und sein verwandelter Sohn, der Fenriswolf, kommen los, und alles „von der Unterwelt an empor durch der Riesen, der Zwerge, der Elben Reich, über Midgard, der Menschen Heimstätte, hin, bis zu den Göttern“ erdröhnt von dem Lärm der losgerissenen Gewalten. Diese altgermanische Sage klingt nach in dem Sprichwort: „Der Teufel ist los!“ Vgl. Offenb. 20, 7.

**1015. Der Teufel soll dich holen! Fahr' zum Teufel!**

S. v. w. deine Seele sei der Hölle verfallen; eine starke Verwünschung, gleichsam jemand aus diesem Dasein in ein anderes, schlechteres wünschen. Das böse Prinzip, der Teufel, ist hier fast identisch mit dem Tode. Er wird nämlich hier als furchtbares Ungeheuer in Teufelsgestalt vorgestellt. Dies ist wahrscheinlich eine semitische Anschauung, deren Entstehungsursache man wohl zunächst in dem durch Klima und Lebensweise bedingten furchtbaren Auftreten des Todes suchen muß.[2] Der Tod wird auch zu

---

was buchstäblich s. v. w. Gottes Zorn ist. Der Ausdruck geht auf die Sprache der Bibel zurück, wo es z. B. heißt: „Er schauet die Erde an, so bebet sie; er rühret die Berge an, so rauchen sie“ (Ps. 104, 32).

[1] Unweit des Bodensees (= Wodansee) im Rötseer Riede soll nach der Meinung der Anwohner der Teufel angebunden liegen. Im bairischen Walde wird die Entstehung der Erdbeben so erklärt, daß Lucifer gefesselt unter der Erde liege und seine Fesseln zu zerreißen suche. Noch deutlicher weist auf den heidnischen Ursprung die Sage hin, daß im bairischen Walchensee ein Fisch angekettet liegt. Wenn er losbricht, durchbricht der See den Kesselberg und überschwemmt die Ebene, sodaß München zerstört wird.

[2] Nach unserer Ansicht ist die Vorstellung des Todes als Gerippe semitischen Ursprungs wegen des häufigen Anblicks von Gerippen, welche Wüstengegenden von den darin Umgekommenen bieten. Diese Auffassung des Todes ist neu: noch in den Toten=

Pferde abgebildet; dies ist ein germanischer Zug, von Odin, dem Seelenherrn, entlehnt, der ebenso wie die Walküren zu Rosse ist und von den Kämpfenden diejenigen bezeichnet, welche fallen sollten. Deshalb wurden in der ältesten Zeit die einzelnen Leichen zu Pferde zum Scheiterhaufen geführt und dort mit dem Tiere zugleich verbrannt.[1]

**1016. Ein armer Teufel!**

Bezeichnung für einen armen, bemitleidenswerten Menschen, dessen Hölle die Armut ist. Der Ausdruck ist ohne die ethische Nebenbedeutung des Bösen und Satanischen und verdankt seine Entstehung sicherlich einer Zeit, wo der Teufelsglaube nicht mehr den menschlichen Geist beirrte, wo der Volkshumor sich seiner bemächtigte und ihn als sprichwörtliche Person in spöttischer Weise verwendete. Wir finden den Ausdruck zuerst bei H. Sachs in dem Schwank „Der Teuffel lest kein Lantzknecht mehr in die Hölle farn" (Nürnberg 1555). Ein Landsknecht befiehlt hier dem Wirt, ihm einen Hahn zu braten, der in der Ofenhölle hängt. Teufel Belzebock, der ebendaselbst auch auf einen Landsknecht lauert und bereits durch das wilde Wesen der Landsknechte sehr beunruhigt ist, nimmt an, daß die Bezeichnung des Hahns „armer Teufel" auf ihn selbst ziele, stößt entsetzt eine Ofenkachel aus und entflieht in die Hölle.

G. Freytag („Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 3. Aufl., Leipzig 1861, 1. Teil, 12. Bild) sagt zur Erklärung des Ausdruckes: „Der Glaube an den Teufel und seine Macht wurde im vorigen Jahrhundert immer schwächer, die Farbe seiner Gestalt verblich. Das Jahrhundert der Aufklärung verschmähte es zuletzt sogar, über ihn zu spotten. Er wurde, wie längst verstorbene Helden, ein Stoff für die Dichter; er erhielt sich im Puppenspiel als Kinderfreund, und Goethe idealisierte mit höchster Grazie sein altertüm-

---

tänzen des 14. und 15. Jahrhunderts erscheint er stets als abgemagerter Leichnam; die Griechen bildeten ihn schön als Bruder des Schlafs; erst im 16. Jahrhundert erscheint er als Gerippe mit Stundenglas und Hippe abgebildet.

[1] Noch heute wird in dem Leichenzuge von Fürsten und Helden das Leibroß mitgeführt.

liches Bild als Mephistopheles im Faust. Doch unterm Volke haftet noch heute der Glaube an den Teufel und seine Hexen und noch heute sucht der alte Wahn in orthodoxen Kirchenlehren ans Tageslicht zu dringen. Aber die jetzt noch wagen, sein wirkliches Dasein zu behaupten, müssen sich gefallen lassen, selbst die Bezeichnung zu ertragen, welche der Böse vorzugsweise in den letzten Jahrhunderten erduldet, das Prädikat «armer Teufel»".

Vgl. noch Ausdrücke wie: ein guter Teufel, ein närrischer Teufel, ein dummer Teufel u. dgl.; sie gehen zurück teils auf Sagen, in denen er als der Betrogene oder Übertölpelte, teils auf die geistlichen Spiele des Mittelalters, in denen er als vielgeprügelte komische Figur erscheint.

1017. **Das weiß der Teufel!** S. Kuckuck.

1018. **Kein Teufel merkt es! Kein Teufel kann ihm was anhaben!**

„Kein Teufel" ist s. v. w. ein verstärktes niemand; eigentlich s. v. w. niemand, selbst nicht einmal der Teufel, den man besonders fürchtete.

1019. **Dem Teufel ein Licht anzünden.**

Sinn des Sprichworts: jemand bei einem schlechten Anschlage Hilfe leisten. Der Teufel ist hier als Dieb gedacht, dem von seinem Helfershelfer die Diebslaterne angezündet wird. Vielleicht sind gar die Namen „Dieb" und „Teufel" etymologisch identisch. Man vergleiche nur die beiden Wörter in ihrem Verhältnisse zueinander. Es entsprechen sich:

neuhochdtsch.: Dieb — Teufel;
lat.-griech.: diáb ... (διάβ ...) — diabolus, διάβολος[1];
gotisch: þiubs — diabaulus (diabulus);
angelsächs.: þeóf, þióf — deoful, deofl;
altfries.: thiaf, tief — diovel, divel;
niederdtsch.: deif — deibel, deuvel, düvel;
althochdtsch.: diup, diop — diufal;
mittelhochdtsch.: diep — tiuvel.

---

[1] Ist es nicht auffallend, daß das Wort Teufel aus dem griech. διάβολος stammt, trotzdem die Griechen einen Teufel in ihrer Mythologie nicht haben?

Das der Redensart zu Grunde liegende altertümliche Bild scheint unsere Vermutung zu bestätigen. Simrock, „Handbuch der Mythologie“, führt den Ausdruck zurück auf einen alten, uns unverständlich gewordenen Brauch, dem Teufel wirklich ein Licht zu opfern.[1]

1020. **Abschied nehmen, wie der Teufel mit Gestank**; s. Nr. 9.

1021. **Zu des Teufels Küche kommen**; s. Nr. 603.

1022. **Nun schlag' Gott den Teufel tot!**

S. v. w. „nun schlage gleich ein Donnerwetter ein!“ Die Redensart, welche vielfach in Mecklenburg, Pommern und den angrenzenden Provinzen gehört wird, ist mythologischer Herkunft; sie beruht auf der alten Vorstellung, daß der Donner entsteht, wenn Gott dem Teufel (d. i. Thor-Donar seinen Feinden) nachjagt, ihn erreicht und niederschmettert; zu vgl. der Artikel Nr. 220! Furchtsame Menschen machen während des Gewitters Thüren und Fenster zu, auch ein Zug, dem der alte Aberglaube zu Grunde liegt, daß der gejagte Teufel, der von Gott immer ereilt wird, sich leicht ins Haus flüchten könne und dieses dann vom Donner getroffen werde.

1023. **Den Teufel an die Wand malen.**

Früher sagte man auch: den Teufel über die Thür malen; so Luther im 1. Teil: „wider die himmlischen Propheten“: „Man darf den Teufel nicht über die Thüre mahlen.“ Heuseler 102, 41. — „Laster der Trunkenheit“, Bl. 4ᵃ (a. 1531); vgl. Latendorf, „Seb. Franck“, S. 311: „den teufel vber thür male, er kompt sonst zu bald ins hauß.“ Ferner: „Man darff den teuffel nit vber thür malen.“ „Türkenchronik“, Bl. LIIIᵇ. Franck im „Anzeiger für Kunde des deutschen Volkes“ (1869), Sp. 14. — Der Volksaberglaube denkt sich den Teufel schwarz, mit Glutaugen (s. Nr. 539 Anmerkung), Hörnern auf dem Kopfe,

---

[1] Wegen dieses altgermanischen Brauches, gewissen Göttern Lichter zu opfern, s. Nr. 759.

mit Pferdefuß oder Bocksfuß[1], tierischem Schwanz und Schwefelgestank (s. Nr. 9). Sein Hauptgeschäft ist, möglichst viel Böses zu thun, Seelen zu verderben, zu zerreißen und zu holen. Man fürchtete ihn deshalb über alle Maßen; man scheute sich, von ihm zu sprechen oder gar ihn beim Namen zu nennen, weil man der Meinung war, ihn dadurch zu reizen oder wenigstens seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.[2] Besonders aber soll dies der Fall sein, wenn man ihn im Scherze vielleicht in effigie darstellt; daher auch das Sprichwort: „nemo cum diabolo jocatur impune.“ Novarin Ad., p. 347. Und ebendeshalb sagt auch das deutsche Sprichwort abergläubisch: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er“, d. h. im ursprünglichen Sinne: man solle nichts berufen, weil es sonst geschehe; im Zeitalter der Aufklärung aber hat es die Bedeutung bekommen: man solle vorsichtig mit seinen Gedanken sein, weil diese sich leicht verwirklichen können.

**1024. Für Geld kann man den Teufel tanzen sehen!**

Der Sinn dieser Redensart ergiebt sich aus der folgenden: Er hat den Teufel sehen barfuß tanzen; von einem zuchtlosen, schwer zu bändigenden Buben. Des Teufels Tanz ist kein ehrbarer Tanz! — Man glaubte früher allgemein, daß der Teufel auch der Erfinder des Tanzes sei, indem er die Juden veranlaßte, um das goldene Kalb zu tanzen; vgl. Renner 12374 fg.; die Predigt „Was tentzen schaden bringt“, „Altdeutsche Blätter“, I, 52 fg.; Brant, „Narrenschiff“, S. 61 („Von dantzen“). Der tanzende Teufel kommt auch mehrfach in deutschen Märchen vor, z. B. in

---

[1] Der Bocksfuß erinnert an Thors Böcke, sein Pferdefuß an Lokis Verwandlung als Pferd. Wir sehen, daß der Teufel der Volkssage nur noch wenig mit dem persisch-jüdisch-christlichen Ahriman-Satan gemein hat. Die meisten Züge und Attribute, die ihm seine Physiognomie verleihen, stammen aus dem germanischen Heidentum: vieles ist von den alten Göttern entlehnt, vieles auch von den heidnischen Riesen.

[2] Deshalb die vielen verhüllenden Ausdrücke für Teufel (vgl. 220, 365, 604 u. ö.); daher auch, daß bei gewissen Verwünschungen der Name ganz unterdrückt wird, z. B. daß dich doch! ich wollte, er wär zum! u. dgl.

Wolfs „Deutschen Hausmärchen", S. 227; desgleichen in holländischen und vlamländischen sprichwörtlichen Redensarten.

1025. **Den Teufel in der Börse (im Beutel) haben.**

S. v. w. ohne Geld sein. Auch frz.: loger le diable dans sa bourse. Vgl. hierzu die frz. Redensart: Il est plus facile de chasser le diable avec la croix de quelques pistoles qu'avec de l'eau bénite (es ist leichter, den Teufel mit dem Kreuz einiger Pistolen zu vertreiben als mit Weihwasser); ferner: Le pire des diables est celui *qui danse dans la poche* quand il n'y a pas une pièce marquée du signe de la croix pour l'en chasser (der ärgste Teufel ist der, welcher in der Börse tanzt u. s. f.). Diese letzte Redensart existiert auch im Englischen, z. B. bei Walter Scott, „Ivanhoe", c. VII; „Woodstock", c. III. Die angeführten französischen Redensarten erklären den Ursprung der deutschen Redensart, welche aus der Zeit stammt, wo die Münzen mit einem Kreuz bezeichnet waren. Anspielungen auf solche „Kreuzer" finden sich besonders bei Shakespeare, z. B. „Wo das Kreuz ist, hält sich der Teufel nicht auf."

1026. **„Der Teuffel ist unsers Herr Gotts Affe!"**

Agricola I, 24. — „Vor Zeiten sagte man eine Fabel, da Gott den Menschen gemacht hat aus dem Erdenkloss, habe der Teuffel wollen solches Gott nachthun, habe auch ein Erdenkloss genommen und Menschen daraus machen wollen, es sei aber eine Kröte daraus geworden. Damit hat man anzeigen wollen, daß der Teuffel allzeit ist unsers Herr Gottes Affe." Luthers Hauspostille. Dieses Sprichwort hat seine travestierte Interpretation in dem bekannten Lied von Heine erhalten:

Und der Gott sprach zu dem Teufel:
Ich der Herr kopier' mich selber,
Nach der Sonne mach' ich Sterne,
Nach den Ochsen mach' ich Kälber,
Nach den Löwen mit den Tatzen
Mach' ich kleine liebe Katzen,
Nach den Menschen mach' ich Affen;
Aber du kannst gar nichts schaffen.

Diese Unproduktivität des Teufels wird übrigens schon von einem altenglischen Homileten, Aelfrîk, erwähnt. Hier heißt es: „Gott schuf alle Geschöpfe, und der Teufel kann keine Geschöpfe schaffen" („God gesceop ealle gesceafta, and deofol nane gesceafta scyppan ne mæg", Aelfrîc, herausg. von Thorpe, I, 100). Vgl. die Redensart 257.

1027. **Er fragt den Teufel darnach!**

Sagte man früher in abergläubischer Weise von Männern, die sich in außerordentlicher Weise bethätigten; man wollte damit sagen: er steht mit dem Teufel im Bunde, er ruft ihn deshalb zu Hilfe; dabei kümmert er sich wenig darum, ob seine Seele dafür verschrieben wird, die jenem, dem Teufel, beim Ableben oder zu einer gewissen Frist verfiel und von ihm geholt wurde. Seitdem aber dieser krasse Aberglaube geschwunden ist, hat die Redensart den Sinn erhalten: er macht sich nichts daraus; es ist ihm alles ganz gleich.

1028. **Einem den Text lesen**; s. Nr. 548.

1029. **Bei jemand im Thee sein.**

Burschikos s. v. w. in Gunst stehen. Von der Sitte, daß Universitätslehrer besonders fleißige Studenten durch Einladung zum Thee, wie überhaupt durch Zulassung in die Familie auszeichnen.

1030. **Abwarten und Thee trinken!**

Stammt wahrscheinlich aus dem Munde eines Arztes, der damit seine ungeduldigen Patienten vertröstet. Unter dem „Thee" ist dann etwa der vom Arzt verordnete Kamillen- oder Fliederthee zu verstehen. Der erweiterte Sinn der Redensart ist: Ausharren und Pflichterfüllen sind die Vorbedingungen, daß etwas zum guten Ziele gelange.

1031. **Den Lastern Thor und Thür öffnen.**

D. h. sie einreißen lassen. Bei Brant, „Narrenschiff", 32, 8 werden „rygel, tor, vnd tůr" zusammen genannt und zwar ebenfalls im übertragenen Sinne: „Leyt man eyn malschloß (d. i. Vorhängeschloß) schon dar für Vnd bſlüßt all rygel, tor, vnd tůr, Vnd setzt" u. s. w. — Der eigentliche Sinn der Redensart lautet: dem Feinde Einlaß ge-

währen in die Befestigung, gleichsam wie der gewissenlose Pförtner einer Burg, der das Burgthor und die Thür derselben sorgfältig verschlossen halten soll.

Hierbei ist zu erinnern, daß die alten Stadtbefestigungen auch mit Thorburgen versehen waren, die innerhalb der Ringmauern als selbständige Werke, Burgen, erscheinen. Sie dienten, wie bekannt, ursprünglich nur militärischen Zwecken, repräsentieren dann mehr das Ansehen und die Würde der Stadt, sind endlich heute ganz ohne Bedeutung. Früher wurden diese Thore pünktlich um 10 Uhr abends geschlossen; wer später kam, mußte draußen bleiben oder sich den Einlaß durch Geld erkaufen; so entstand die Redensart:

1032. **Vor Thoresschluß.**

D. i. noch gerade zu rechter Zeit. An den ursprünglichen Sinn wird dabei nicht mehr gedacht.

1033. **Mit der Thür ins Haus fallen.**

S. v. w. etwas plump, ohne Vorsicht und Anstand beginnen; auch s. v. w. das, was man will, ohne Weiterungen hervorkehren. Von jemand entlehnt, der statt die Thür in Ruhe zu öffnen, dieselbe mit Gewalt niederbricht und gleichsam ins Haus hineinfällt. Wir bringen diese Redensart in Beziehung mit den Förmlichkeiten der Haussuchung. War man einer gestohlenen Sache auf der Spur, so durfte schon nach altdeutschem Recht der sonst heilige Hausfriede gebrochen werden. Der Heimsuchende war indessen an bestimmte Vorschriften gebunden. „Der nichts findende Heimsucher soll (nach der lex bajuv. 10, 2) 6 Schillinge büßen; erklärt er jedoch gleich beim Eintritt ins Haus, daß er unbefugt komme und bietet dem Hausherrn ein Pfand oder legt es, in dessen Abwesenheit, auf die Schwelle nieder, so verbricht er nur 3 Schillinge.“ Ähnlich diesem Verfahren wird in einem spätern Rechtsbuche vorgeschrieben: „Will einer was ihm weggekommen ist in eines andern haus oder hof suchen, so legt er 5 mark auf die schwelle und sucht; findet er die sache nicht, verliert er u. s. f.“ Weitere Zeugnisse bei Grimm, „Rechtsaltertümer“, S. 640 fg.

1034. **Zwischen Thür und Angel**, s. Nr. 38.

1035. **Kehre vor deiner eigenen Thür!**

D. h. kümmere dich um deine Angelegenheit; eigentlich s. v. w. schaffe erst den Schmutz vor deiner Thür fort!

1036. **Man sucht niemand hinter der Thür** u. s. f.; s. Nr. 998.

1037. **Mit dem Tode ringen.**

Diese Redensart entspricht ebenso wie der Ausdruck „Todeskampf“ der älteren Anschauungsweise, nach welcher Krankheit und Tod als feindliche Mächte gegenüber Gesundheit und Leben angesehen wurden. Daher auch: „von einer Krankheit angefallen (befallen) werden“, „Fieberanfall“ u. s. f.

1038. **Aussehen wie der Tod von Ypern.**

Ist eine in Niederhessen noch oft gehörte und ebenso in Holland vielgebräuchliche Redensart; vgl. Preime (Kassel), S. 11; Harrebomée II, 484. Vilmar, „Idiotikon“, S. 412 (unter „Tod“), bemerkt zu der Redensart: „Im Anfange dieses Jahrhunderts in Niederhessen äußerst üblich, um das bleiche, totenähnliche Ansehen eines Menschen, z. B. derjenigen Kranken, welche in den letzten Stadien der Lungensucht stehen, zu bezeichnen; seit 1830 wohl gänzlich erloschen. Woher die Formel stammt, vermag ich nicht anzugeben; sie galt, als ich sie in meiner Kindheit vernahm, für altherkömmlich, indem man erwähnte, daß die Gefangennahme hessischer Truppenteile in Ypern 1793 das alte Sprichwort habe wahr machen müssen.“ Veranlassung zu der Redensart hat wahrscheinlich ein zur Erinnerung an die herrschende Pest in Ypern (Belgien) aufgestelltes Totenbild gegeben, dessen ergreifende Wirkung die sprichwörtliche Vergleichung veranlaßt hat.

1039. **Die Toten reiten schnell!**

Sprichwörtliche Redensart, um auszudrücken, daß der Tod sich seine Opfer holt auch unter Menschen, die durch persönliche Verdienste, durch Talent oder Tugend berühmt geworden sind. — Die Redensart findet sich mehrmals in Bürgers großartiger Ballade „Leonore“. Nach Althof („Leben Bürgers“, Göttingen 1798, S. 37) soll Bürger

das Motiv dem Munde eines Bauernmädchens entnommen haben, das er einst im Mondschein singen hörte:

Der Mond der scheint so helle,
Die Toten reiten so schnelle,
Fein Liebchen, graut dir nicht?

Diese Worte hätten ihm nicht aus dem Sinn gewollt und aus ihnen hätte sich nach und nach das gewaltig ergreifende Lied „Leonore" gestaltet. Die zu Grunde liegende Sage ist viel verbreitet; so teilt Henne am Rhyn (Nr. 895) sie nach Müllenhoff wie folgt mit: „Eine junge schmucke Dirne hatte einen Freier, den sie, wie er sie, äußerst liebte. Da mußte es kommen, daß der Geliebte krank wurde und starb. Sie wollte sich gar nicht zufrieden geben, weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, setzte sie sich auf sein Grab und trauerte die liebe lange Nacht. Als es nun die dritte Nacht war und sie wieder so am Grabe jammerte, kam ein Reiter auf einem Schimmel daher (s. Nr. 1015) und fragte, ob sie mit ihm reiten wolle. Sie kannte ihn und war bereit, wohin er wolle. Damit stieg sie auf sein Pferd und fort ging es wie der Wind in die weite Welt. Nach einer Weile fragte er:

Der Mond der scheint so helle u. s. f.

So fragte er allmählich dreimal, und dreimal antwortete sie: „Nein, mein Hans, wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir." So ging's wieder weiter und weiter und immer toller als früher, und nach der dritten Frage wurde er „grün", und das Pferd drehte sich dreimal im Kreise mit ihnen herum und weg waren sie." — Dasselbe Motiv, die nächtliche Entführung der Braut durch den toten Geliebten, ist in vielen altenglischen, schottischen und dänischen Balladen behandelt[1], ganz unübertroffen jedoch zuletzt von Bürger. — Sage und Redensart schließen sich eng an die wilde Jagd an. Der wilde Jäger (d. i. Odin zu Roß)

---

[1] Vgl. Percy, „Relicks of ancient English Poetry", III, 112, 119. Ursinus, „Schottische Balladen", S. 95. W. Grimm, „Altdänische Volkslieder". Herders „Stimmen der Völker", Abteilung II.

jagt nämlich vielfach eine Frau, seine Geliebte oder Gattin (d. i. die Fürstin des Sternenheeres, die Mondgöttin, welche der Himmelsgott mit seinen Wolken umhüllt oder entführt).

1040. **Die Trauben hängen ihm zu hoch!**

Auch in der Fassung: „Ihm geht es, wie dem Fuchs unter den sauren Trauben.“ Von jemand, dem ebenso wie dem hungrigen Fuchs in der Äsopischen Fabel die Weintrauben so hoch hängen, daß er sie nicht erreichen kann und sich deshalb tröstet wie Reineke: „sie sind mir zu sauer“. Vgl. Lafontaines Fab. III, 11. — „Sie affektierten nur Nichtachtung, weil ihnen die Trauben zu hoch hingen.“ Fichte.

1041. **Jemand etwas eintrichtern.**

S. v. w. einem Beschränkten oder Dummen etwas begreiflich machen, indem man sich dazu eines ungewöhnlichen Mittels bedient. „Mit einem Trichter eingießen“ findet sich schon bei Seb. Franck (1541), II, 107$^{b}$. Im J. 1648 erschien dann in Nürnberg ein Buch unter dem Titel: „Poetischer Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in 6 Stunden einzugießen.“ Solche Büchertitel kamen in damaliger Zeit öfter vor; daher auch der bildliche Ausdruck:

einen Nürnberger Trichter gebrauchen,

ihm etwas eintrichtern, im Sinne von Schnellunterricht.

1042. **Im Trüben fischen**; s. Nr. 315.

1043. **Einen Trumpf darauf setzen.**

Etwas mit einem derben Ausspruche bekräftigen; vgl. auftrumpfen. Aus dem Kartenspiel. Ebendaher:

den letzten Trumpf ausspielen:

s. v. w. die letzte Kraft daran setzen, sein letztes Mittel versuchen.

1044. **Durch die Tücher gehen**; s. Nr. 622.

## U.

1045. **Unter zwei Übeln das kleinste wählen.**

Bist du zur Wahl genötigt unter zwei
Verhaßten Übeln, fasse sie ins Auge,

Und wähle, was dir noch den meisten Raum
Zu heil'gem Thun und Wirken übrig läßt,
Was deinen Geist am wenigsten begrenzt,
Am wenigsten die frommen Thaten fesselt!
Goethe, „Die natürliche Tochter", 5, 7.

Schon bei Cicero de off. 1, 35: „In duobus malis levius est eligendum."

**1046. Jemand überflügeln.**

D. h. ihn übertreffen. Eigentlich ein militärischer Terminus; man nennt nämlich bei der militärischen Frontaufstellung die beiden Seiten den rechten, resp. linken Flügel. Überragt nun bei einem Angriff die eigene Frontaufstellung die feindliche, so kann der Feind umgangen, überflügelt, also in der Flanke und Front zugleich angegriffen und geschlagen werden. Das Kriegsheer wird demnach seiner Stellung und Lage nach aufgefaßt als ein im Fluge befindlicher Vogel mit auf beiden Seiten ausgebreiteten Flügeln.

**1047. Viel Umstände machen.**

Von jemand, der peinlich alle Verhältnisse berücksichtigt. Der Umstand bezeichnet ursprünglich eine Versammlung der zu Stimme und Urteil berechtigten Gemeindemitglieder, welche um das im Freien gehaltene Gericht herumstanden.[1] Grimm, „Rechtsaltertümer", S. 747. Im Bingenheimer Weistum (a. 1554, Hessen) findet sich folgende Anrede: „lieben freunde und ganzer umstand." „Rechtsaltertümer", S. 769. Der Umstand bildet bei unserer alten Gerichtsverfassung den urteilenden Faktor („Rechtsaltertümer", S. 750); von ihm ist der richtende Faktor (der Vorstand) zu unterscheiden. Dieser leitet nur, stellt Fragen und vollstreckt nachher den Bann, während jenem urteilenden Faktor allein die Befugnis der eigentlichen Entscheidung, der Urteilsfällung obliegt. Der Vorstand

hatte sich nach den Umständen zu richten!

---

[1] Eine ähnliche Bedeutung hat das Wort: ring (hring), von dem Kreis, in welchem sich die Menge, die ringsherum stand, versammelte. Vgl. den Ausdruck: zu Ring und Ding (dingfest).

Wollte der Umstand seinen Beifall kund geben, so geschah es entweder durch Rufen, durch Handschlag oder durch Bewegung der Waffen; man sagte dann: „Der Umstand giebt ihm Folge" („Rechtsaltertümer", S. 770). Ein Schatten dieser alten Gerichtsverfassung hat sich in unserm Pfänderspiel erhalten. Wie hier der Pfandinhaber, so fragte ehedem der Richter, besser, der Vorstand: Was soll der thun, dem dies Pfand gehört? — War nun der Vorstand ein gar peinlicher, unentschlossener Mann, so sandte er oft und um geringfügiger Dinge willen den Hammer herum und ließ dadurch die Gemeinde zusammen kommen: er machte viel Umstände! War derselbe entschieden und selbständig, so machte er wenig oder gar keine Umstände.

1048. **Eine unbekannte Größe.**

So nennt man mathematisch jemand, den man nicht kennt. Die unbekannte Größe wird in der Mathematik gewöhnlich durch x bezeichnet.

1049. **Ein ungeleckter Bär**; s. Nr. 97.

1050. **Ein ungeschlachter Mensch**; s. Nr. 59 Anmerkung.

1051. **Laß mich ungeschoren.**

S. v. w. belästige mich nicht. Der Ausdruck gilt ursprünglich dem Bader, der in früherer Zeit nach dem Bade auch Bart und Haare scheren mußte. Vgl. hierzu die Redensart: einen trucken d. i. ihn ungeseift rasieren, was natürlich große Schmerzen verursacht, da die Haare nicht aufgeweicht sind; im „Buch der Rügen", Haupts «Zeitschrift», II, 78, 1138: „Ir schert trucken vnde naz, er schert mangen ungebeit." Doch auch das bloße Scheren im Bade wird in der Bedeutung arger Mißhandlung gebraucht: „Den solt im Narrenbad man scheren." H. Sachs II, 63. Zu vergleichen Redensart Nr. 85 fg.

1052. **Unsicherer Cantonist**; s. Nr. 193.

1053. **Ein Uriasbrief!**

D. i. ein für den Überbringer verderblicher Brief. Nach 2 Sam. 11, 14 fg. Als Uria, ein Heerführer Davids, unter Joab Rabbath=Ammon belagerte, hatte David des Uria Gattin verführt und, um das Verbrechen zu verdecken,

sich den Uria senden lassen und denselben mit einem Brief an Joab zurückgeschickt, welcher den Befehl enthielt, den Uria vor dem belagerten Rabbath-Ammon an eine Stelle zu verweisen, wo er voraussichtlich vom Feinde getötet würde. Daher der sprichwörtlich gewordene Ausdruck.

Ein solcher Empfehlungsbrief wird auch „Bellerophontesbrief" genannt; von Bellerophon, der als Gast beim König Prötos von dessen Gemahlin eines Angriffs auf ihre Tugend beschuldigt wurde, worauf Prötos den Gast an seinen Schwiegervater mit einer Tafel sandte, welche in geheimer Schrift die Tötung des Überbringers erbat. Vgl. C. Nepos, Pausanias 4, 1; Plaut. Bacch. 4, 7, 12.

## V.

**1054. Zu seinen Vätern versammelt werden.**

Ist biblischer Herkunft; vgl. 1 Mos. 25, 8; 2 Kön. 22, 20; 2 Chron. 34, 28. Jeder etwas begüterte Jude hatte ein Familienbegräbnis, weshalb die Kinder der Israeliten dafür sorgten, daß ihre Eltern, selbst wenn sie zuletzt in einem andern Lande gelebt und gewohnt hatten, bei ihren Vorfahren begraben oder zu ihren Vätern versammelt würden; so ließ z. B. Joseph seinen Vater Jakob, obwohl derselbe bei ihm in Ägypten starb, dennoch in Kanaan begraben. Selbst Joseph wollte in seinem Vaterlande begraben sein; vgl. Jos. 24, 32; ferner 1 Mos. 50; 47, 29, 30. Beerdigte man einen Juden nicht in dem Familienbegräbnis desselben, so sah man das als Strafe wegen eines schlecht geführten Lebens an, z. B. 1 Kön. 13, 22.

**1055. Man kann ihm das Vaterunser durch die Backen blasen (lesen).**

Von einem Menschen mit sehr eingefallenen Backen, an dem, wie man sagt, nur Haut und Knochen sind. Zur Bezeichnung eines magern Menschen sagt man auch: „er sieht aus wie ein knöcherner Herrgott", und in Holstein hört man: „den knökern Heiland kann man dat Vaderunser dörch de keven blasen!" Wahrscheinlich hat unsere Redensart ihren

Ursprung von dem Brauche, neben heiligen Gebeinen, besonders einem solchen Schädel, sein Gebet zu verrichten. Man kann dann allerdings durch die Knochenhöhlungen von der einen Seite zur andern sehen; ebenso kann auch ein auf der einen Seite gesprochenes Vaterunser auf der andern durch Laut und Atem bemerkbar sein.

**1056. So spielt man in Venedig!**

Pflegt ein Kartenspieler auszurufen, wenn es ihm gelungen ist, durch Glück und Geschick seinen Gegner zu besiegen. Der eigentümliche Sinn der Redensart ist: dir ist übel mitgespielt worden! Hergenommen scheint die Redensart von dem eigentümlichen System der venetianischen Rechtspflege, wo Spione und Angeber ihr Unwesen trieben, durch die mancher für ein unbedachtes Wort in den unterirdischen Kerker, auf die Folter oder in die Bleikammer kam. Alle Schritte und Tritte wurden überwacht, alle Worte belauscht, jede Bewegung des Volkes beobachtet. „Sic luditur Venetiae!“

**1057. Sich etwas verbeißen.**

Z. B. seinen Zorn verbeißen, s. v. w. denselben zurückhalten, ihn nicht zum Ausdruck bringen. Die Redensart wird nur von unangenehmen Empfindungen gebraucht. Man beißt gleichsam die Zähne zusammen, um den Ausbruch des Unwillens, des Schmerzes u. dgl. zurückzuhalten.

**1058. Sich auf etwas verbissen haben.**

S. v. w. dabei verharren. Aus der Jägersprache. Angeschossene wilde Enten beißen sich zuweilen unter dem Wasser am Rohre und Schilfe an und verenden. Man sagt dann: die Ente hat sich angebissen oder verbissen. Ähnlich verbeißen sich auch Hunde bisweilen an Wild, besonders an Wildschweinen; daher auch der Ausdruck: „Verbissenheit“ und „ein verbissener Charakter“.

**1059. Einem etwas vergällen.**

S. v. w. jemand etwas unangenehm machen, besonders dasjenige, was er als angenehm erwartet hatte. Bekanntlich ist die Galle von einem intensiv bittern Geschmack, der außerdem noch etwas recht Widriges hat; daher der Volks-

superlativ: gallenbitter, s. v. w. in hohem Grade bitter; ebendaher auch der figürliche Ausdruck: jemand etwas vergällen, d. h. im höchsten Grade verbittern; denn eine durch Bitterkeit verdorbene Speise schmeckt nicht bloß unangenehm, sondern auch widrig. Vgl. hierzu das viel schwächere: jemand etwas (die Suppe) versalzen; dieser Ausdruck bedeutet nur: einem etwas ungenießbar machen.

1060. **Wie vernagelt sein**; s. Nr. 128.

1061. **Mit offenem Visier kämpfen.**

Eigentlich s. v. w. sich seinem Gegner ohne die das Gesicht verdeckende Stahlmaske, ohne das vorgezogene Helmgitter (= Visier) gegenüberstellen. In übertragener Bedeutung bei litterarischen Fehden angewandt, um auszudrücken, daß jemand unter Kundgebung seines Namens offen polemisiert.

1062. **Etwas auf dem Visier haben**; s. Nr. 595 und 823.

1063. **Er ist ein rechter Vokativus!**

Von jemand, dem nicht zu trauen ist, der es hinter den Ohren hat. — Der Vokativus ist der fünfte Fall, der Anrufefall. Ein menschlicher Vokativus ist demnach, wer oftmals im Anrufefall im strafenden, mißbilligenden oder staunenden Sinne genannt wird.

1064. **Frei wie der Vogel sein.**

D. h. völlig unabhängig. — Schon im „Trojanischen Krieg" 14515: „vrî als ein vogel." — „Sachsenspiegel", 3, 637: „ich bin frî als der vogel ûf dem zwî."

1065. **Ich habe ein Vögelchen davon singen hören.**

S. v. w. ich habe auf geheimnisvolle Weise eine Kunde erhalten, die für andere unerwartet und überraschend ist. — Der Aberglaube früherer Zeit schrieb den Vögeln übermenschliche Klugheit zu: sie belauschen die Menschen und erzählen es wieder. So lebte z. B. nach Gervasius von Tilbury in Burgund ein Rabe, welcher auf einem Schlosse regelmäßig Anzeige machte, wenn sich eine Gefahr in der Nähe zeigte oder feindlicher Überfall drohte. Als dieser Vogel einst bemerkte, daß die Burgfrau neben ihrem Gatten noch einen Geliebten hatte, erzählte er es dem Burgherrn, wurde aber zur Strafe dafür von dem Nebenbuhler desselben

durch einen Pfeilschuß getötet („Otia imperialia“, III, 95). Wir erinnern an Odins Raben, Hugin und Munin (d. i. Gedanke und Erinnerung), die dem (nicht allwissenden) Gotte Nachricht bringen von allem, was sie auf Erden gehört und gesehen. Auch die Kraniche des Ibikus seien erwähnt; ferner eine Stelle im Pred. 10, 20: „Fluche dem Könige nicht in deinem Herzen; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und die Fittiche haben, sagen's nach.“ Die Kunst der Sprache erscheint überhaupt in vielen Sagen und Erzählungen, in abendländischen sowohl wie in morgenländischen, als ein den Vögeln eigentümlicher Zug. Vgl. W. Wackernagel, „Kleine Schriften“, III, 196 fg. Es hat dies wohl seinen Grund in der Wahrnehmung, daß einzelne Arten derselben im Stande sind, den Menschen gewisse Wörter nachzusprechen; nur erscheint dann diese Fähigkeit im Volksaberglauben in fabelhafter Weise gesteigert. — Zu dieser Redensart vgl. die folgende mit entgegengesetzter Bedeutung: Die Spatzen erzählen sich's auf den Dächern, d. h. das Geheimnis ist in aller Munde, die ganze Stadt spricht davon.

1066. **Jemand für vogelfrei erklären.**

S. v. w. ihn verrufen, ihn aus der Gesellschaft ausstoßen. Hergenommen von der Verrufungsformel, durch welche früher ein Verfemter „aus dem Frieden in den Unfrieden, von Sicherheit in Unsicherheit“ gerufen ward. Friedlos war er erteilt „dem Vogel in der Luft“ (avibus permissus), den wilden Tieren im Walde, dem Fisch in der Woge und jedem (zur Tötung). Und damit die Versagung des Friedens wirksam wurde, durfte niemand den Friedlosen hausen oder hofen, und keine Freistatt sollte ihm den Frieden geben. Osenbrüggen, „Alamannisches Strafrecht im Mittelalter“ (Schaffhausen 1860), S. 60. Zu vergleichen ist das lat.: aquâ et igni interdicere alicui, jemand die Benutzung des Wassers und Feuers[1] untersagen, wodurch seine

[1] Über aqua et ignis als Träger des menschlichen Daseins und bürgerlichen Lebens vgl. Cic. de amicit. 6, 22; daher auch die lat. Redensart: aquâ et igni accipi, von der Braut oder Neuvermählten, wenn sie von ihrem Verlobten zur Herrin des künftigen Hauswesens gemacht wird.

Ächtung ausgesprochen ward (Caes. bell. G. 6, 44; Cic. fam. 11, 1, 2 u. ö.).

## W.

1067. **Jemand eine wächserne Nase drehen;** s. Nr. 719.

1068. **Einem die Wage halten.**

S. v. w. ihm an Stärke gleich sein. Hergenommen von dem bekannten Kinderspiel des Wippens oder Wagetretens. Die Redensart bezieht sich demnach ursprünglich auf zwei Kinder, die sich auf der Wippe (oder Wage) das Gleichgewicht halten.

1069. **Etwas fällt schwer in die Wagschale!**

Der Ausdruck wird auf das Schwert des Brennus zurückgeführt, das dieser trotzig in die Wagschale warf, wodurch er den Betrag der Loskaufssumme um ein Bedeutendes erhöhte. Vgl. Livius V, 48.

1070. **Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.**

Vor lauter Nebendingen die Hauptsache nicht erkennen; Schwierigkeiten finden, wo keine sind; mit sehenden Augen blind sein. — Die Redensart ist gebildet nach dem lat.: frondem in silvis non cernere; vgl. Ovid. trist. 5, 4, 9. Vgl. ferner die lat. Redensarten: „quaerit aquas in aquis." Ovid. amor. 2, 2, 43; — „medio in flumine quaerit aquam." Propert. 1, 9, 16; auch: nodum in scirpo quaerere (d. i. an der Binse einen Knoten suchen). Enn. ap. Fest. p. 330, 11; Plaut. Men. 2, 1, 22; Ter. And. 5, 4, 59 u. ö. — Nach Büchmann ist Wieland der Schöpfer(?) der deutschen Redensart; vgl. Musarion V, 135:

> Die Herren dieser Art blend't oft zu vieles Licht;
> Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Büchmann citiert Blumauer, der Wielands Autorschaft durch folgenden Reim in der „Travestierten Äneide", B. 2, Str. 9 bestätigen soll:

> Er sieht oft, wie Herr Wieland spricht,
> Den Wald vor lauter Bäumen nicht.

1071. **Einen in die Walke nehmen; ihm das Wams ausklopfen**; s. Nr. 229.

1072. **Mit dem kann man Wände einrennen!**

D. h. so dumm ist er. Die Redensart ist hergenommen von dem alten Sturmbock oder Mauerbrecher (lat. aries), d. i. ein langer, sehr starker Balken mit einem eisernen Widderkopf an der vordern Seite. Er hängt in Ketten und wird durch Seile in Schwingungen gesetzt, die gegen die Fundamente der Stadtmauer gerichtet sind, welche durch ihn zertrümmert werden soll. Daher auch die Redensart:

jemand zum Mauerbrecher benutzen,

d. h. zu einer gefahrvollen Handlung. — „Mein Kopf ist nicht dazu gemacht, gegen die Mauer der Verhältnisse gerannt zu werden, ich habe zu einem Sturmbock nicht das Zeug." Scherr, „Germania", 1, 87. — Den Namen „Mauerbrecher" führten bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts auch die schweren Belagerungskanonen, mit welchen man 16—100pfündige Kugeln schoß.

1073. Er soll **warten, bis daß er schwarz wird!**

D. h. bis zum Nimmermehrstag. Bekanntlich werden Leichen, wenn sie zur Verwesung übergehen, schwarz. — Lat.: Ad graecas calendas solvere, z. B. bei Sueton. Octav. 87 u. ö.; der griechische Kalender hat bekanntlich keine Kalenden; s. Nr. 543.

1074. **Den Kopf waschen**; s. unter Lauge.

1075. **Das hat sich gewaschen!**

S. v. w. es ist vortrefflich, rein von Mängeln und Fehlern.

1076. **Etwas ist zu Wasser geworden**; s. Nr. 263.

1077. **Er reicht ihm nicht das Wasser!**

Eigentlich s. v. w. er ist nicht wert, ihm das Wasser zu reichen, er steht tief unter ihm; zu vergleichen Nr. 875. Von der früher allgemein verbreiteten höfischen Sitte des Wasserherumreichens bei Tische entlehnt. Nachdem der Truchseß dem Herrn des Hauses knieend die Meldung gemacht, daß das Mahl angerichtet sei, läßt dieser durch Hornfanfare oder durch Zuruf den Herrschaften das Zeichen geben, sich

an ihren Platz zu bemühen. Unter der Leitung des Kämmerers wurde dann den Tischgästen von den Edelknaben knieend eine Schüssel gehalten und ihnen Wasser über die Hände gegossen. Ein Tuch zum Trocknen (twehele, twehel, dwehele, dwehel, zwehel) hing um den Hals der Knappen. Damen mußte das Wasser zuerst gereicht werden. Schultz, „Höfisches Leben", Abschnitt IV. Dieses Waschen, welches nach aufgehobener Tafel wiederholt wurde, erklärt sich aus dem Umstande, daß Servietten und Gabeln früher noch zu den Seltenheiten gehörten: man führte die Bissen mit der bloßen Hand zum Munde.[1] Die Gabel als Tischgerät ist bei uns erst im 16. Jahrhundert in Gebrauch gekommen und von der Fleischgabel in der Küche ausgegangen. Auch die Messer waren spärlich vorhanden und gingen von Hand zu Hand. Auf einem Bilde im „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsberg sieht man vier Personen an einem gedeckten Tische sitzen, auf welchem nur zwei Messer und zwei Gabeln liegen. Die Gabeln sind zangenartig geformt und waren jedenfalls nur zum Tranchieren der Gerichte bestimmt. In Immermanns „Münchhausen" essen bekanntlich die westfälischen Bauern auch ohne Gabeln.

Doch nicht bloß an diese höfische Sitte ist hier zu denken; schon in der Bibel findet sich 2 Kön. 3, 11: „Hie ist Elisa, der Sohn Saphat, der Elia Wasser auf die Hände goß", in der Bedeutung: „der ihm diente"; vgl. 1 Kön. 19, 21. Bei der katholischen Messe gießt der Ministrant dem Priester das Wasser auf die Hände; ebenso reichen die Leviten noch heute den Priestern, bevor diese den Segen sprechen, das Wasser zum Waschen der Hände. Vgl. auch das lat.: dare aquam manibus, das Wasser zum Händewaschen reichen, Plaut. Pers. 5, 1, 17; id. Mostellaria 1, 3, 150.

---

[1] Chaucer, „Canterbury Tales", Prol. 127 fg., rühmt von der Nonne:

Sie war geübt in feinen Tafelsitten,
Nie ist ein Bissen ihrem Mund entglitten;
Nicht taucht' in Brühe sie den Finger ein.
Schön nahm den Bissen sie und hielt ihn fein;
Daß nie ein Tropfen auf die Brust ihr fiel.

1078. **Es läuft ihm das Wasser im Munde zusammen**; s. Nr. 700.

1079. **Das ist Wasser auf seine Mühle!**

S. v. w. das paßt ihm in seinen Kram; es ist ein gefundenes Fressen für ihn. — Wenn die Mühle kein Wasser hat, hört sie auf zu mahlen. Drum freut sich der Müller, wenn er wieder Wasser hat und sein Mühlwerk in Gang kommt. Übertragen mit erweitertem Sinn von jemand, der wieder die Mittel erhält, sein Geschäft zu betreiben, um für seine Person Kapital aus einer Sache zu schlagen. Das Sprichwort findet besonders Anwendung auf jemand, dessen Mund man mit einer Klappermühle vergleicht.

1080. **Jemand das Wasser trüben.**

Beruht auf der Äsopischen Fabel vom Wolf und Lamm (vgl. Phädr. fab. I, 1, 5—6). Fr. Rückert übersetzt die entsprechende Stelle:

Lechzend nach der Beute
Begann sogleich der freche Räuber einen Streit.
„Warum", so red'te er es an, „hast du das Wasser
Getrübet, das ich trinke?" Zitternd sprach das Wolltier:
„Bitt' um Vergebung, Wolf, wie wäre dieses möglich?" —

Nach dieser Fabel bezieht sich die Redensart ursprünglich auf ein Wesen, das unwissend und ohne Arg einem andern Schaden zufügt. Diesen Sinn hat die Redensart heute nicht; sie bedeutet nämlich ganz allgemein s. v. w. Schaden anrichten, Unheil stiften, Dummheiten begehen. Den letzten Sinn hat der Ausdruck z. B. bei Brant, „Narrenschiff", 5, 13, wo ein alter Narr von sich sagt: „Vnd hab gemacht vil wasser tryeb."

1081. **Wasser im Sieb schöpfen**; s. Nr. 908.

1082. Es hieße: **Wasser ins Meer, in den Rhein, in den Brunnen tragen.**

S. v. w. es wäre eine unnötige Arbeit. — Vintler 825: „Gleich als der da wasser trueg in den Rein."[1] — Murner, „Schelmenzunft" d[6]: „Der treit das wasser in den Ryn."[1] —

[1] Rein, Ryn (Rîne) hat neuhochdeutsch ein h bekommen, als wenn es ein griechisches Wort wäre; dies ist veranlaßt durch die Schreibung der Griechen Ῥῆνος und der ihnen folgenden Römer: Rhenus.

Vrîd. 130, 26: „Des brunen[1] fluz wirt selten breit Dâ man daz wazzer in treit.“ — Bei Brant, „Narrenschiff“, 32, α, β: „Der hütt der heuschreck an der sunn Vnd schüttet wasser jn eyn brunn.“[1] Es war schon im Lat. sprichwörtlich: aquas in mare fundere; Ovid. trist. 5, 5, 44. Vgl. sidera coelo addere. Ovid. Amor. 2, 10, 13; — in silvam ligna ferre. Hor. sat. 1, 10, 34; — in litus arenas fundere. Ov. trist. 5, 6, 44.

1083. **Es läuft noch viel Wasser den Berg hinunter!**

D. h. viel Zeit wird vergehen, ehe sich etwas realisieren wird. Die Zeit wird unter dem Bilde des fließenden Wassers gedacht; vgl. Ovid. Art. am. 3, 62: „eunt anni more fluentis aquae.“ — Wir begegnen unserm Sprichwort in folgenden Fassungen: „Für Megenze gât Die wîle des klaren Rînes harte vil.“ „Wartburgkrieg“ 24, 15. Vgl. „Germania“, VII, 187. Bei Bebel (a. 1507) Nr. 574: „Interea multum aquae in Neccaro vel Rheno praeterfluit.“ Burkh. Waldis 4, 88, 50 (Sandvoß, S. 83): „Eh man jm gibt die gloten gab, Leufft viel wasser den Rhein herab.“ Erasm. Ad. IV, 4, 9: „Multae rotae volventur“; bei Seb. Franck 1, 26: „Es werden noch vil reder umbgehen.“ — Frz.: Avant que cela arrive, il passera bien de l'eau sous les ponts.

1084. **Sich wegwerfen.**

S. v. w. sich gemein machen, sich in seiner Ehre schädigen. Der Ausdruck ist wörtlich aus dem Lat. entlehnt: se abjicere, eigentlich sich hoffnungslos zu Boden werfen, allen moralischen Halt verlieren; Cic. Tusc. 2, 23, 54: se abjicere atque prosternere; vgl. abjectus = erniedrigt, dann niedrig, verächtlich, verworfen, gemein.

1085. **Einem etwas weismachen.**

S. v. w. ihm eine falsche Nachricht als wahr erzählen. Wir machen zunächst auf den sehr großen Unterschied auf-

---

[1] Zu beachten ist, wie das angezogene Sprichwort zu den verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt wurde! Bei Vrîdanc bedeutet: „des brunnen fluz“ s. v. w. der Quell, das Quellwasser; bei Brant ist es Cisterne (puteus).

merksam, der zwischen den Ausdrücken „weismachen" und „weißmachen" obwaltet.[1] Zu dem ersten Ausdruck ist zu vergleichen die noch heute im Kurialstil übliche Redensart: jemand etwas zu kund und zu wissen thun. Diese Redensart ist mit der ursprünglichen Bedeutung unserer obigen Redensart: „einem etwas weismachen" völlig identisch; während nämlich die heutige Bedeutung dieses Ausdrucks ausschließlich auf falsche Meldungen beschränkt ist, war der Sinn desselben in der alten Sprache allgemein s. v. w. jemand eine Mitteilung machen, oder wie die schon oben angeführte amtliche Phrase lautet: „ihm etwas zu kund und zu wissen thun." In diesem Sinne hat z. B. Otfried: einen eines wisi tuan, oder: einem etewas wis tuan, certiorem reddere.

1086. **Die Weisheit mit Löffeln gegessen haben**; s. Nr. 644.

1087. **Ein weißer Sperling (Rabe)!**

Sprichwörtliche Bezeichnung einer Seltenheit. Schon bei Cic. ad fam. 7, 28, 2, findet sich „alba avis", ein weißer Vogel, in gleichem Sinne; ebenso bei Juven. 7, 202: „corvo rarior albo"; zu vergleichen „albae gallinae filius" bei Juven. 13, 141 (der Sohn einer weißen Henne, ein „Sonntagskind", weil weiße Hühner sehr selten sind); vgl. Plin. hist. nat. 15, 30 (40), 136.

1088. **Sich weiß brennen wollen**; s. Nr. 169.

1089. **Es ist nicht weit her**; s. Nr. 733.

1090. **Das Tröpfchen Wermut**

ist sprichwörtlich, weil das bittere Dekokt der Artemisia Absynthium die Kraft besitzt, die wohlschmeckende Flüssigkeit, zu der es gethan wird, in eine etwas unangenehmer mundende zu verwandeln. Diese Tröpfchen, die hier und da in den schäumenden Becher des Glückes fallen, sind jedoch für das glückliche Menschenkind sehr erspießlich, weil es ohne dieselben in eitlen Hochmut verfallen würde; denn

---

[1] „Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches hat er euch weisgemacht, das ihr ein Säculum glaubt." Goethe.

Nichts in der Welt ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von guten Tagen.

1091. **In ein Wespennest stochern.**

D. h. eine gefährliche Sache aufrühren, seine Gegner in Menge zum Angriff herausfordern. Die Wespen sind ein Sinnbild von Haß und Neid. In der Wormser Ausgabe des Freidank (1538) steht vor dem Kapitel „Von neid vnd haß" ein Teufel, der sich mit einem Wespenschwarm herumschlägt; vgl. Vrîd. 146, 1 und 2. Schon im Lat. ist sprichwörtlich: irritare crabones. Plaut. Amphit. 2, 2, 75. — Sprichwort:

Greif niemals in ein Wespennest!
Doch wenn du greifst, so greife fest!

1092. **Wetterwendisch wie der Hahn auf dem Turm;** s. Nr. 422.

1093. **Sich in Wichs werfen;** s. Nr. 229.

1094. **Wind bekommen.**

D. h. heimlich Nachricht erhalten. Von der Jagd entlehnt, wo der Wind bekanntlich eine wichtige Rolle spielt. Durch seine äußerst feinen Geruchsorgane kann das Wild den Jäger, wenn dieser unter dem Wind steht, schon auf weite Entfernung gewahr werden und sich flüchten, ehe man im Stande ist zum Schusse zu kommen. Das Wild bekommt demnach Wind von dem Jäger, d. h. es wittert ihn; es wird flüchtig, und der Jäger hat das Nachsehen. — „Dit quam Koningh Waldemar vnder den Wint." „Hamburger Chronik", Ausgabe von Lappenberg, S. 200.

1095. **Etwas in den Wind schlagen.**

S. v. w. einen guten Rat unbeachtet lassen; eigentlich die wohlgemeinten Worte geringschätzen, etwa wie Spreu, die der Bauer bei der Worfelung des Getreides in den Wind schlägt und fortführen läßt. Vgl. das lat. ventis tradere. Horat. Carm. 1, 26, 2; desgl. Erasm. Ad. III, 4; ferner: profundere verba ventis, in den Wind reden, Lucret. 4, 932; dare verba in ventos, Ovid. amor. 1, 6, 42; ventis loqui. Ammian. 15, 5.

**1096. Wo hat dich der Wind hergeweht?**

Diese Redensart drückt eine durch das unverhoffte Erscheinen eines Freundes veranlaßte freudige Überraschung aus. In Schwaben sagt man nach Birlinger, S. 93, noch: „Windle, wehe!“ wodurch der Wind angerufen wird, daß er jemand herbeiführe. In diesen Redensarten erblicken wir wichtige mythologische Reminiscenzen. Es ist hier nämlich der Windgott, der alte Wuotan selbst gemeint! Er giebt den Schiffern günstigen Wind; er wandelt auf den Wellen, beschwichtigt sie, giebt dem Schiff, in das er sich aufnehmen läßt, glückliche Fahrt. Aber nicht nur den Wunschwind spendet er, sondern als oberster, als mächtigster Gott kann er mehr als alle andern, kann er alle Wünsche der Menschen erfüllen: daher heißt er „Oski“, der Wunsch, d. h. der Wunsch-Gott, der Wunscherfüller. Und diese Vorstellung war besonders auch südgermanisch, d. h. deutsch: im deutschen Mittelalter wird noch „der Wunsch“ personifiziert und vielfach angerufen und gefeiert; er hat Hände, Blick, freut sich, zürnt, neigt sich.[1] Daß der alte Wodan darin verborgen war, merkte man schon damals nicht mehr.

**1097. Jemand einen Wischer geben.**

S. v. w. ihm einen Verweis erteilen. In seiner eigentlichen Bedeutung bezieht sich der Ausdruck auf einen bestäubten Gegenstand, den man mittelst eines Tuches rein wischt; im figürlichen Sinne erteilt man jemand einen Wischer, um von ihm ein Versehen, eine Übereilung, eine Pflichtverletzung, überhaupt einen Fehler gleichsam wie einen Flecken abzuwischen.

**1098. Sich bessern wie ein junger Wolf.**

D. h. immer schlimmer werden. — Tunnicius (a. 1514) Nr. 585: „He sal sik beteren als ein junk wulf“; mit der lat. Übersetzung: „Ursus ut exiguus animum mutabit iniquum.“ — Da bei uns in Deutschland die Wölfe zum

---

[1] Wie reich diese Auffassung Wodans ausgebildet war, beweisen die Sagen von dem „Wunsch-Hütlein“, „Wunsch-Säcklein“ (vgl. Heckthaler, Brutpfennige), „Wunschmantel“, der „Wünschelrute“ und vielen andern „Wunschdingen“.

größten Teile längst ausgerottet sind, so leuchtet ein, daß schon in dem bloßen Auftreten des Wolfes im Sprichwort ein Beweis für das hohe Alter dieses Sprichworts liegt.

**1099. Dem Wolfe die Schafe befehlen.**

Von einem bösen Vormunde gebräuchlich. — „Swâ der wolf ze hirte wirt, Dâ mite sint diu schâf verirt.“ — Vrîd. 137, 11. — „Swer den wolf nimt ze râtgeben, Daz gât den schâfen an daz leben.“ Vrîd. 137, 13. — „Ein wolf sîne sünde flôch, In ein klôster er sich zôch, Er wolde geistlîchen leben. Dô hieß man in der schâfe pflegen: Sît wart er unstæte. Dô beiz er schâfe unde swîn: Er jach daz ez des pfaffen rüde tæte.“ Spervogel.

**1100. Der ist ein Wolf in Schafskleidern.**

Von einem Scheinheiligen. Nach Matth. 7, 15: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ — „Innen wolf und ûzen schâf.“ Spervogel, Pfeiffer, S. 79. „Der ist gar ein lemblîn ûzen, Doch mac ein wölflîn dâ wol lûzen.“ Renner 385. — „Jedoch steckit in der schâfînen hiute daz wulvîne herze.“ Antichrist 111, 34. — Bebel (a. 1507) Nr. 535: „Lupus cucullo indutus nihilominus ovibus insidiatur.“ — Seb. Franck 11, 22: „Er bleibt auch im schafkleyd ein wolff.“ — Brant, „Narrenschiff“, 102, 48: „Vil woelff gont yetzt jnn schaeffen kleydt“; vgl. „Narrenschiff“ 32, 30. — Burkh. Waldis, „Verlorner Sohn“, 1994: „Wan er de wulf wil roven gan So tuet he schapes kleder an.“ — Wegeler, „Philosophia Patrum“, Nr. 2115: „Oft aus Lammeshaut Wolfes Tücke schaut“, u. ö.

**1101. Wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit!**

Sagt man, wenn jemand, von dem eben gesprochen wurde, unvermutet ankommt. — „Sô man den wolf nennet Sô er zuo drenget.“ Wackernagel, „Lesebuch“, 835, 17. — Brant, „Narrenschiff“, 111, 61: „Ich schwig, der wolff ist mir nit verr.“ — Ähnlich heißt es im Engl.: Talk of the wolf and his tail appears. — If you call the *devil* he'll be certain behind the door. — Speak of the wolf, and you will see his tail. — The *devil* is never nearer

than we are talking of him. — Talk of the *devil* and his instep appears. — Auch frz.: Quand on parle du loup, de la queue on voit le bout. — Parlez du loup et vous verrez sa queue. Wenn Wolf und Teufel hier identifiziert werden, so erklärt sich dies aus der mythischen Bedeutung des Wolfes[1], worüber W. Grimm in Haupts „Zeitschrift", XII, 214, zu vergleichen ist. Im Lat. lautet das entsprechende Sprichwort: lupus in fabula (sermone). Terent. Adelph. 4, 1, 21 (damals eine Aufforderung zum Stillschweigen; denn man glaubte, wer einen Wolf sähe, müsse verstummen. Heute nur in der obigen Bedeutung); Cic. Att. 13, 33; Plaut. Sticho 4, 1, 71; Servius ad Vergilii Aeneid. 9, 54.

**1102. Er ist wie aus den Wolken gefallen.**

S. v. w. ganz fremd sein, als wäre er aus einem andern Leben; überrascht, erstaunt sein. Frz.: à cette nouvelle il tomba des nues. Die Redensart ist die Übersetzung des lat. „coelo missus" (Tibull 1, 3, 89; Liv. 10, 8), das von Tertullian, „Apologet.", Kap. 10, in folgender Weise erklärt wird: „Pflegen wir nicht von denjenigen zu sagen, die wir nicht kennen und die plötzlich vor uns erscheinen: sie seien vom Himmel gefallen?" Der Ausdruck beruht auf einer symbolischen Handlung, die früher in Rom üblich gewesen und von der uns Plutarch (Quaestiones roman. V) berichtet. Wenn jemand während längerer Zeit verschwunden und deshalb für tot gehalten war, so mußte er bei seinem Wiedererscheinen, nach bestehendem Gesetze, durch das Dach in sein Haus gelangen, um hierdurch anzudeuten, daß er gleichsam wie vom Himmel oder aus den Wolken gefallen sei. Zu vergleichen delabi coelo, von dem, der unverhofft zum Glücke kommt, Cic. de imp. Cn. Pomp. 14, 41.

---

[1] Hierzu vgl. das Sprichwort: „Ein Mensch ist des andern Teufel", das im Lat. lautet: „lupus est homo homini" (s. v. w. trau keinem, den du nicht kennst), Plaut. Asinaria 2, 4, 88. — Bei Seb. Franck I, 158^b, findet sich noch: „Also daß ein mensch des andern wolff vnd Jägtüfel ist, nun zeverderben vnd zschenden."

**1103. Er hat's in Worten,**

auch mit dem Zusatz: „wie das Eichhörnchen im Schwanz!“ Ohne Zusatz von jemand, der mit hoher Gönnermiene in beredten, schönen Worten etwas verspricht, worauf nicht zu bauen ist; mit dem Zusatz von jemand, der in Worten so beweglich ist, wie das Eichhörnchen im Schwanz. — Agricola (a. 1529) Nr. 43: „Es ist dir in worten, wie manchem im synne.“ Mit der Erklärung: „Im synne hats mancher, er wolle gros ding thun, aber er feylet darnach weyt, wens zur that kompt, vnd zum treffen gehen soll.“ Ebenso die Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 30.

**1104. Jemand mit Worten abspeisen.**

Von jemand, der nur leere Worte spendet, die sich nicht in Thaten verwandeln. — Namenlose Sammlung (a. 1532) Nr. 302: „Mit worten speisen.“ Mit der Erklärung: „Von eim wirt der den gesten gute wort gibt, vnd wenig zu essen, von dem sagt man, wer sich mit worten woel speisen lassen, der würde satt.“ Ähnlich Agricola Nr. 355.

**1105. Wenn das Wort eine Brücke wär'!** s. Nr. 180.

**1106. Einem in den Wurf kommen.**

Von einer unangenehmen Begegnung. — Die Situation, auf welche diese Phrase zurückgeht, ist so zu denken, daß ein aus der Schlacht Fliehender seinem im Hinterhalt liegenden, mit Schleuder, Speer oder dgl. bewehrten Feinde so gegenüber kommt, daß dieser ihn bequem treffen kann. Auch an den (mit einem Speer jagenden) Jäger kann man denken, dem unversehens eine Beute in den Weg kommt.

**1107. Einen Wurm im Kopfe haben.**

S. v. w. närrisch, hochmütig sein. Von der Drehkrankheit der Schafe genommen, die wirklich durch den sogenannten Drehwurm im Gehirn verursacht wird. — Ebendaher die Redensart:

das Ding fängt an, ihn zu wurmen,

d. h. ihm im Kopfe herumzugehen, ihn zu ärgern.

**1108. Wurst wider Wurst!**

D. h. Gleiches mit Gleichem vergelten. Von der Sitte, sich beim Schlachten der Schweine gegenseitig mit Wurst und

Fleisch zu beschenken.[1] Der Ausdruck ist vielfach variiert: „Wie du mir (begegnest), so ich dir" (Spr. Sal. 24, 29). — „Bratest du mir eine Wurst, so lösche ich dir den Durst."[2] S. v. w. bist du mir gefällig, so bin ich's wieder. — „Ein Eisen macht das andere scharf." — „Eine Hand wäscht die andere." — „Haust du meinen Juden, so hau' ich deinen." — „Schône du mîn, so schône ich dîn, Sît wir beide schuldec sîn" (Renner 7576. 13340. 15364). — „Heißt dû mich tôr, Sô sprich ich zuo dir gouch" (Colm. 80, 32). — Hierzu vgl.: „Waz du wilt, daz man gên dir Tuo, daz tuo du gegen mir." Boner. 37, 57; ähnlich Frîd. 121, 8. — „Swaz du niht wilt daz dir geschiht, Des entuo den andern niht." „Buch der Rügen", S. 265.

**1109. Die Wurst nach der Speckseite werfen.**

S. v. w. durch ein kleines Geschenk ein größeres zu erhalten suchen. — Bei Agricola findet sich das Sprichwort: „Schenken heißt angeln." Dieses ist mit unserer Redensart völlig identisch; vgl. die Erklärung: „Wer einem andern etwas schenket, der wirft ihn mit einer Bratwurst um ein Seiten Speck. Man schenkt gar selten aus lauterer Lieb, ohn ein Schalksaug, sondern man handelt, angelt, jagt und fischt mit den Gaben, daß man mehr sehe und mit Gewinn wieder nehme. Dem Fisch schenkt man am Angel ein Köder, dem Wolf ein Aas oder Gans, daß der Fisch am Angel hangen und zum Raub werde und der Wolf in die Grube falle. Mit Schenken thut man einer Gabe winken; wer giebt, der riecht ein Wildpret und ist ein

---

[1] Diese Sitte und der noch in ganz Norddeutschland übliche Name Schlachtfest, zu dem man hier und da ein Gastmahl rüstet und Verwandte und Bekannte einlädt, deuten auf ein wirkliches, älteres heidnisches Fest, das in der Familie begangen wurde, sowie auf alte Opfergemeinschaft. Grimm, „Mythologie", S. 1201.

[2] Das Sprichwort ist wahrscheinlich auf S. Brant zurückzuführen. Im „Narrenschiff", Kap. 81 („von kochen vnd keller"), V. 53 fg., findet es sich in folgender Gestalt dem Kellermeister in den Mund gelegt:

Der keller (d. i. Kellner) spricht, brot mir eyn wurst
Herr koch, so lesch ich dir den durst.
Der keller ist des wyns verräter
Der koch der ist des tüfels bräter u. s. f.

rechter Handel; arme Leut, wenn sie ihr Ding theuer gedenken zu verkaufen, so schenken sie's Reichen, thun aber oft, wie die Angler — einen Fehlzug. Man schickt keinem kein Wurst, man verhoffe dann, er werde auch ein Sau schlachten und des Sprichworts gedenken: Wurst wider Wurst, Korn umb Salz! Daher kommt's, daß man allein den Reichen giebt, denn an Armen weiß man nichts zu gewinnen und hofft keiner Widerlag, darum handelt niemand mit ihnen." — Manutius, Adag. Ursellis 1603, p. 581: „pileum donat, ut pallium recipiat." — Owen, Monost. 88: „Munera qui mittit, sperat majora remitti." Lehmann, „Florilegium", 1630, S. 236: „Ovum dat nulli, nisi sit retributio pulli." — Schon Martial 5, 60, hat: „Quisquis magna dedit, voluit sibi magna remitti."

## X.

**1110. Ein X für ein U machen.**

S. v. w. jemand betrügen. — Zwei Ursachen scheinen gemeinschaftlich die Entstehung der Redensart bewirkt zu haben. Bekanntlich wurden im Mittelalter die Zahlen mit römischen Zahlzeichen ausgedrückt, unter denen V und U gleichbedeutend waren und für fünf (5) standen. Zwei V, das eine verkehrt an das andere gesetzt (X), bedeutete aber zehn (10). Ursprünglicher Sinn der Redensart ist demnach: jemand zehn statt fünf (d. i. „mit doppelter Kreide") anschreiben. Daß ein solcher Betrug (z. B. bei einer Zechschuld) leicht vorkommen konnte, ist begreiflich. Man vgl. hierzu das Gleichnis vom ungerechten Haushalter und die darin vorgenommene Veränderung der Zahlzeichen (Luk. 16, 6 und 7).

Albert Höfer veröffentlicht in der „Germania" eine von dieser verschiedene Deutung, die er aus einer Eigentümlichkeit altdeutscher Glossen entnimmt. „Unter den verschiedenen Geheimschriften, deren unsere Vorfahren sich bedienten, war die gewöhnlichste und mindestens bis ins 15. Jahrhundert fortdauernde Art bekanntlich die, welche statt des Vokals den zunächst folgenden Konsonanten setzte, also b

statt a, f statt e, k statt i, p statt o und endlich x für v, u, sowie xx für w. Hier ward also wirklich ein X für ein U gesetzt. Und da die Absicht dieser Schreibweise, mag sie oftmals auch als Zeitvertreib und Spielerei geübt sein, ursprünglich nicht sowohl auf ein Betrügen und Fälschen, als auf ein Verbergen und Täuschen hinauslief, so scheint mir unsere in völlig gleichem Sinne gebrauchte Redensart auch hier ihren ersten Ursprung zu haben, wobei nicht geleugnet werden soll, daß später auch die Bedeutung des X und U als X und V eingewirkt habe." „Germania", XIII, 270; XIV, 215; IV, 216.

## Z.

**1111. Zachäus auf allen Kirchweihen!**

Sagt man von einem vergnügungssüchtigen Menschen, der auf jeder öffentlichen Lustbarkeit zu sehen ist. Hergenommen vom Evangelium Lucas, Kap. 19, wo der kleine Zachäus auf einen Maulbeerbaum steigt, um Jesum zu sehen. Da dies Evangelium überall am Tage der Kirchweihfeste gepredigt wird, so bildete sich im übertragenen Sinne das obige Sprichwort.

**1112. Der Zahn der Zeit,**

der alles zernagt, ist ein Bild, das sich z. B. in Shakespeares „Measure for Measure", V, 1 (tooth of the time) findet. Nach Büchmann soll Wieland, der erste Übersetzer Shakespeares in Deutschland, diesen Ausdruck in die deutsche Sprache eingeführt, denselben auch wiederholt citiert haben, z. B. in den „Abderiten" IV, 12; in „Peregrinus Proteus", 3. Abschnitt. Man kannte indessen diese symbolische Bedeutung des Zahns schon im Altertum; sogar „der Zahn der Zeit" findet sich schon bei Ovid. Metam. 18, 235; „der Zahn des Neides" bei Cic. pro C. Balbo 26 („non illo inimico, sed hoc maledico dente carpunt"); bei Hor. 4, 3, 16 („et jam dente minus mordeor invido"); überhaupt von zerstörenden Kräften, Lucret. 1, 852 („leti sub dentibus ipsis"); vom Wasser Petron. 42 („aqua dentes habet").

**1113. Einem auf den Zahn fühlen.**

D. h. ihn auszuforschen suchen. Vom Pferdehandel entlehnt. Bei Beurteilung des Alters von Pferden und andern Tieren prüft man die mehr oder minder abgenutzte Kaufläche der Zähne. Aus der Zahl derselben, besonders aber aus der Vertiefung in der Reibefläche der Schneidezähne („Bohne" genannt) erkennt man das Alter, die Beschaffenheit und den daraus sich ergebenden Wert der Tiere. Auf den Menschen übertragen, erhält die Redensart den Sinn: durch genaue Prüfung, durch sorgfältige Untersuchung die geistige Beschaffenheit eines Menschen, seine Kenntnisse und Fähigkeiten in Erfahrung zu bringen suchen.[1]

**1114. Seinem Gegner die Zähne zeigen.**

Von den Tieren entlehnt, denen die Natur ihre Verteidigungs- und Angriffswaffen ins Maul gelegt hat. Werden die Tiere gereizt, so pflegen sie den Feind dadurch zu schrecken, daß sie ihm ihr scharfes, aus starken Zähnen bestehendes Gebiß zeigen. Hunde und Wölfe fletschen ihre Zähne, wenn ihnen ihre Beute abgetrieben wird; daher figürlich auch von Menschen gebräuchlich, die sogleich bereit sind, ihre Stärke und Gewalt, die Verteidigung ihrer Gerechtsame auf das nachdrucksvollste und abschreckendste an den Tag zu legen. — Schwäbisch: „die Zähne verblecken" (Birlinger, 19). — „Herzoglich Wirtembergische Hochzeit vom J. 1578", S. 272: „Im Hals die weißen Zähne sie blöcken." Grimm, „Wörterbuch", II, 86. — Bei Goethe sagt Faust (Scene nach der Walpurgisnacht) zu Mephistopheles: „Fletsche deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen." — Auch in dem provençalischen Roman „Flamenca" findet sich dies Bild, angewendet auf einen Eifersüchtigen, welcher die Grimasse eines Hundes

---

[1] Hiernach erklärt sich auch das Wort: Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul! Das Sprichwort findet sich auch in andern Sprachen, z. B. im Frz.: à cheval donné on ne regarde pas la bouche (denn auch die Haut ist dankenswert!). Ebenfalls lat.: „Equi donati dentes non inspiciuntur." Hieronym. ep. ad Eph. prooem. Und: „Donum quodcunque dat aliquis, proba." Nach Strabo. Erasm. Ad. Chil. IV, Cent. 1.

macht, der die Zähne zeigt: „adoncas fai un joc cani que las dens monstra e non ri“ (v. 1075). Zu vergleichen ist das lat. cornua obvertere alicui, die Hörner gegen ihn kehren, Plaut. Pseud. 4, 5, 3; vertere cornua in aliquem; irasci in cornua, weil sie auch Werkzeuge des Zornes sind, Verg. Georg. 3, 232; id. Aen. 12, 104.

**1115. Einen Zankapfel hinwerfen; zum Zankapfel werden.**

D. h. Anlaß zum Streite geben. Von dem bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis von der Eris unter die Gäste geworfenen goldenen Apfel, den dann Paris der Aphrodite als Preis der Schönheit überreichte und damit Streit erregte. — Lat.: discordiae malum mittere. Justinus 12, 15, 11.

**1116. Zapfenstreich schlagen.**

In Garnisonen das von den Spielleuten der Wachen gegebene Zeichen (Signal), über welches hinaus Soldaten sich nicht mehr außerhalb der Quartiere aufhalten dürfen. Der Zapfenstreich soll aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammen und von Wallenstein eingeführt sein, um den nächtlichen Zechgelagen der Soldaten zu steuern. Zu einer bestimmten Stunde mußten auf ein gegebenes Zeichen die Marketender den Spund oder Zapfen des Fasses streichen, hineinschlagen (vgl. engl. to strike = schlagen). Bei besondern Gelegenheiten wurde „der Zapfen nicht gestrichen“, d. h. es war Freinacht, wo man sich voll und toll trinken durfte.

**1117. Einen zappeln lassen.**

S. v. w. ihn in unangenehmer Lage sich selbst überlassen. Von einem Fische sagen wir: er zappelt, wenn er sich an der Angel heftig hin- und herbewegt, um sich zu befreien. Im uneigentlichen Sinne wendet man das Wort auf den Menschen an, z. B. in der Redensart: er hat lange zappeln müssen, was so viel heißt als: er hat sich lange bemühen müssen, um aus irgend einer bedrängten Lage herauszukommen. Luther (in den „Tischreden“; Werke [Wittenberg 1558], IX, 442[a]) gebraucht den Begriff selbst bei abstrakten Dingen. „Wie der Glaube zappelt“, wo der persönlich gedachte Glaube als nach Befreiung aus bedrängter Lage ringend veranschaulicht wird.

**1118. Einen im Zaume halten.**

S. v. w. ihn bändigen, in Schranken halten. Von der Lenkung der Pferde entlehnt. Zaum und Zügel dienen dazu, die ungestüme Kraft des Pferdes in Schranken zu halten, es nach Willkür zurückzuhalten, überhaupt es dem Willen des Menschen völlig unterthänig zu machen. — Den entgegengesetzten Sinn hat die Redensart:

die Zügel schießen lassen,

besonders von denen gebräuchlich, die ihren Leidenschaften, ihrem Eigenwillen freien Lauf lassen.

Noch viele andere Redensarten knüpfen sich an Zaum und Zügel, u. a. folgende: sich vor Zügellosigkeiten hüten, ein zügelloses (ausschweifendes) Leben; mit verhängtem Zügel, d. h. im schnellsten Laufe des Pferdes; Herrscher ergreifen die Zügel der Regierung u. s. f.

1119. Eine Gelegenheit **vom Zaune brechen.**

In früherer Zeit waren Privatgrundstücke häufiger als jetzt durch den Zaun eingehegt und eingefriedigt. Zäune waren überall; selbst Städte und Dörfer waren eingezäunt (eingehegt); vgl. engl. town (Stadt), etymologisch = Zaun, eingezäunter Ort; ferner alle Ortsnamen auf — hagen, z. B. Stavenhagen, Bartelshagen u. s. f. Wenn nun jemand im Fall der Notwehr oder sonstwie eines Stockes bedurfte, so war es ihm ein Leichtes, sich diesen zu verschaffen: er brauchte ihn nur vom Zaune zu brechen. — Schon mittelhochdeutsch: „Ein anspruch prechen sie vom zawn, der fromm muß leder gessen han so lang bis er kumpt aus dem rat.“ Morßheim 479. Desgleichen Seb. Franck im „Weltbuch“ (1534), Abschnitt Adel: „Verletzt oder angetast rechen sy sich selten mit Recht, sunder vil brechen inen etwan ein vähe (d. i. Fehde, Feindschaft) ab einem zaun.“

**1120. Zwischen den Zeilen lesen.**

S. v. w. aus dunkeln, unklaren oder verblümten Worten den richtigen Sinn herauslesen, den Ausdruck in richtiger Weise verstehen, auslegen, deuten. Hergeleitet ist die Redensart von den sogenannten Interlinear-Versionen, das sind Verdeutschungen fremdsprachlicher Wörter, Sätze oder ganzer

Texte, und zwar in der Weise, daß sich zwischen den Zeilen bei jedem einzelnen Worte das entsprechende deutsche geschrieben findet. So wurde namentlich in alter Zeit die Bibel glossiert, von der man hundert glossierte Handschriften kennt.

1121. **Es ist eine Zeitungsente.**

Von einer unwahren Nachricht. Wir wollen nicht alle die abenteuerlichen Erklärungsversuche kolportieren, die dieser Ausdruck erfahren hat. Wir begnügen uns hier mit einer Deutung, die vollkommen auf historischem Grunde ruht und deshalb die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. In „Schelmuffskys curiöser Reisebeschreibung in hochteutscher Frau Mutter Sprache“ (Schelmerode 1696, neu Leipzig 1848) findet sich nach von Wurzbach folgende Stelle: „— so wusste ich allemalen so eine arttige Lüg-Ente vorzubringen.“ Dieses „Lüg-Ente“ ist witzig entstellt aus Legende, d. i. Heiligengeschichte, Wundererzählung. Luther gebraucht für „Legende“ — „Lügende“: „Wer der heiligen Lügenden S. Christoff, Georg, Barbara, Catharina, Ursula, und der ohne Zahl, mit ihren Wundern aufbracht.“ Auch Fischart kennt die päpstlichen „Lüg-Enten“. Dieser Ausdruck hat sich nun verkürzt als „Ente“ in der Zusammensetzung „Zeitungsente“ bis auf unsere Tage erhalten. — Auch in Frankreich kennt man den Ausdruck canard im Sinne von Zeitungsente und: donner des canards à quelqu'un = jemand etwas weismachen.

1122. **Zeter, Zetergeschrei.**

Geht auf den altgermanischen „Ziu“ zurück und bedeutet ursprünglich den Kriegsgott anrufen, den Waffenruf erheben bei plötzlich drohender Gefahr. Der Name dieses Gottes ist noch erhalten in „Dienstag“ (engl. Tuesday); mittelhochdeutsch zisdag, althochdeutsch Ziesdag, altnordisch Tysdagr (Genetiv von Tyr), angelsächs. Tivesdäg. Der Gott heißt althochdeutsch Ziu, altnordisch Tyr, angelsächs. Tîv.

1123. **Dummes, albernes Zeug im Kopfe haben.**

Zeug wird hier figürlich im verächtlichen Sinne gebraucht von Dingen, Handlungen und Gedanken, mit denen sich eine Person beschäftigt. Zeug (althochdeutsch ziuch, Ge-

rätschaft, bewegliche Habe; mittelhochdeutsch ziuc, Gerätschaft, Rüstung, Waffe) bedeutet auch: Stoff, Materie, woraus etwas bereitet werden soll; so besonders bei gewissen Gewerben, z. B. bei den Papiermachern: die gestampften Lumpen. Hiervon scheint die obige Redensart bildlich genommen zu sein.

**1124. Einem etwas am Zeuge flicken.**

S. v. w. ihm etwas Nachteiliges nachsagen; ihm Schaden zufügen. Von der Unsitte entlehnt, jemand unvermerkt zum Spott einen Zeugfleck u. dgl. anzuheften. Vgl. hierzu die Redensart: „jemand ein Blech anhängen" in folgenden Nachweisen. In einer gereimten Fastnachtspredigt in Scheibles „Kloster", I, 159:

Auch merkt auf, die in der kirchen schwatzen
Die Leuten hinten vnd vorn abschwatzen
Sie lassen kein Weib vor ihnen gan
Sie schlagen ihr ein Blechlin an
Die erste hab einen stolzen Gang
Der andern sey die Nas zu lang
Der dritten sey der Fuß zu breit u. s. f.

H. Sachs II, 39: „Schlag ich jedem ein Plechlin an." — Ebenda I, 160: „Jedem schlegt er ein plechlin an." — Brant, „Narrenschiff", 42, 13—15: „Wer strofft eyn boßhafftigen man Der henckt jm selbst eyn spätlin (= Zeugfleck; s. Schmidt, „Schwäbisches Wörterbuch", S. 498) an Eyn wysen stroff." — Ebenda 21, 3—5: „Der ist eyn narr vnd ungeert Der alle sach zům bösten kert Vnd yedem ding seyn spett anhenckt." — „Darum henckt Gott eim yeden ein Kläpperlin an." Seb. Franck I, 109[a].

**1125. Wie Ziethen aus dem Busch!**

D. h. urplötzlich, unerwartet. — Die Redensart bezieht sich auf Ziethens unerwartetes Erscheinen und Eingreifen in die Schlacht bei Torgau, am 3. November 1760, wodurch der glänzende Sieg erfochten wurde.

**1126. Rot wie ein Zinshahn**; s. Nr. 831.

**1127. Etwas bei allen vier Zipfeln fassen.**

S. v. w. bei einer Sache sehr vorsichtig sein, sicher gehen. — Zipfel wird gesagt von den Ecken oder Spitzen

solcher Dinge, die man als bloße Flächen betrachtet. So heißen auch die Ecken eines Tischtuches Zipfel; wenn nun ein Tischtuch recht sorgfältig ausgebreitet oder zusammengelegt werden soll, so wird es (durch zwei Personen) an allen vier Zipfeln gefaßt. Ebendaher die Redensart:

Er will das Tuch an fünf Zipfeln fassen,

von jemand, der zu sicher geht und nicht genug bekommen kann.

1128. **Jemand auf dem Zug haben**; s. Nr. 989.

1129. **Jemand die Zügel schießen lassen**; s. Nr. 1118.

1130. **Auf keinen grünen Zweig kommen**; s. Nr. 406.

1131. **Einem das Zwerchfell erschüttern.**

S. v. w. ihn heftig lachen machen. Das Zwerchfell ist eine zwerch (d. h. quer) ausgespannte, muskulöse Haut, welche im Rumpfe den Oberleib oder die Brust von dem Unterleib oder Bauche trennt. Es ist nach der Brustseite erhaben und nach der Bauchseite hohl. Beim Atmen wird es nach unten gedrückt, auf die Eingeweide gesenkt, und dies befördert deren wurmförmige Bewegung. Beim Lachen verziehen sich nun nicht nur die Gesichtsmuskeln zur freundlichen Miene, sondern es wird auch Luft heftig eingeatmet und ausgestoßen und so das Zwerchfell in Bewegung und Erschütterung gebracht.

1132. **Zwietracht säen**; s. Nr. 224.

# Register.

(Die beigefügten Ziffern bedeuten Seitenzahlen.)

## A.

## C.



## D.



## E.

## F.

## G.

## H.

## J.



## K.

## L.



## M.

## N.



## O.

## P.



## Q.



## R.

## T.

## U.



## V.



## W.

## X.



## Z.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Borchardt, Wilhelm

Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

Leipzig 1888